Berühmte Schriftsteller
der
Deutschen.

Berühmte Schriftſteller
der
Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben

von

Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voſs, Matthiſſon, Gleim, Z. Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Andern.

Bisher in keiner Sammlung.

Erſter Band.

Berlin. 1854.
Vereins-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorworte.

Die nachfolgend aneinander gereihten Schilderungen aus dem Leben berühmter Schriftsteller sind mehr und minder umfassend, zuweilen bestehen sie jedoch nur aus einzelnen Zügen, weil das bisher Allgemeinbekannte möglichst ausgeschlossen wurde. Jedenfalls stellen sich hier die Persönlichkeiten und Bestrebungen vieler bedeutenden Männer so um uns her, daß wir in ansprechender Weise eine Vergangenheit genähert sehen, welche unserer Literatur unvergänglichen Glanz und Ruhm brachte. Gewiß ist zu sagen: die Gesammtheit der Ueberlieferungen, zum Theil von Verfassern, die sich selbst Ruf erwarben, macht uns völlig heimisch in jener Zeit, die an dem Gedächtniß der Deutschen nicht vorüber gehen

kann, ohne erhebende Gedanken und Empfindungen zu wecken. — Was wir gaben, befindet ſich, wie wir glauben dürfen, noch in keiner Sammlung, wenigſtens würde ſich dieſe Behauptung nur in Geringfügigem widerlegen laſſen, was der Verbindung wegen nicht abzutrennen war, und wir ſelbſt wüßten ſogar Dergleichen bei geübter Umſicht kaum zu bezeichnen. Sollten wir uns in ſolchem Betracht mit Dieſem oder Jenem dennoch geirrt haben, wäre es bei der Reichhaltigkeit des Ganzen nicht zu zählen, wohl aber zu entſchuldigen. — So möge denn das Vergnügen, welches wir an dieſen charakteriſtiſchen Umriſſen ſchon hatten, ehe ſie ſo vereint uns vorlagen, ſich weiter verbreiten zu den Leſern unſeres Buches, deſſen zweiter Band nicht minder inhaltvoll und anziehend ſeyn wird als dieſer erſte, wie ſchon die Namen Derer bezeugen, die noch anzureihen ſind.

Im Februar 1834.

Der Herausgeber.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Goethe . . . . . 1 — 126

Unterredung mit Goethe. Vom Profeſſor Dietmar. — Goethe am Hofe zu Weimar. — Goethe's Scheiden von der Theater-Leitung. Vom Profeſſor Dr. F. W. Riemer. — Goethe bei dem Jubiläum des Großherzogs von Weimar. — Goethe's Jubiläum. — Das Goethe-Feſt in Berlin. (I. Rede. II. Gedichte zur Preisbewerbung. III. Zelter's Ausſpruch und Preis-Vertheilung. IV. Schluß der Feier.) — Goethe und Werther's Lotte. Von Miß Fanny Kemble. — Auguſt von Goethe. Von St. Schütze.

Schiller . . . . . 127 — 152

Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen. (1792.) — Aus „Erinnerungsblätter eines Studenten.“ (Handſchriftlich.) — Schiller in Berlin. — Das Entſcheidendſte in Schiller's Schickſal. Von St. Schütze.

Wieland . . . . . 153 — 246

Wieland's Privatleben. Von Dr. Lütkemüller. (Wohnung. Spaziergänge. Gemüths- und Arbeits-Art. Merkwürdige Beſuche. (Baggeſen. J. H. Voß. Mathiſſon. Jean Paul Friedrich Richter. Sophie La Roche. Sophie Brentano.) — Wieland über das Sittliche. — Zurechtweiſung. — Wieland und General Sebaſtiani.

Seite

Klopstock . . . . . 247 — 258

Klopstock in Schulpforte. — Erinnerung an Klopstock. — Kaiser Joseph und Klopstock. — Klopstock und Frau von Genlis. Von C. H. Catel.

Thümmel. . . . . 259 — 274

Ein Nachmittag bei Thümmel. Von Dr. Ernst Woldemar.

Falk. . . . . 275 — 288

Erinnerungen an Johannes Falk. Von L. M. Fouqué.

Moritz. . . . . 289 — 306

Carl Philipp Moritz. Vom Professor Dietmar.

Heinrich v. Kleist. . . . . 307 — 317

Aus dem Leben Heinrichs von Kleist. Von Peguilhen.

Knebel. . . . . 318 — 338

Karl Ludwig von Knebel. Bericht eines Verwandten.

Lessing. . . . . 339 — 350

Ueber eine Predigt von Lessing. Mitgetheilt von J. W. Schlosser.

Basedow. . . . . 351 — 358

Basedow's Bestrebungen. Von Dr. Ernst Woldemar.

Jean Paul. . . . . 359 — 364

Das Schrecken im Walde. Von einem Augenzeugen.

Rochlitz. . . . . 365 — 375

Friedrich Rochlitz. Von L. M. Fouqué.

Wetzel. . . . . 376 — 392

Einiges von J. G. Wetzel. Von Dr. G. W. Grohe.

Goethe.

Unterredung mit Goethe.

Vom Professor Dietmar.

Als ich — noch Candidat — im Jahr 1786 vom Hofrath Wieland dem damaligen Herzog Carl August im Stern — so heißt ein Theil des Herzoglichen Gartens — vorgestellt wurde, sah ich unter den ihn umgebenden Gelehrten auch Goethe. Er unterhielt sich eben mit einem Offizier und ich hatte nicht Gelegenheit mich ihm zu nähern. Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungs-Institut dem Herzog von Weimar ab, wie er es verlangt hatte, und beim Abtreten äußerte ich mein Bedauern gegen Musäus, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben.

„Das könnten Sie noch verbessern"; meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt Nachmittags gegen sechs Uhr zu ihm

gehen, will ich Sie begleiten." Dieses Anerbieten nahm ich dankend an. „Melden Sie sich nur als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, zuerst auf der Linde *) gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Wir haben ihre damalige Standeserhöhung herzlich belacht." Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schneyfenthaler Reise zurück?" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe. (Er war erst siebenunddreißig Jahr alt.) „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?" — Ich erzählte ihm Alles, was mich von dem Salzmann'schen Erziehungs-Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden, mittelst einer Laterna magica, zu lehren, gefiel ihm besonders. „Er hat einen Bruder in Erfurt", erwähnte Goethe, „der ein geschickter Thier-Maler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre", fuhr Goethe fort, „den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles was

*) Dietmar hatte sich anfangs verborgen, um ungesehen den Herzog und seine Umgebung betrachten zu können.

auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?"

„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?" fragte Goethe. — „Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerksam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein schlechtes Gemälde, den großen Christoph in kolossaler Größe vorstellend. Auf dem Glockenthurme nahm ich noch die große Glocke in Augenschein, die 275 Centner schwer seyn soll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegossen ist." — „Sie brummt einen tiefen, ernsten Baß", meinte Goethe, „und läßt sich nur an hohen Festtagen hören. Die Kirche ist alt und zur Zeit des Bonifazius erbaut. Die kleinen Glocken sind, wie ich gehört habe, fast zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?"

„Ich habe den kleinen Hügel, Steiger, besucht, auf welchem Luther's Jugendfreund, Alexis, an seiner Seite vom Blitz getödtet ward."

„Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte

ſtudiren wollte, in's Kloſter trieb, und dann zur Erkenntniß eines Funkens der Wahrheit brachte. Saben Sie ſeine Zelle, die er in Erfurt bewohnte?"

„Ich habe mich in dem beſchränkten Raume umgeſehen, und von der weißen Bretterwand mit Luther's Lebensgeſchichte, mit rothen Buchſtaben geſchrieben, copirt. Auf einer runden Tafel über der Thür ſtand die lateiniſche Inſchrift:

Cellula

divino magnoque habitata Luthero, salve etc."

„Ich kenne ſie. Die Auguſtiner Kirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, iſt ſeit Kurzem renovirt worden."

„Haben Sie auch Lavater geſehen in Gotha?" — „Ich habe ihn geſprochen." — „Er iſt kein großer Freund von mir. Es iſt lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Verſucher Chriſti in der Wüſte, wie man ſagt, im Kupferſtiche meine Phyſiognomie geben laſſen. Das gehört zu ſeinen Phantaſieen, die ihn oft zu übertriebenen Vorſtellungen verleiten. Unſer Muſäus hat ihn ziemlich gut beleuchtet. *) — Was haben Sie von meinen Schrif-

*) Goethe ſagt in ſeiner Schrift: „Aus meinem Leben" über Lavater: „Die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der, durch ſein Hochdeutſch durchtönende Schweizer-Dialekt, und manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er ſprach, die angenehmſte Sinnesberuhigung." (Th. 27.)

ten geleſen?“ — „Werther's Leiden.“ — „Welchen Eindruck machte ſeine Leidenſchaftsgeſchichte auf Sie?“ — „Ich fand ſeine Empfindungen für Lotte ſo rein menſchlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, ſprach und that.“ — „Haben Sie auch ſchon geliebt?“ — „Ich kann es nicht leugnen. In einem Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer ſchönen Wittwe, für die ſich alle Gefühle in mir regten; — aber Verhältniſſe hinderten mich, in jeder Rückſicht ihr meine Zuneigung zu geſtehen. Ich verehrte ſie, und nur in ihrer Gegenwart befand ich mich wohl; aber — ich ſah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren.“ — „War ſie ſchön?“ — „So fand ich ſie, und man ſagte mir, daß ſie in ihrem unverheiratheten Stande das ſchönſte Mädchen in der ganzen Umgegend geweſen wäre.“ — „Wiſſen Sie wohl, daß das Herz Geheimniſſe hat, wovon der Verſtand nichts weiß?“ — „Das habe ich ſchon öfters eingeſehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verſtanden.“

„Wiſſen Sie: le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux qui n'aiment rien.“

„Davon bin ich überzeugt, aber ſo glücklich die Liebe macht, ſo viel Leiden und Schmerzen führt ſie auch mit ſich. Ich habe die ſchöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther“ gefiel.“

„Und welche war es?“

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück."

„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit — oder sucht die Unterhaltung auf gleichgültige, fremde Dinge zu leiten."

„Ich habe mich noch nie", sagte Goethe, „mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten."

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, und spät auf Universitäten nach Halle gegangen."

„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige", fuhr Goethe fort, „so lege' ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen."

Als ich hierauf zu Musäus zurückkam, erzählte ich ihm, wie freundlich mich Goethe aufgenommen hätte,

ſagte ihm, daß ich Lavater geſprochen und ſo weiter, und was mir in Erfurt vor Augen gekommen wäre; endlich aber fiel die Unterhaltung auf „Werther's Leiden", und die Paſſion der Liebe.

Muſäus. „In dieſem Punkte iſt er unübertrefflich! So feine Kenner des menſchlichen Herzens finden ſich ſelten. Haben Sie den ſchönen Gedanken auf dem Felſen im herzoglichen Garten geleſen?" — „Welchen?" — „Den Goethe zur Welt gebracht hat?" — „Ja, er heißt:

Ihr, die ihr Felſen und Wälder bewohnt,
O heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück;
Denn Euch gaben die Götter, was ſie dem Menſchen verſagt,
Hülfreich und tröſtlich zu ſeyn.

„Goethe iſt ein kräftiger, robuſter Mann, der uns Alle überleben wird. Was ſagt er vom Tode und ewigen Leben?"

Muſäus. „Davon hab' ich ihn nie ſprechen hören. Er hängt mit ganzer Seele am Leben, das er für eine ſchöne Gewohnheit hält. Unſern Herder aber habe ich darüber ſprechen gehört und ſeine Worte, um ſie nicht zu vergeſſen, aufgeſchrieben."

„Könnten Sie mir dieſen Schatz nicht mittheilen?"

„Warum nicht!"

Musäus ſuchte unter ſeinen Papieren und fand, was ich wünſchte. Er ließ mich dieſe Worte abſchreiben.

„Sterben, heißt aufhören zu leben. Eine Uhr, deren Feder noch Spannkraft hat, bleibt, wenn die Räder abgenutzt und die Spindellöcher ausgelaufen ſind, der Feder ungeachtet, ſtehen. Hat das Herz noch alle Lebenskraft, die äußern Theile und die erſten Wege aber ſind abgebraucht, dann ſteht die Maſchine ſtill. Wenn das Gedächtniß ſchwindet, die Phantaſie noch ihre Wirkung äußert, wenn angenehme Bilder vor die Seele treten, und große Müdigkeit den Schlaf herbeiführt, wenn Träume beglücken und tiefer Schlaf die Augen deckt, wenn wir von ſinnlichen Eindrücken nichts mehr auffaſſen, der Puls langſamer und ſchwächer, der Athem ſanfter, tiefer und ſeltener wird, und ſich das Herz nur noch einmal hebt, dann — ſind wir geweſen.“

„In der ſchönen Ode: „der Abend unter den Blumen“, die Ihnen Herder gegeben, finde ich den Geiſt unſers klaſſiſchen Oberhofpredigers, und, wie ihn die Eiſenach'ſchen Nachrichten benamſen, Seine Hochwürdige Magnifizenz wieder. Wie ſchön iſt der Gedanke:

„und — wenn ſich einſt die Seele ſchließt,
wie dieſe Abendblume;
wenn Alles um ſie Dämmrung iſt
von Lebensglück und Ruhme —.“

Auch der folgende Vers, wenn er den Freund Hein um Dienstleistung anruft, ist trefflich:

„O Tod, o Schlaf! wer dich erfand —
Gab uns des Lebens Segen!
Breit' aus auf mich dein grau Gewand,
Zur Ruhe mich zu legen." —

Das ist mir zugleich Erinnerung an Musäus!

Goethe am Hofe zu Weimar.

Wie Goethe an den Hof zu Weimar kam, darüber besitzen wir noch ein interessantes authentisches Aktenstück, nämlich einen Brief von Goethe's Eltern an den dänischen Konsul Schönborn, wenige Tage nach ihres Sohnes Ankunft in Weimar geschrieben:

„Frankfurt am Main, d. 24. Juli 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier, den 28. Oktober 1775 an unsern Sohn, worinnen eine succinkte Beschreibung des Spanischen coup manque besonders enthaltend, ist ungefähr sechs Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies

aneinander hängt, weil Ihnen doch Alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant seyn möchte. Ich fange vom Ursprung seiner jetzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädtischen Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paare in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er denn auch gefolgt. Er hielt sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf und unterhielt die dortige Herrschaft mit Vorlesung seines noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselbgn sowohl als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Je mehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem Geheimen Legations-Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch gleich wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertreten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter

Colomosius), womit anbei der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weil der Herzog von Weimar die Gelehrten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, dürfte seine Residenz in Kurzem der Sammelplatz edler, schöner Geister seyn; z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Kammerherr geworden und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superintendent auf, und Lenz ist ingleich seit einigen Monaten dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnt und nun auf dem freundschaftlichen Fuße mit ihm lebt. Und das geht von Herzen — u. s. w. Hactenus Goethe pater."

„Liebster, bester Freund!" — schreibt Goethe's Mutter ihrerseits in demselben Briefe — „Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft an Ihnen denke, immer gern wissen möchte, was unser Freund Schlabrendorf in Algier betriebe u. d. m. Sie erinnern sich doch, daß beynahe drei Jahre Verflossen sind, da wir so Vergnügt beysammen waren und Weintrauben aßen. Ich dächte, Sie wären lange genug in der Barbarey gewesen, hätten lang genug Verschleierte Menschen gesehen; mein Rath, den Ihnen mein Freundschaftliches Herz giebt, ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns: es War vor mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bey mir zu haben:

aber in meiner jetzigen Lage (da meine Beiden Kinder Weit, Weit von mir entfernt ſind) iſt's Himmel-Freude. Folgen Sie mir und kommen Sie je ehenter je beſſer, es ſoll Ihnen Wohl thun. Was Wollen wir einander erzählen! Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten; ich beſitze einen Schatz von Anekdoten, Geſchichten u. ſ. w., daß ich mich anheiſchig mache, acht Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nur gar anfangen werden — — Von Seen und Me[illegible], Städten und Dörfern, Menſchen und Mißgeburten, Elephanten und Schlangen. Das ſoll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieſes wünſcht Ihre ganz eigne Freundin

C. E. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren, ob die vier Pieſen glücklich in Ihre Hände gekommen ſind."

Man ſieht, es iſt eine eigenthümliche Frau, die Frau Goethe, voller reſoluten Humors und naiver Lebensluſt. Worin ihr Charakter mit dem ihres Sohnes vorzüglich übereinſtimmte, war eine unbezwingliche, faſt krankhafte Abneigung gegen alle heftigen und gewaltſamen Eindrücke, wodurch das Bewußtſeyn aus ſeiner harmoniſchen Selbſtbewegung herausgeworfen wird. Daher hatte ſie in ihrem Hauſe das unverbrüchliche Geſetz aufgeſtellt, daß Niemand etwas Schreckhaftes, Verdrießliches und Beunruhigendes erzählen dürfe. Als daher Goethe im Winter 1805 zu

Weimar lebensgefährlich krank war, wagte Niemand von Denen, die bei ihr aus- und eingingen, davon zu sprechen. Erst lange nachher, als er sich schon wieder in der Besserung befand, kam sie selbst im Gespräch darauf und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede seyn, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz giebt."

Der Vater war, wie sich der Maler Krause, sein Landsmann von Frankfurt her, über ihn ausdrückte, ein gradliniger Frankfurter Reichsbürger, der mit abgemessenen Schritten seinen Gang und sein Leben zu ordnen gewohnt war. Von seiner Förmlichkeit hat Goethe vielleicht etwas in sich herübergenommen. Manche, die den Vater genau und persönlich gekannt haben, versichern, Gang und Haltung der Hände habe der Sohn völlig vom Vater beibehalten. Die Mutter dagegen besaß ein munteres, fröhliches Wesen, wie es am Rhein zwischen Weinbergen und sonnigen Hügeln oft vorkommt, und da sie weniger in Jahren vorgerückt war als der Vater, so nahm sie auch schon deshalb Alles leichter und anmuthiger als dieser. So sagte sie zuweilen in scherzhafter Laune, weil

sie sehr früh geheirathet und kaum sechzehn oder siebzehn Jahre alt Mutter geworden: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammen gehalten; das macht, weil wir Beide jung und nit so gar weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind.“

Am 7. November 1775 traf Goethe, dem Rufe des Herzogs Carl August folgend, in Weimar ein. Die Herzogin Amalie, nach den Zeugnissen aller Zeitgenossen eine sehr ausgezeichnete Frau, leidenschaftliche Verehrerin und Pflegerin der Künste und Wissenschaften, dabei reich an liebenswürdiger Humanität, fand, der ernsten Regierungsgeschäfte überhoben, den schönsten Genuß im Umgange mit geistreichen Menschen. Mit feenartigem Zauber verbreitete sie Frohsinn und Heiterkeit um sich her. Wer hätte nicht von jenen genußreichen Abendzirkeln gehört, wo jeder Gast in seiner Individualität galt und die schönsten Früchte seines Geistes dem gemeinsamen Genuß darbot! Dies war eine herrliche Zeit für Weimar, ja für ganz Deutschland, denn alle Genies aus Osten und Westen strömten zu dem neuen Musensitz, um von hier, wie von einem geistigen Centrum aus, ihr Licht leuchten zu lassen. Außer Goethe fanden sich noch allmälig Wieland, Herder, Knebel, Einsiedel, Gore, Meyer, Kraus, die beiden Fräulein Gore, Fräulein v. Göchhausen, Fräulein v. Imhof und Andere mehr zusammen. Bertuch,

der Vater, welcher in dieſer Zeit Schatzmeiſter bei dem Herzoge war, ſprach ſpäter mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in ſeinen Rechnungen, die er damals beſonders anlegen mußte, und die faſt nichts als Hoſen, Weſten, Strümpfe und Schuhe für deutſche Genies enthielt, welche, ſchlecht mit dieſen Artikeln verſehen, in Weimars Thore einwanderten.

Im Winter wohnte die Herzogin Mutter im ſogenannten Wittums-Palais; die ſchöne Jahreszeit verlebte ſie meiſt in den Luſtſchlöſſern Tiefurt und Ettersburg. Hier, in den reizenden Umgebungen, reihte ſich Feſt an Feſt, Genuß an Genuß. An den Ufern, ja auf den Wellen der Ilm, welche ſich durch den Tiefurter Park ſchlängelt, wurde Goethe's Singſpiel: „Die Fiſcherin", in einem jungen Buchenwäldchen, in welchem ein natürliches Theater errichtet war, das nach dem Ariſtophanes bearbeitete Luſtſpiel: „Die Vögel", aufgeführt. Es befindet ſich in dem dortigen Park eine ſchöne, ſtarke Buche, in deren Rinde viele Mitglieder jenes geiſtreichen Vereins eigenhändig ihre Namen eingeſchnitten haben, mit einer Ordnungsloſigkeit, die zu erkennen giebt, daß Rückſichten auf Rang und Stand hier nicht eben beſonders beachtet wurden.

Bald nach ſeiner Ankunft in Weimar hatte Goethe's Vorliebe für die Bühne die Veranlaſſung zur Errichtung eines Liebhaber-Theaters gegeben. Der Hof beſtritt dabei

alle Kosten, Beleuchtung, Garderobe, Kapelle und so weiter. Wem man nur irgend einiges Geschick zum Spielen, Singen und Tanzen zutraute, der wurde Mitglied des Vereins, und da das Spiel keine Kosten machte, so fiel damit ein nicht unbedeutender Beweggrund, sich zurückzuziehen, fort. Rollen-Streitigkeiten kamen nur selten vor, weil zu den besten Rollen bestimmte Subjekte da waren, und Goethe übrigens monarchisch verfuhr. — Nur wenn er die Liebhaber-Rolle übernahm, wurden allerlei Minen angelegt, neben ihm die Liebhaberin zu spielen. War es eine tragische oder sogenannte Charakter-Rolle, so fiel sie unbedenklich dem Fräulein Corona Schröter zu, der Goethe in seinem Gedicht: „Mieding's Tod" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Als Goethe noch in Leipzig studirte, hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und Beide waren einander werth geworden. Auf seine Veranlassung war Corona nach Weimar als Hofsängerin berufen und wurde zugleich Primadonna des Liebhaber-Theaters, während sie früher in den Leipziger Konzerten gleichzeitig mit der Mara gesungen hatte. Obgleich sie diese hinsichtlich der Stimme nicht erreichte, so war sie ihr an Anmuth weit überlegen. Während alle ihre Bewegungen die angeborne Grazie kund gaben, fand man Goethe's Spiel zuweilen zu ungestüm, und die Bewegungen etwas zu steif, wie zum Beispiel in der Rolle des „Alceste" in den „Mitschuldigen". Auch memorirte er selten gut;

da er ſich aber vortrefflich auf's Extemporiren verſtand, ſo hatte, außer der Souffleur und gelegentlich die Mitſpielenden durch die Auslaſſung des Stichworts, Niemand darunter zu leiden. Im Humoriſtiſchen war indeß Goethe unübertrefflich, wie mehrere Rollen in des Hans Sachs Faſtnachtſpielen, „Hamann" und der „Marktſchreier" im „Jahrmarkt von Plundersweiler" bewieſen. Fräulein Göchhauſen zeichnete ſich ebenfalls aus in komiſchen Wirthinnen, karikirten Damen und ſo weiter. Auch Herr v. Einſiedel ſpielte öfters mit dem beſten Erfolg komiſche Rollen, zuweilen ſogar außerhalb des Theaters und wider Willen; wie es ſich denn einmal ereignete, daß er als „Zaubermohr" im vollen Koſtüm am hellen Tage ſich in's Theater verfügte, voller Verwunderung darüber, daß die Jugend, die ihn für einen Prinzen vom Libanon hielt, durch ſeine Erſcheinung ſo in Bewegung geſetzt wurde. Auch dem originellen Dichter der Volksmärchen, dem kindlichen Muſäus, gelangen die niedrig komiſchen Rollen, wozu ſein drolliges Ausſehen viel beitrug, ganz vortrefflich. Sein Heulen als „Mardochai" in Goethe's Puppenſpiel, ſein „Forſtmeiſter" im „Poſtzuge" und der „Wirth" in Leſſing's „Minna von Barnhelm" waren Meiſterſtücke.

Das Ausgezeichnete dieſes Theaters war die überall ſich bemerkbar machende Genialität der Leiſtungen. In dieſer Rückſicht kann man jene Bühne einzig in ihrer Art nennen. Viele Darſtellungen derſelben griffen ihrer

Zeit vor, manche würde man noch jetzt für zu phantaſtiſch halten. Es gab unter den Spielern Viele, die des Humors Vorrechte ſo weit trieben, daß ſie ſich über jeden Regelzwang hinwegſetzten. Auch gab man zuweilen Vorſtellungen, von denen nur der Plan entworfen war, und der Dialog aus dem Stegreif geſprochen wurde. Manchmal kamen dabei die Spieler jedoch in eigenthümliche Verlegenheiten. So geſchah es, daß ein Schauſpieler ſich einmal bei einer Gelegenheit gar zu breit machte und gar nicht aufhören wollte, ſo daß er zuletzt mit Gewalt fortgeführt werden mußte, indem behauptet wurde, er ſey krank geworden. Da dieſe Krankheit aber gar nicht im urſprünglichen Plane gelegen hatte, ſo mußte ſie künſtlich hineingewebt werden, was denn auch ſo glücklich geſchah, daß die Zuſchauer wirklich getäuſcht wurden.

Einſt wurde der „eiferſüchtige Ehemann" geſpielt, worin die Liebhaber-Rolle dem Herrn v. Einſiedel zugefallen war. Unglücklicherweiſe aber überfiel dieſen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in ſo kurzer Zeit nicht wieder zu beſetzen, und zum Verdruß aller übrigen Mitſpielenden ſtockte nun das Ganze. Da ſchlug ſich, mehr beherzt und gutmüthig, als in ſolchen Dingen gewandt, ein verwegener ſächſiſcher Rittmeiſter in's Mittel und übernahm die Rolle. Am andern Tage kam er zu Herrn v. Einſiedel, um ſich dieſelbe überhören zu laſſen. Es ging leidlich, beſonders wenn

man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeiſter vor der Stirn ſo heiß, als ſollte er an der Spitze einer Schwadron Huſaren eben in den Feind einhauen. Indeß faßte er ſich noch zur rechten Zeit und ſpielte fort, bis auf die Scene, wo er mit ſeiner Geliebten von dem eiferſüchtigen Ehemann überraſcht und mit einem Dolche erſtochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, ſtockte und meckerte in Einem fort, und der eiferſüchtige Ehemann, den Bertuch ſpielte, welcher ſchon lange mit ſeinem Dolche in drohender Stellung hinter den Couliſſen wartend ſtand, konnte ſeiner Mordluſt kein Genüge thun, weil das Stichwort noch immer nicht gefallen war. Aber wahre Seelen-Angſt empfand er, als der rittmeiſterliche Liebhaber den Kopf ſo gänzlich verlor, daß er ſeine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakſpeare ſagt, wieder von vorn anfing, ſo daß ſich eine Perſpektive eröffnete, die den Regiſſeur Goethe veranlaßte, Bertuch den Rath zu geben, auf die Bühne zu ſpringen und dem Leben ſeines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchſtoß gleichſam ex tempore den Garaus zu machen. Das geſchah, aber wer beſchreibt die Verzweiflung des Ehemanns, als der Rittmeiſter trotz des extemporirten Dolchſtoßes nicht fallen will! Vergebens rennt er ihm zu verſchiedenen Malen in's Ohr: „Jn's Teufels Namen, ſo fallen Sie doch!“

Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb, wie ein von Wellen gepeitschter Fels, in militairischer Haltung und kerzengerade vor seiner Geliebten stehen, indem er ihr so wie dem wüthenden Ehemann ganz kaltblütig entgegnete: „sein Stichwort sey noch nicht gekommen". In diesem für den Regisseur nicht minder als für die Mitspielenden, am meisten aber für die Zuschauer, die sich diese Scene gar nicht erklären konnten, peinlichen Augenblick faßte Goethe einen heldenmüthigen Entschluß, indem er mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervorrief: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den Rücken! Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen!" Drob ermannte sich der sonst so thätige, jetzt aber völlig verstörte Bertuch. „Stirb!" rief auch er nun mit schrecklicher Stimme, und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dies Seiten-Manöver — er behauptete später, es sey ein einfacher Rippenstoß mit der Faust gewesen, kein Dolchstoß — außer Fassung gebracht, diesmal glücklich zu Falle kam. In demselben Augenblick erschienen aber auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die ausdrückliche Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, bei Seite zu schaffen, was sie denn auch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, trotz der heftigen Protestationen des Ermordeten, vollführten.

Am lauteſten ſchüttelte ein kecker Humor ſeine Schellenkappe auf der kleinen Bühne im Herzoglichen Jagdſchloſſe zu Ettersburg, wo die „Vögel“, der „Jahrmarkt von Plundersweiler“ und ähnliche Stücke gegeben wurden. Noch mehrere Jahre ſpäter erinnerte man ſich der poſſirlichen Gravität, mit der damals Goethe und Einſiedel die beiden Doktoren im Koſtüm Molière'ſcher Alten darſtellten. Sehr oft wurde auch im Freien geſpielt, zum Beiſpiel die von Einſiedel für die Bühne bearbeiteten „Zigeuner“, zu denen Goethe noch einige Scenen und Geſänge hinzugefügt hatte. Wer in Weimar nur irgend konnte, eilte dem fröhlichen Schauſpiel zu Wagen, zu Roß, zu Fuß entgegen. Die illuminirten Bäume, die Zigeuner-Wirthſchaft, Tanz, Geſang und Hörnerklang im Walde, das Alles verbreitete einen zauberiſchen Reiz. Welche luſtigen Auftritte es in einer ſo bunten, kecken, jugendmuthigen und lebensfrohen Geſellſchaft gab, welchen Abſtich das ſtille, ruhige Walten der Natur gegen das wilde Treiben bei ſolchen Stegreif-Schauſpielen machte, und wie ſchon die Anſtalten dazu einen Rahmen um das Ganze, ein Schauſpiel in und außer dem Schauſpiel bildeten: das wird man ſich leicht ausmalen können. Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüſche, Zigeuner, Fiſcher, Nixen, Waſſergeiſter, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den

Gang der Handlung auf sinnreiche Weise hineingezogen und geistreich benutzt.

Außer diesen mehr rauschenden und humoristischen Vergnügligkeiten am Weimar'schen Hofe gab es jedoch auch engere Zirkel daselbst, welche einen tieferen künstlerischen Zweck in sich trugen. So fand im Goethe'schen Hause auf dem Plane am Frauenthore wöchentlich eine Zusammenkunft statt, deren Mitglieder, außer Schiller, Goethe und Meyer, fast nur aus Damen bestanden. Hier verflochten sich die Vorzüge des Geistes mit der zarten Anmuth weiblicher Sitte zu einem schönen Bunde. Doch erfuhr dieser schöne Bund bald einige Störungen. Herr v. Kotzebue gab einmal zu einer solchen Störung Veranlassung. Ein Fräulein von T., Dame am Hofe der verwittweten Herzogin, hatte den Wunsch für Aufnahme desselben in den Zirkel laut werden lassen und durch ihren Einfluß einige andere Mitglieder der Gesellschaft in dies Interesse zu ziehen gewußt. Bei so bewandten Umständen, besonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin bestandene gute Vernehmen der Gesellschaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das heraufziehende Ungewitter schon von Weitem erblickte, wurde folgender Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht: „Niemand dürfe weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Kreis mitbringen, wenigstens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zustimmung

der übrigen Mitglieder." Daß dies Gesetz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte für Niemand ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu seyn und nicht in diesen Zirkel aufgenommen zu werden, damals als eine Art von Ehrenpunkt für ihn gelten konnte, und er von Goethe überdies durch manches unverhohlene Urtheil schon sehr verletzt war. So hatte dieser sich unter Anderem, als in einem Gespräch über Literatur auch die Rede auf Kotzebue und dessen „Merkwürdigstes Lebensjahr" kam, geäußert: daß, „abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksal des Mannes, das Theilnahme fordere und verdiene, es kaum möglich sey, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Er sey gewiß, daß, wenn Einer von den Weimar'schen Schöngeistern im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis an's Ende der Welt vorgekommen ist. Und das macht bloß, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur

ſich ſelbſt, ſein Wirken und Treiben wieder; und wenn es in Tobolsk wäre, ſo iſt man gewiß damit beſchäftigt, entweder ſeine Stücke zu überſetzen, einzuſtudiren und zu ſpielen, oder wenigſtens eine Probe davon zu halten. Uebrigens bin ich", verſicherte Goethe, „keineswegs ungerecht gegen ſein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird ſich's ſchon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt, weil er die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wiſſenſchaften übertragen will, was die Deutſchen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß, auch dieſe Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine faſt unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob dieſe, oder die Naivetät, womit er ſie an den Tag legt, größer iſt, will ich nicht unterſuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über und neben ſich leiden, ſey es ſelbſt eine Stadt, ein Land oder eine Statue, geſchweige ein Menſch. In ſeiner „Reiſe nach Italien" hat er dem Laokoon, der mediceiſchen Venus und den armen Italienern Alles nur erdenkliche Böſe nachgeſagt. Ich bin gewiß, beſonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht ſo berühmt geweſen wäre. Aber da ſitzt der Knoten." So ſprach ſich Goethe über ihn aus. Mehr noch als dieſe Urtheile hatte aber ein Bonmot,

was Goethe im Scherze einmal auf Kosten Kotzebue's gemacht, diesen gekränkt. Es ist nämlich bekannt, daß in Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof, der Hof des Dalailama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größeren Einfluß als jener ausübt. Mit Uebertragung dieses Verhältnisses auf den Weimar'schen Hof hatte nun Goethe gesagt: „Es helfe dem Kotzebue zu Nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sey, wenn er sich nicht auch zugleich einen Zutritt zum geistlichen Hofe daselbst zu verschaffen wisse." Hiermit konnte aber Goethe nichts Anderes meinen als jenen Abendzirkel, wo er und Schiller allein den Vorsitz führten. Das hieß nun freilich bei einer so reizbaren Natur, wie die Kotzebue's war, Oel in's Feuer gießen; er faßte nun den Entschluß, jenen Zirkel entweder zu sprengen oder ihm gegenüber einen neuen geistlichen Hof zu gründen, worin Er den Dalailama spielen konnte. Zu diesem Zwecke entwarf er den nicht übelberechneten Plan, Schiller zum Oberhaupte der deutschen Dichtkunst auszurufen und sodann für seine Person bescheiden in den Hintergrund zurückzutreten. Manche zufällige Umstände begünstigten dies Vorhaben, die der Urheber des Planes dann auch ebenso klug als geschickt zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spitzen gestellte Erklärung Goethe's war seit Kurzem eine gegenseitige Erkältung zwischen den Herren und Damen jenes

Zirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgesuche des weiblichen Theils der Gesellschaft zur Aufnahme Kotzebue's, bald im Ernst und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht, noch immer nicht aufhörten, so wurde Goethe zuletzt seinerseits verdrießlich und erklärte kurz: „Den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man treu bleiben; wo nicht, so sollte man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so räthlicher sey, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe." Das war nun wieder ein neues Köhlchen in's Feuer, das gleichfalls von mehreren Seiten gehörig angeblasen wurde. Die Damen besonders zeigten sich äußerst empfindlich. Hierzu kam noch, daß einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" zu Weimar auf dem dortigen Hoftheater ganz unerwartet einige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so daß Schiller, um dies Stück aufführen zu sehen, selber nach Leipzig reisen mußte. Nun mochte das Eisen ungefähr weich genug seyn und erwartete nur noch eine geschickte Hand, die es schmiedete.

Mit derselben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Lust- oder Trauerspiel in acht Tagen verfaßte und zugleich in Scene setzte, wurde nun von ihm der Plan entworfen zum Krönungs-Feste Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Kapitol, doch auf dem Weimar'schen

Stadthause. Scenen aus den Haupt-Tragödien des Dichters, aus seinem „Don Carlos", aus der „Jungfrau von Orleans" und so weiter sollten dabei gegeben werden. Im Kostüme der handelnden Personen gesprochen, sollten sie nicht nur dem Ganzen als Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf den Hauptschlag, der sie erwartete, gehörig stimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin v. C., eine ritterlich gesinnte Dame, die Goethe in so manchem geistreichen Abendzirkel als die seinige erkoren und gefeiert hatte, aber ihr später einmal in munterer Laune untreu geworden, übernahm freiwillig die Rolle der „Jungfrau von Orleans". Fräulein v. Imhof, die Verfasserin der „Schwestern von Lesbos", konnte sich dem Antrage, die unglückliche „Maria Stuart" darzustellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophie Mereau, ebenfalls einer aus dem Schiller'schen Almanach rühmlich bekannten, lieblichen Dichterin, war die Recitirung des Gedichts: „Die Glocke" bei dieser Gelegenheit zugefallen. Kotzebue selbst erschien zwei Mal, zuerst als Vater „Thibaut" in der „Jungfrau", und dann als Meister Glockengießer in der „Glocke". In der letzten Rolle lag es ihm vorzüglich ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem mächtigen Hammer zu zertrümmern. Alsdann erst gelangte der Zuschauer, wie dort zur Anschauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in sich schloß, so hier zur Anschauung des

Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nämlich der Meiſter Glockengießer den letzten Streich an ſeiner Glocke gethan, ſollte die Form plötzlich zerſpringen und ſich den überraſchten Zuſchauern Schiller's Büſte präſentiren, zugleich aber der anweſende Schiller ſelbſt an ſeinem Platze von zarten Händen gekrönt werden. Die künſtler[illegible] Anordnung des Ganzen leitete Krauſe, ein nicht unerfahrner Landſchafts-Maler und Direktor der Weimar'ſchen Zeichen-Akademie. Nach allen dieſen ſo glücklich getroffenen Anſtalten konnte man wohl eher an des Himmels Einfall als an eine plötzliche Bereitung des in ſeiner Art ſo einzigen Kunſtfeſtes glauben. Auch herrſchte in den erſten Häuſern die großartigſte Thätigkeit; Kleider und Rollen wurden probirt, Beſätze und Schiller'ſche Sentenzen zuſammengeſucht und ſortirt, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs.

Indeſſen rückte der zur Aufführung beſtimmte Tag immer näher. Der in ſolchen Stücken äußerſt gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte zugeſagt. Von der höchſt liebenswürdigen Prinzeſſin Karoline, nachherigen Erbprinzeſſin von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man ſich das Wort, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, ebenfalls zu verſchaffen gewußt. Auch Schiller wurde auf das Verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hauſe:

„Ich werde mich wohl krank ſchreiben.“ — Nur Goethe ſchwieg zu dem Allen, wiewohl es dennoch nicht an beſonnenen Freunden fehlte, die zu ihrem größten Leidweſen aus allen dieſen Umſtänden eine Spannung zwiſchen beiden ſo ausgezeichneten Geiſtern vorausſagen zu müſſen glaubten. Das Ende ließ ſich kaum abſehen, beſonders wenn Schiller in die ſeiner edlen, höchſt unbefangenen Perſönlichkeit gelegten Schlingen eingehen ſollte. Die Vorbereitungen zum Feſte waren ſo weit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit den Vorſtehern der Bibliothek über Schiller's Büſte ſchreiten konnte; denn dieſe von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek Seitens Goethe geſchenkte Marmorbüſte war zu jenem Knall-Effekt auserſehen worden. Die Verhandlung wurde auch wirklich zwiſchen den damaligen beiden Profeſſoren und Malern Meyer und Krauſe eingeleitet. Hier ergab ſich aber als ein böſes Vorzeichen ſogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, der nicht zu beſeitigen war. Meyer bemerkte nämlich in ſeiner Antwort auf das Geſuch Krauſe's ganz kurz: „die Jedermann bekannten Vorſchriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunſtwerk von ſolchem Werthe an Orten und bei Gelegenheiten, wo es in der Regel etwas tumultuariſch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beſchädigung auszuſetzen. Zudem ſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, es keineswegs außer Zweifel, ob ſich

Schiller durch eine Darſtellung ſeiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich ſo geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten ſcheine.“ — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulver-Mine geworfen, kann ſchwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen als der Inhalt dieſes Billets unter allen den Herren und Damen, die einer günſtigen Antwort auf ihr Geſuch ſehnſüchtigſt entgegenſahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — ſo glaubte man wenigſtens allgemein — nicht anders als im Auftrage oder doch im Sinne des Letztern gehandelt haben, wenn man es auch gar nicht einmal in Anſchlag brachte, daß Goethe ſelbſt einer der erſten Vorſtände der Weimar'ſchen Bibliothek war. Wie dem auch ſeyn mochte, ſo war doch klar, daß man vielleicht weniger Schwierigkeiten gehabt hätte, an dem genannten feierlichen Tage des Dichters ſelbſt als ſeiner Büſte habhaft zu werden.

Wie heftig dieſer erſte Schlag die Gemüther traf, der zweite, welcher ſie erwartete, war noch bedeutender. Es begab ſich nämlich, daß, als man den Tag vor der Aufführung den regierenden Bürgermeiſter in einem höflichen Schreiben um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, wo das ganze Prunkſpiel ſich entfalten ſollte, der Vater der Stadt im Namen des Magiſtrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „das Aufſchlagen eines Theaters oder dergleichen

im neuen Saale des Stadthauſes ſey durchaus unzuläſſig; Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu ſehr darunter leiden; man bedaure darum recht ſehr, in dieſem Falle nicht dienen zu können.“ Alle Gegenvorſtellungen, Zuſicherungen von Schaden-Erſatz bei etwa eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrſinn des Patrons der lieben Stadt Weimar zu beugen. Den rührendſten Bitten ſetzte er die ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten, den ſchönſten Thränen aus den ſchönſten Augen die heldenmüthigſte Faſſung entgegen; kurz, ſo verſchiedenartige Stürme darauf verſucht wurden, das Herz dieſer erſten Magiſtrats-Perſon blieb ſo feſt verſchloſſen wie die Thür des neuen Stadthauſes, deſſen Schlüſſel ſich in ſeinen Händen befanden.

Schwerlich hat es je einen troſtloſeren Tag für die ſchöne Welt in Weimar gegeben als dieſen. Die angenehmſten, glänzendſten Hoffnungen waren nah am Ziele mit Einem Schlage zertrümmert worden. Denkt man nun an den unermeßlichen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, ohne einmal die Pappen zur Glocke, die Farben, Pinſel und Leinwand zu den Couliſſen in Anſchlag zu bringen, ferner an die Zeit und Mühe, welche man an die Erlernung ſo vieler und ſo ſchwieriger Rollen geſetzt hatte — dann wird man keineswegs die Stimmung unwahrſcheinlich finden, wie ſie in

dem unten mitgetheilten Gedicht aus der Feder einer jener reizenden Theilnehmerinnen ſelbſt ausführlich geſchildert wird. — Sollte alſo der Patriarch von Japan wirklich recht behalten, daß der geiſtliche Hof nicht zu ſtürzen ſey! Sollte Vater „Thibaut", dieſer große Meiſter in der Intrigue, für diesmal noch einen größern Meiſter in dieſem Fache gefunden haben! Gleichwohl iſt die Thätigkeit nicht zu verkennen, womit unter dem Vorwande, eine Glockenform von Pappe zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in ſolchen Dingen keineswegs ungeübten Meiſters angelegt, den Patriarchen von Japan nebſt ſeinem ganzen Hofe in die Luft ſprengen ſollte. Dieſer indeß und ſeine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ſie durch Anlegung einer ſtillen Gegenmine unſchädlich zu machen. Auch ſtand Vater „Thibaut", als dieſer Blitz einſchlug, faſt ſo erſchrocken und gebeugt da wie ehemals, als die Glocken zur Krönungs-Feierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demſelben Augenblicke niederfuhr, wo er mit dem löblichen Vorſatz umging, ſeine eigene Tochter zur Hexe zu erklären. — Jenes Gedicht aber, das dieſe Niederlage beklagte, iſt folgendes:

„Aſchermittwoch zu Weimar.

Was zieht die Straße dort entlang?
Was ſeufzt ſo tief? Was ſtöhnt ſo bang?

Iſt's Hochverrath? Iſt's Feindesnäh'?
Sagt, wem erklingt dies Ach und Weh?
O Freundin, ruft die Trauerſchaar,
Thaliens Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitsleute ſtehn verdroſſen;
Denn, ach! der Stadt-Saal iſt geſchloſſen.
Es hilft kein Drohen und kein Flehn,
Man will Thaliens Kunſt nicht ſehn.
O Jammertag! O Mißgeſchick!
Dahin iſt Carlos ſchönſtes Glück!
Dahin des Poſa ſtolzer Traum,
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und ſchifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königin ſteht nun verlaſſen;
Zwar weiß ſie männlich ſich zu faſſen:
Sie ſuchet Troſt in ihrem Ruhm
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was ſoll aus Johanna werden?
Mit faſt verzweifelnden Geberden
Reißt ſie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Nein! Unerhört iſt's, unerlaubt!
Wie ſchön' hätt' ich mich ausgenommen,
Wär' ich gen Orleans gekommen!
In ihrem Stübchen ſitzt gebückt
Die holde Agnes da und ſtickt;
Da öffnet plötzlich ſich die Thür —
Ein Trauerzug wälzt ſich zu ihr.

Der Freunde Chor — mit raſcher Eil
Wird ihr die Schreckenspoſt zu Theil:
Daß Agnes, ſanft und liebevoll,
Trotz allem Reiz nicht ſpielen ſoll.
Gekränkt, betrübt an Herz und Sinn,
Schickt man zur Freundin O...l hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Als man geſchildert ihr die Noth.
Umſonſt hat Margot ſich gequält,
Geſtickt und reichen Stoff gewählt.
Eliſabeth erſcheinet nie:
Dahin iſt Arbeit, Fleiß und Müh'!
Zu Haus ſitzt Louiſon und weint,
Weil, ach! ihr Spenſer nicht erſcheint.
Graf Dunois und La Hire gehen
Abſeits, den Jammer nicht zu ſehen.
Und Thibaut ruft: Ich hab's geſagt:
Es iſt der Teufel, der ſie plagt!
Die Großmama, von Zorn entſtellt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johann dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht
An Zirkel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Gegoſſen ſtand die Glocke ſchon;
Ach! von Sophiens Silberton
Iſt fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei ſteht öde,

Und ſtatt des Friedens waltet Fehde!
Die edle Form zerſpringt im Sand;
Sie wird Diskordia genannt.
Anſtatt die Stunden anzuſchlagen,
Wird man ſie nach der Zime tragen! —
Nun — ſollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löſchen rennen,
Barbaren ihr, verlaßt euch drauf!
Ach, ging' nur erſt das Feuer auf!
Du aber, Menſch in höher'm Lichte:
Lern' aus der tragiſchen Geſchichte,
Daß ſtets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang' ſie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücks-Namen führt. *)
Ja, weil das Unglück wir geſpielt
Und bei demſelben nichts gefühlt,
So läßt uns für vergang'ne Sünden
Die Strafe jetzt ein Gott empfinden.
Anſtatt in Pracht erſcheinen wir
In Staub und Aſch'. Apell, vor dir!"

---

*) „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

Goethe's Scheiden von der Theaterleitung.

Aus einem Briefe vom Professor Dr. F. W. Riemer.

Weimar, 5. Mai 1817.

„Eine der größten Neuigkeiten unserer Stadt ist, daß Goethe, des leidigen Theaterwesens und Unwesens müde, die Direktion des Theaters niedergelegt hat. Er wird sich selbst, seinen Freunden und Verehrern, den Künsten und Wissenschaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatralische Zwangherrschaft ihm nicht mehr seine besten Stunden raubt, indem er für all seine Mühe doch nur Undank einerndten konnte. Ueber seinen Entschluß fand ich unsern sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen Abends in seinem Hause sehr animirt. Er sagte im Verlauf des Gesprächs: „Schauspieler und Publikum sind in gleicher Confusion und man macht sie immer mehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen,

der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieſer Theatercourtüren ſatt. Bei ſo viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich; und die geringſte Nachgiebigkeit hierhin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publikum determinirt behandelt, als ich ſeinen Geſchmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determinirt auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realiſiren. Iſt's damit vorbei, hat ſich kein anderer Sinn feſtgeſetzt als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es ſtehen möge, nun, wohl Dem, der ſich loslöſen kann von einem Fuhrwerk, das bergab ſtürzt. Ich aber kann's und will wenigſtens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar iſt, bei dem Theater beſonders deshalb, weil den jetzigen Schauſpielern überhaupt für das Leben und die Kunſt der Ernſt und die tüchtige Auffaſſungsgabe mangeln. Es iſt ein weibiſch Volk und ein Weiberregiment iſt ,en das Zuträglichſte." — Zu verdenken iſt es ihm nicht, wenn er ſich mit Mißbehagen völlig abwendet, ſieht er, daß man ſeine Bahn völlig verläßt. Noch dazu, hatten die Schauſpieler hier etwas gelernt, ſo vergaßen ſie das, gingen anderswo hin, und übrigens kamen auch noch mancherlei Mißverhältniſſe hinzu, welche die, dem Theater geweihten Stunden trübten. Was die Theaterwelt durch Goethe's Entſagung verliert (was freilich nicht wenig iſt, ſondern beinahe Alles), gewinnen die

Künste und Wissenschaften dabei. Er ist Chef aller unmittelbaren Künste und Wissenschaften, und waltet als ein solcher sehr bedeutend und erfreulich, besonders in Jena, wo der Großherzog große Summen aufopfert, um die vielerlei Institute zu unterstützen, zu erhalten und ihre Wirksamkeit zu vermehren. — Die Bearbeitung seines Faust für's Theater wird freilich in's Stocken gerathen, aber sey es auch, er trübt die Stunden seines Lebens sich nicht, ist heiter und thätig, und lebt der Welt, indem er vorher nur einem sehr precairen Theile derselben lebte. Wie bekannt, wird er seine Werke neu herausgeben; ein zweites Heft seiner Rheinreise ist schon gedruckt (kann aber den Mystificirten eben so wenig als jenen Künstlern gefallen, die ewig der Santa Maria die Füße abbeißen wollen, da das so leicht ist), und wird herrliche Ansichten über alte und neue deutsche Kunst verbreiten. Zudem schreibt er jetzt eine Geschichte seines Studiums der Botanik, über die in dieser Wissenschaft gemachten Bemerkungen und daraus entstandenen Resultate. Gott erhalte ihn uns gesund!"

Goethe bei dem Jubiläum des Großherzogs von Weimar.

Am 3. September 1825. *)

„Unter dem mancherlei Intereſſanten, was die Feier dieſes Feſtes darbot, möchte wohl Goethe's Theilnahme dasjenige ſeyn, was für die Auswärtigen das größte und überhaupt das allgemeinſte Intereſſe hat, und deshalb dürften folgende Bemerkungen nicht unwillkommen ſeyn.

Schon ſeit längerer Zeit lebt Goethe in ſtiller Zurückgezogenheit, nur höchſt ſelten wohnt er einem Feſte des Hofes bei, erfreut ſich dagegen öfter in ſeinem Hauſe freundlicher Beſuche von ſeinem humanen Fürſten und deſſen Familie. Der Tag des allgemeinen Jubels für Weimar rief auch ihn in die Wohnung ſeines gefeierten Mäcens, und er war unter den Erſten, welche dem Jubel-Fürſten ihre Glückwünſche darbrachten. Dies geſchah in dem im Park gelegenen römiſchen Hauſe, welches der

*) Dieſer Tag iſt in Eckermann's „Geſpräche mit Goethe" übergangen.

Großherzog gewöhnlich den Sommer hindurch bewohnt und wo sich außer den Cavalieren auch die Kapelle eingefunden hatte, welche letztere den Großherzog bei seinem ersten Erscheinen mit einer Cantate von Hummel begrüßen sollte. Der Andrang der Menschen war groß; Jeder suchte sich eine Stellung, von wo aus man den Großherzog erblicken könne; noch verhinderten ihn die zahlreichen Glückwünschenden, sich der Menge zu zeigen! — Da war es, als Goethe aus einer Seitenthür des römischen Hauses heraus trat; man bemerkte ihn, bald erfuhren es Mehrere, und mit einem Male hatte eine große Menge ihre früheren Plätze verlassen, begierig, nur ihn zu sehen. — Noch auffallender aber sprach sich diese Begierde am Abend aus. Er hatte vermuthen können, daß ein großer Theil der Fremden ihn kennen zu lernen wünschen möchte; um dieses sowohl den Fremden als sich selbst zu erleichtern, und zugleich das hohe Fest, wie er immer zu thun pflegt, auf eigenthümliche Weise zu feiern, hatte er schon früher erklärt, daß er am Abend des ersten Festtages offenes Haus geben werde, „daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, wolle er seine Freunde erkennen!“ — und siehe! er hatte viele und würdige Freunde zu erkennen; denn in dem Pallaste eines Monarchen glaubte man sich, betrachtete man den Glanz der versammelten Gäste, deren Anzahl kaum Platz fand in dem geräumigen Hause. Wer, der Weimar auch nur auf

kurze Zeit beſucht, kennt ſie nicht, die freundliche und reiche Wohnung Goethe's! Sie war an dieſem Tage noch überdies wohl ausgeſchmückt mit grünem Laubwerk und Blumen; zwiſchen den Fenſtern waren kleine allegoriſche Gemälde befeſtigt, welche, ſchön ausgeführt, die von dem gefeierten Regenten beſchützten Künſte und Wiſſenſchaften ſinnreich andeuteten, und über der Hausthür ſtanden, mit goldener Schrift, die ſowohl Beſcheidenheit, als auch Dank, Liebe und Verehrung ausdrückenden Worte: „Haec otia fecit.“ — Wenn man in das Haus tritt, glaubt man in einem römiſchen Gebäude ſich zu befinden; in dem Hausflur ſind mehrere Büſten aufgeſtellt, eine trefflich eingerichtete Treppe führt bequem zum obern Stockwerk; an der Schwelle des Eingangs in den Saal iſt mit ſchwarzem Holze ausgelegt zu leſen ein großes: „Salve!“ — Am Abend des Feſtes waren ſieben Zimmer für die Gäſte geöffnet; im letzten auf der linken Seite des Gebäudes hing das Gemälde des Großherzogs, mit Roſen umkränzt; im blauen oder Muſikzimmer befand ſich Goethe nachher im Kreiſe der Verſammlung; in den drei Zimmern des rechten Flügels waren Erfriſchungen zu finden, und in dem ſogenannten Büſtenzimmer, wo eine große Anzahl von Büſten der größten Männer aller Zeiten aufgeſtellt zu ſehen, empfing der freundliche Hausvater die Begrüßungen ſeiner Gäſte. Nach dem Theater hatte ſich der Großherzog, erſchöpft durch das vielfach Ergreifende

des Tages, zurückgezogen; der Erb-Großherzog jedoch, wie sämmtliche fremde Herrschaften, Gesandten, Minister und ein großer Theil der übrigen Gäste des Hofes, auch die blühendsten Schönheiten und was an geachteten Gelehrten und Künstlern Weimar besitzt, hatte sich bei Goethe eingefunden; zehn fürstliche Personen konnte man zählen, und alle im festlichen Staate, wie sie am Morgen den Großherzog begrüßt; nur die Gelehrten und Künstler waren in einfaches Schwarz gekleidet, gleich ihrem großen Meister, dessen Brust an diesem Tage der große Stern zierte. So stand der ehrwürdige Greis an eine Büste (wenn ich nicht irre, Homer's) gelehnt, und empfing mit Bescheidenheit und stiller Freude die Huldigungen der erlauchtesten Personen; ein Fürst unter Fürsten, feierte er einen Triumph, wie wohl noch kein Dichter erlebt! — Die Versammlung verweilte bis gegen Mitternacht, und der sechsundsiebzigjährige Greis, obgleich er schon Morgens vier Uhr aufgestanden, unterhielt sich bis gegen ein Uhr im traulichen Familienkreise und am nächsten Morgen bei guter Zeit war er schon wieder mit Diktiren beschäftigt. — Am dritten Tage ward Goethe's „Tasso" im Theater gegeben, für das denkfähige Publikum immer ein Hochgenuß! Madam Jagemann („Prinzessin") und Herr Oels („Herzog") zeigten deutlich, daß sie noch aus der klassischen Schule stammen; Herr Dürand („Tasso") gab besonders die feurigen Scenen mit vielem Geschick. Ganz

vorzüglichen Eindruck aber machte „Antonio's" Beſchreibung des Papſtes; ſie war wie für den heutigen Tag gedichtet, und das Publikum verſtand raſch und freudig die rechte Anwendung der trefflichen Worte:

„Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutrau'n, ſeine Gunſt,
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vortheil ſeines eig'nen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!"

Alles lebte in dieſen Tagen in der entzückenden Erinnerung einer noch nicht verfloſſenen goldenen Zeit; neue Hoffnungen regten ſich in jeder Bruſt und überall vernahm man den herzlichſten Wunſch: Erhalte Gott uns noch lange das würdigſte Greiſen-Paar — unſern Karl Auguſt und unſern Goethe!!

— n —

„Das Zuſammentreffen des Großherzogs an ſeinem Jubiläums-Tage mit Goethe war der Moment, der den Gefeierten ſichtbar am meiſten erſchütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethe's Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur ſagte: „Bis zum letzten Hauch beiſammen!“ Der Großherzog zeigte bald wieder Faſſung und ich hörte: „O achtzehn Jahr und Ilmenau!“ Es folgten Erinnerungen an jene Vergangenheit und in höchſter Lebendigkeit ſchloß der Großherzog ſeine erſte Rede mit der Wendung: „Gedenken wir aber dankbar beſonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt iſt, was uns einſt in Tiefurt vergeſungen wurde:

„Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb' —
Ermüde nicht
Wem dies noch blieb!“

„Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben!“ antwortete Goethe, den die innerſte Bewegung noch nicht verlaſſen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenſter hinzog, wo Beide leiſe ſprachen, ſo daß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: „Ich werd' es ja noch erleben!“ Wie man ſpäter erfuhr, ſo bezogen ſich dieſe Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethe's in Weimar, über welche der Großherzog an dieſem Tage eine Beſtimmung traf.“ v. M.

Goethe's Jubiläum.

Am 7. November 1825. *)

Von einflußreicher Bedeutung iſt der Tag geweſen, wo Goethe Weimar's Fluren zum erſten Mal betrat; an ihn ſchlieſſen ſich eine Reihe geiſtiger, für immer denkwürdiger Begebenheiten, darum war man bedacht, ihn auf ſinnige Weiſe zu feiern und ihn nach der Anordnung des Großherzogs mit der am 11. Juni kommenden Jahres eintretenden Dienſt-Jubelfeier Goethe's in Verbindung zu ſetzen, indem unſer Fürſt, nach einem Handſchreiben an Goethe, dieſen aus beſonderen Gründen ſchon als den Seinigen erachtete mit dem Tage des Anlangens in Weimar. Ausgemittelt hatte man ihn durch einen Brief Wieland's an Friedrich Heinrich Jacobi und die Angabe beſtätigt gefunden durch einen aufgefundenen Brief der Eltern Goethe's an einen ihrer Freunde, den damaligen Königl. Däniſchen Konſul Schönborn in Algier, worin unter Anderem eigenthümlicher Weiſe geſagt wird:

*) Auch dieſer Tag fehlt in Eckermann's Buche.

„Der Doctor iſt fort nach Weimar, wo er vor der Hand das Verſemachen laſſen und ſich mit andern Dingen beſchäftigen muß.“ Am 7. November 1775 iſt Goethe nach Weimar gekommen, und als nun der Morgen des 7. November zum funfzigſten Mal wiedergekehrt war ſeit jenem Tage der Ankunft, ſah man von allen Seiten her die Freunde und Verehrer Goethe's in Feſtesſchmuck — denn ſelbſt die Großherzogliche Familie hatte die eben beſtehende Hoftrauer auf beſonderen Beſchluß abgelegt — zu deſſen Hauſe ſich begeben und kaum vermochte dies alle Zuſtrömenden zu faſſen. Die erſten Morgenſtunden hatte man ihn dem Kreiſe ſeiner nächſten Familienglieder überlaſſen und war hier nur ein alter Schulfreund Goethe's zugegen, der, obwohl auch in den Siebzigen, noch ein Jahr älter als Goethe, von Frankfurt am Main hergereiſt war. Die allgemeine Feier des Tages begann mit einem vom Profeſſor Riemer gedichteten Morgengruße, der die Ilm mit den Nymphen und Waldgöttern redend einführte. Dieſer Gruß wurde als Morgen-Cantate, vom Muſik-Direktor Eberwein componirt, von dem Weimarer Geſangsverein, und zwar von vierzehn jungen Damen, dem gefeierten Dichter dargebracht. Hierauf erfolgte die feierliche Ueberreichung obgedachten Handſchreibens des Großherzogs und eines zweiten mit einer goldenen Denkmünze. Dieſe, ausgeführt nach eigner Idee des Großherzogs vom Medailleur Brandt in Berlin, zeigt auf

dem Avers die vereinten Bildniſſe des Großherzoglichen Paares, auf dem Revers das Bruſtbild Goethe's von zwei Lorbeerzweigen umſchlungen, mit der von einer Seite nach der andern hinüber deutenden Inſchrift:

„Carl August und Louise — Goethen."

Jetzt näherten ſich dem Ruhmreichen alle Anweſenden mit Weihgeſchenken, Ehrenbezeugungen und Glückwünſchen. Die Univerſität Jena überſendete durch einen Deputirten ein lateiniſches Feſtgedicht, verfaßt vom Herrn Geheimen Hofrath Dr. Eichſtädt. Sodann traten herzu die Decane der theologiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Fakultäten Jena's und überreichten, die theologiſche ein lateiniſches Glückwünſchungs-Schreiben, die mediciniſche und philoſophiſche zwei Doctor-Diplome, um ſo auf Goethe's Haupt den dreifachen Doctorhut zu ſetzen, denn er hatte bereits im Jahre 1771 zu Strasburg den Grad eines Doctors der Rechte empfangen. Nach ihnen erſchien der Weimariſche Stadtrath mit einer Urkunde, mittelſt welcher er Goethe's Nachkommen das Weimariſche Bürgerrecht auf ewige Zeiten ertheilte; er ſelbſt iſt ſchon längſt Bürger von Weimar. Sodann überbrachte Angelica Facius, eine junge talentvolle Künſtlerin (Tochter des rühmlich bekannten Graveurs und Medailleurs Facius in Weimar), die ſich ſchon bei dem Jubiläum des Großherzogs in ihrer Kunſt mit Glück verſucht hatte, eine ſilberne Medaille, welche auf dem Avers das herr-

lich getroffene Bildniß Goethe's und auf dem Revers die von drei in einander verschlungenen Lorbeer-, Eichen- und Oelzweigen umgebene Inschrift:

„Dem VII November 1825"

zeigt. Auch waren durch den Großherzoglichen General-Konsul Herrn Küstner zu Leipzig verschiedene silberne und broncene (auf die Krönung Carl's X von Frankreich in Rheims) zu Paris geprägte Medaillen angelangt (von denen besonders eine wegen ihrer vorzüglichen Größe und der Menge in erhabener Arbeit darauf befindlicher Figuren bemerkenswerth seyn dürfte), und aus einer Einigung der Frauen und Töchter aus den höheren Ständen der Stadt war eine Menge von trefflichen, für diesen Tag passenden weiblichen Arbeiten hervorgegangen, deren Aufzählung mit den übrigen, in großer Anzahl geschehenen Verehrungen hier zu weit führen würde. Die Vollendung des für Goethe gewundenen Kranzes machte gegen elf Uhr der persönliche Besuch des Großherzogs und der Großherzogin, sodann des Erbgroßherzogs und der Großfürstin mit dem Prinzen Carl und den beiden Prinzessinnen. — Während dem hatten die Deputationen der Landes-Collegien, der Universität Jena und der verschiedenen Corporationen die Goethe'sche Behausung verlassen und sich, nebst einem zahlreichen Kreise von Staatsdienern und hinzu gekommenen Fremden, mit höchster Genehmigung in dem Großherzoglichen Bibliothek-Gebäude

zu feierlicher Begehung des Tages an einem Orte verſammelt, wo Goethe's Geiſt lange Jahre, früherhin im Verein mit dem verſtorbenen hochverdienten Staats-Miniſter von Voigt, und ſeit deſſen Tode allein, mit dem erſprießlichſten Erfolge für dieſe gelehrte Anſtalt gewaltet hatte. Der Akt ſelbſt geſchah in dem ovalen großen Saale, an deſſen oberſten Ende man das lebensgroße Bild des Großherzogs mit Kränzen verziert, am unterſten aber die auf einem verſchließbaren Piedeſtal aufgeſtellte, mit einem Lorbeerkranze behangene Büſte Goethe's, von Rauch, erblickte. In der oberſten Gallerie des Saales befanden ſich Sänger, Sängerinnen und muſikaliſche Künſtler. Dieſe ließen zuerſt von hier aus eine feſtliche, von dem Herrn Kapellmeiſter Hummel componirte Muſik ertönen. Als dieſe verhallt war, trat der Herr Kanzler Dr. von Müller (der ſich um Arrangirung der Feſtlichkeiten des Tages überhaupt geiſtig-werkthätig verdient gemacht hatte) auf und ſprach gewichtige, gehaltvolle Worte, mit welchen er an den Bibliothekar, Profeſſor Dr. Riemer, ein zweites Exemplar jener Großherzoglichen goldenen Medaille, einen beſonderen, für dieſen Tag auf Befehl des Großherzogs geſchehenen neuen Pracht-Abdruck der „Iphigenia" und die Eingangs genannten, auf Goethe's Ankunft in Weimar Bezug habenden Papiere übergab. Riemer erwiederte jene Rede, vertraut mit dem claſſiſchen Alterthum, im Sinne Goethe's, und legte die huld-

reichen Geſchenke und Papiere in das erwähnte Piedeſtal feierlichſt für ewige Zeiten verwahrlich nieder. Ein Chorgeſang, tief ergreifend vorgetragen, endigte dieſe ſeltene Feierlichkeit. An dieſe erhabene Ehrenbezeugung reihte ſich gegen halb zwei Uhr ein ſolennes Mittagsmahl auf dem großen Stadthaus-Saale zu Weimar, an dem über zweihundert Perſonen Theil nahmen, beſtehend aus einer bedeutenden Anzahl von Staatsdienern mit ihren Frauen und Töchtern und aus den anweſenden Fremden. Der Saal war auf eine ſinnige Art durch den Ober-Bau-Direktor Coudray decorirt worden; an dem mittlern oberen Ende deſſelben hatte man den ſonſt für das eine Muſik-Chor beſtimmten leeren Raum zu einem, die Ankunft Goethe's in Weimar allegoriſch darſtellenden Bilde benutzt. Das Bild, von einem Weimariſchen jungen Maler, Schmeller — Schüler des zu früh verſtorbenen braven Portrait-Malers Jagemann — ausgeführt, hatte drei Abtheilungen; auf der mittleren erblickte man rechts ein Stadtthor, in ihm eine Figur (Wieland) ſtehend, halb nach innen, halb nach außen gekehrt, in der linken eine Pergament-Rolle haltend und in der rechten Hand auf eine im Geleite der Muſen von der andern Seite kommende Figur (Goethe) deutend, gleichſam ausſprechend: Seht, Goethe kommt, das iſt Er! — weiter vorwärts eine andere und zwar weibliche Figur mit einer Stirnbinde, welche den Ankommenden freundlich empfängt.

Nur die Herzogin Amalie, die erhabene Mutter des Großherzogs, konnte damit gemeint ſeyn und unverkennbar war ſie an ihrer höheren würdevollen Haltung, gleich der in der Mitte des Bildes befindlichen Figur (der Großherzog), die Goethe'n, durch die Lyra in deſſen Hand und ſonſt deutlich bezeichnet, mit der rechten Hand gegen das Stadtthor führte; über den beiden Figuren des Großherzogs und Goethe's ſchwebte in der Luft eine engelgleiche Figur, mit Kränzen in beiden Händen, um ſie auf die Häupter Jener zu drücken. Die zwei Seitenbilder ſtellten geflügelte Genien dar, wie ſie dem Vogel Greif libirten. Unter den Bildern befanden ſich folgende Inſchriften, in der Mitte: „Willkommen zu Weimar den VII. November MDCCLXXV.", an den Seiten: „Gleich Sternen strahlen seine Werke — ihn kraenzen Mit- und Nachwelt." — Uebrigens waren rings herum an den Frieſen des Saales ſechsunddreißig umkränzte Medaillons in wohlgewählter Ordnung aufgehangen, jedes einem eigenen Werke des unſterblichen Dichters geweiht. — Zu mehrerer Verherrlichung der Tafelrunde waren eigene Lieder, gedichtet von den Herren St. Schütz, Friedrich von Müller, Peucer, Haſe (Hof-Advokat), Weichard (Profeſſor) und Eckermann, größtentheils von Hummel componirt, gedruckt erſchienen, die, von Hummel's trefflichem Spiel auf dem Pianoforte und einem beſondern Muſik-Chor begleitet, theils geſungen,

theils gesprochen wurden; die Solo-Partieen hatten die treffliche Sängerin Madam Eberwein, der berühmte Bassist Stromeyer und der liebliche Tenorist Moltke freundlichst übernommen und sie wurden harmonisch ergreifend durchgeführt. Zwischen diesen Gesängen erfolgte die Ausbringung von vier Toasts; der erste von dem Herrn Staats-Minister Freiherrn v. Fritsch auf den Großherzog als den Schutzherrn Goethe's; der zweite von dem Herrn Staats-Minister Freiherrn v. Gersdorf auf Goethen, als den Unsrigen (das heißt mit Bezug auf sein Leben und Seyn in Weimar und mit Bezug auf den Festtag selbst); der dritte von dem Sohne des Gefeierten, dem Geheimen Kammerrath von Goethe, im Auftrag des Vaters, auf den noch in Jena lebenden Major von Knebel, als Demjenigen, welcher die erste Zusammenkunft des Großherzogs mit Goethen veranlaßt und vermittelt habe; der vierte von dem Ober-Bau-Direktor Coudray auf das ewige Fortblühen des durch Goethe in Weimar angeregten Kunstbestrebens. — In solchen Genüssen höherer Tafelfreuden schloß sich das Festmahl nach fünf Uhr. — Nun wollte Alles zum Theater, denn dort wurde, auf speziellen höchsten Befehl des Großherzogs, des gefeierten Meisters „Iphigenia" aufgeführt. Voraus ging ein Prolog, welcher den Herrn Kanzler von Müller zum Verfasser hatte; ihn sprach Madam Seidel, geborne Meyer, und wußte ihn recht

brav, zur allgemeinen Zufriedenheit, vorzutragen; sie war nebenbei höchst lieblich gekleidet und man wollte sie noch nie so gesehen haben. Während dem befand sich die Büste Goethe's, mit einem Lorbeerkranze behangen, auf der Bühne aufgestellt. Der Jubelgreis wohnte der Darstellung in der ihm auch im neuen Hause besonders gewidmeten Loge persönlich bei. Das volle Haus begrüßte ihn, den Helden des Tages, in lauten Beifallsbezeugungen und erneuerte solche, als man nach aufgezogener Gardine dessen Büste erblickte. „Iphigenia" wurde ausgezeichnet, man möchte sagen, unübertrefflich, durchgehends von Künstlern der Goethe'schen Schule gegeben; mit Recht sind daher ihre Namen dem oben genannten in der Bibliothek niedergelegten Pracht-Exemplare vorgedruckt worden; Jeder und Jede beeiferte sich, das Möglichste zu leisten. Die Besetzung war folgende: Thoas: Herr Graff. Iphigenia: Madam Jagemann. Oreste's: Herr Oels. Pylades: Herr Dürand. Arkas: Herr Lortzing. Vor allen glänzte aber Madam Jagemann; wie immer die Herrin ihrer Rolle, war sie heute über derselben, wahrscheinlich durch den festlichen Tag begeistert; nächst ihr Herr Oels, der in der Scene, wo der auf ihn liegende Fluch sich hebt, mit ihr wetteiferte. — Nach dem Schlusse des Theaters hatte sich die Großherzogliche Hof-Kapelle aus freiem Antriebe vor der Behausung Goethe's eingefunden und brachte diesem, unter Direktion Hummel's, eine von

Letzterem componirte ausgezeichnete Serenade im Freien, während welcher die Bewohner des anliegenden Frauenplatzes sowohl, als Herr Münderloch jun. auf dem Markte ihre Häuser — dieser mit der Inschrift: „Dem Fürsten der Dichter" — freiwillig illuminirt hatten. — So wurde dieser festliche Tag begangen, der in Weimar's Annalen hochwichtig und ewig denkwürdig seyn, doch immer die Flammenschrift an sich tragen wird: solches geschah unter der erhabenen Regierung Carl August's, und mit diesem Tage die Weimarische Jubel-Trilogie des Jahres 1825 geschlossen. — Noch ist der Aufzeichnung werth, in welcher Art Goethe die einzelnen Stufen des Staatsdienstes erstieg. Kurz nach seiner Berufung im Jahre 1775 wurde er am 11. Juni 1776 als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in dem damaligen geheimen Consilium eingeführt und vom 5. September 1779 zum Geheimen Rathe, vom 11. Juni 1782 an mit dem Vorsitze in dem Kammer-Collegium befördert, worauf, nach Niederlegung der letzteren Stelle, am 15. Sept. 1804 die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rathe, mit dem Ehren-Prädikate Excellenz, am 12. Dezember 1815 die Ernennung zum Staats-Minister und am 30. Januar 1816 zum Großkreuz des Großherzoglichen weißen Falken-Ordens gefolgt ist. In dieser Zeit wurden ihm außerdem noch manche spezielle Immediat-Commissionen zu Theil, von welchen er jetzt nur noch

die Oberaufſicht über alle Großherzoglichen unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt behalten hat, die er rühmlichſt führt. — Von auswärtigen Monarchen wurde er mit folgenden Orden dekorirt: Von dem Kaiſer von Rußland im Jahr 1804 mit dem Großkreuz des Ruſſiſch Kaiſerlichen St. Annen-Ordens; von Seiten Frankreichs im Jahr 1808 mit dem Kreuze eines Offiziers der Ehren-Legion, und von dem Kaiſer von Oeſterreich im Jahr 1814 mit dem Comthur-Kreuze des Kaiſerlich Oeſterreichiſchen St. Leopold-Ordens. — Das oben erwähnte Handſchreiben des Großherzogs an Goethe lautet ſo:

„Sehr werthgeſchätzter Herr Geheimer Rath und Staats-Miniſter!

Gewiß mit vollem Recht betrachte Ich den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintrittes in Meinen Dienſt, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichſten Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit und Freundſchaft durch Widmung Ihrer ſeltenen Talente zu geben. Die funfzigſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich ſonach mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſt-Jubelfeſt Meines erſten Staats-Dieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit Mich bis hieher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat, deſſen umſichtigen Rath, deſſen

lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmung verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit Meiner derselben sich versichert zu halten.

Weimar, den 7. November 1825.

Carl August."

Prolog zu Goethe's „Iphigenia"
am 7. November 1825.

So grüß' ich Ihn, den Hochverehrten, wieder,
Den Freund aus einer frühen gold'nen Zeit,
Und grüß' Ihn hier an heil'ger Stätte wieder,
Die zwiefach nun ein höchstes Glück geweiht.
Ja, pranget nur, ihr neu geschmückten Hallen,
Ihr heitern Kreise füllet euch mit Glanz,
Laßt Freudenruf den Tempel rings durchschallen,
Wir feiern Ihn im goldnen Jubelkranz.

Ihn, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne, aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen,
Die Kunst befreit von falscher Regel Zwang;

Ihn, der das Spiel dem Leben neu verbündet,
Mit klarem Blick durchſchaut die dunkle Bruſt,
Im engſten Raum ein weites Reich gegründet,
Ihn, unſern Stez und unſre ſüße Luſt!

O ſchöner Tag, geſchmückt von ſo viel Jahren,
Welch' reiches Sterngebilde ſteigſt du auf,
Nun, was wir einzeln je, beglückt, erfahren,
Zum Allbewußtſeyn ſteigert ſich herauf! —
Was Er in ſo viel tauſend ſtillen Stunden
Geſä't, gepflegt, friſch blüht es um Ihn her;
Was wir durch Ihn erkannt, geliebt, empfunden,
Durchwogt die Bruſt, ein heilig Freudenmeer.

Und ſieh! es zieh'n in neu geſchaff'ne Räume
Die alten Genien ſegnend wieder ein,
Und bringen uns die alten Lieblingsträume,
Verklärt in neuer Hoffnung Zauberſchein.
Die Guten alle, die einſt hier gewaltet,
Sie leben uns in dieſes Tages Glanz,
Und was ein treu Bemüh'n Euch je geſtaltet,
Erinn'rung webt's in Seinen Jubelkranz.
Wie ſchlang Er oft des Lorbeers heil're Kronen
Um ein geliebt-erhab'nes Fürſtenhaupt:
Nun wird Ihm Selbſt, auf's herrlichſte zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck umlaubt.
So ſchwebt auch uns ein neuer Tag hernieder,
Es grüßt die Kunſt die heil'gen Bilder wieder.

Zu kühnstem Streben öffnen sich die Schranken,
Nur durch Ihn Selbst laßt uns Ihm würdig danken!
Friedrich von Müller.

Der Frankfurter, den ich eben erwähnte und der mit mir in demselben Gasthofe wohnte, erzählte mir: er habe bereits am 6. November Abends in dem Arbeitszimmer Goethe's ganz allein mit diesem seinen Jugendbekannten — „denn Freund dürfe er zu sagen sich nicht unterstehen" — eine unvergeßliche Stunde zugebracht und Goethe sey in sehr bewegter Stimmung gewesen. Schließlich habe er ihn um eine Zeile gebeten zum Andenken dieses Wiedersehens nach länger als funfzig Jahren und er sey beglückt worden durch ein Blättchen von Goethe's Hand. Er zeigte es mir und erlaubte die Abschrift des folgenden Verses:

„Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetz'gen Tagen träumen
Wir zurück wohl sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ew'ge Jugend fest zu halten."

Dieſer Fremde ſagte mir auch: Goethe habe dem folgenden Tage mit Beklommenheit entgegen geſehen und geäußert: „er wird mir viel des Guten bringen, mich aber auch für lange Zeit mit beſchwerlicher Unruhe überhäufen, denn es dürfte Vieles zu beantworten ſeyn, und daß es gehörig geſchehe, bin ich mir und Andern ſchuldig, obwohl es mich verſtört in meinem ſtillemſigen Schaffen.“ — Da wünſcht' ich denn, für Goethe ſelbſt möge recht bald der Spruch, den er ſeinem ehemaligen Schul-Kameraden mitgab, zur Wahrheit und, wie zu ſonſtigem Walten, ihm auch ferner dieſſeits Jugend gegönnt werden, bis er ſpät die ewige Jugend jenſeits findet.

Weimar, 8. November 1825. En.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

I. Rede

zur Einleitung der Goethe'ſchen Geburtstagfeier in der Berliner literariſchen Mittwoch-Geſellſchaft, gehalten von einem Sekretair am 28. Auguſt 1826.

Daß Goethe's Geburtstag von einer Geſellſchaft von Dichtern und Dichterfreunden, die überhaupt das An-

denken großer Lebenden und Gestorbenen feiern, begangen werden müsse, verstand sich von selbst, wie denn seit unserer zweijährigen Existenz auch der 28. August des vorigen Jahres nicht unbeachtet hingegangen ist. Nur das wie? war streitig. Ob zwar die Zahl siebenundsiebzig der Jahre Goethe's die Gesammtzahl der freien Künste doppelt enthält, ward es doch nur für schicklich, das heißt für thunlich erachtet, mit Beiseitesetzung der andern Künste, versteht sich, die sehr frugale Kochkunst unsers Herrn Wirths ausgeschlossen, nur durch die Poesie dem Tage ein Feierkleid anzulegen. Für Alle, welche unserer Berathung nicht beigewohnt, diene hier zur Nachricht, daß die vom Herrn Criminal-Rath Hitzig in Vorschlag gebrachte Aussetzung eines Preises, bestehend in einem Ringe mit dem Bildniß des Gefeierten, für das beste Gedicht auf ihn, unter der Modification einstimmig angenommen wurde, daß nur Mitglieder und Ehrenmitglieder der Gesellschaft bei dieser ganz den Privat-Charakter tragenden Concurrenz zugelassen werden sollten. Streitiger war es, ob dem Gedichte eine bestimmte Form und welche zu bestimmen sey? Nachdem durch geringe Mehrheit zum Besten der Schiedsrichter für eine Form, und zwar das deutsche durch Goethe wieder zu Ehren gebrachte Lied gegen Sonett und Ottavereime entschieden worden, entschied sich die Gesellschaft auch dafür, daß das Amt des Schiedsrichters nur Individuen zu übertragen,

welche von der Concurrenz ausgeschlossen wären. Nachdem ausgezeichnete Namen genannt waren, wurde Professor Zelter durch einstimmige Acclamation als der Würdigste, um im Felde des Liedes zu entscheiden, so wie als der Geeignetste für dieses Goethe-Fest wegen einer langjährigen Freundschaft mit dem Dichter-Greis, designirt. Der würdige Veteran und Stammhalter im Gebiet einer Kunst, die durch ihn zumeist Anerkennung ihrer Existenz im Staate und in ihm ihren ersten Vertreter in demselben gefunden, hat unsere Bitte eben so gütig als bescheiden angenommen, und wir erwarten mit Dankbarkeit seinen Ausspruch. Eingegangen sind Lieder von zwölf Mitgliedern, welche nachher den geehrten Anwesenden vorgetragen werden sollen.

Etwas Besonderes bei Gelegenheit dieser Feier sprechen, heißt doch nur: noch auf eine besondere Art den Gefeierten loben; wo aber soll das Besondere herkommen, wenn sich Kunst und Kritik seit Decennien bemüht haben, ihm Weihrauch zu streuen; wenn die besonnene Mäßigung und der Aberwitz wetteiferten, wenn Knaben lallten und Altersschwache stotterten zu seinem Preise, wenn die Geistreichen sich erschöpften und die Dürftigen sich lächerlich machten. Noch einmal den Schild erheben gegen die Angreifer, hieße ihn herabsetzen. Von den Zeiten der ersten Angriffe auf Götz und Werther bis zu den Pustkuchen hat jeder Angriff ihn nur ver-

herrlicht; ohne daß es der Vertheidigung bedurfte, prallten die, meiſtens vom Neide geſchickten Pfeile ab, und gerade der lange Zeitraum, wo ein jüngeres glänzendes Geſtirn ihn zu verdunkeln ſchien, diente nur dazu, ihn leuchtender wieder vor dem deutſchen Vaterlande auftreten zu laſſen.

Wären wir etwas Ordentliches, das heißt, etwa eine Akademie, ſo könnten wir dieſes Dichter-Feſt durch eine Abhandlung, vielleicht über die Naſenbildung der Kamtſchadalen oder einige Probleme in der Differential-Rechnung, oder mit einer Berechnung der vermuthlichen Ausbeute der Attiſchen Bergwerke zur Zeit des Perikles, gewiß eben ſo angemeſſen als nützlich feiern; da aber die Poeſie noch immer ein wildes Inſtitut iſt, das allein von allen Künſten, die ihre Schweſtern und Töchter ſind, noch keine Anerkennung ſeiner Exiſtenz in den Staaten gefunden hat, entbehren wir ſchon deren Privilegien, und man verlangt daher von uns, daß wir bei ſolchen Feſten von zur Sache Gehörigem reden. Um uns einer nützlichen Thätigkeit etwas anzuſchließen, könnten wir von Goethe's Metrik ſprechen, auch zählen, ob er mehr Conſonanten oder Vocale, und wie oft er das Wörtchen und gebraucht hat. Aber es wären Alles nur Tropfen in's Meer. Und doch müſſen wir ſolche Tröpflein aufſuchen, da es uns nicht in den Sinn kommen darf, das ganze Meer ſeiner Größe zu beſchiffen, wie ruhig und anmuthig im Strahl der Abendſonne dieſes Meer auch

vor uns liegt, wie wenig auch der Schiffer Gefahr läuft, auf Untiefen zu ſtranden, in Strudel zu gerathen oder an nackten Klippen zu ſcheitern.

Es ſind zwei Momente, die uns weniger berückſichtigt ſcheinen, wo auch ihn, damit ſein irdiſches Glück nicht ſo durchaus vollkommen ſey, das Loos getroffen, verkannt zu werden, einmal von ſeinen Leſern, einmal von ihm ſelbſt. Goethe wird als Kritiker verkannt und ſcheint ſeine große Kraft als Dramatiker ſelbſt verkannt zu haben. Wir erlauben uns, nur mit wenigen Worten hier über Goethe's Kritiken zu ſprechen; was Goethe dem deutſchen Theater und durch das Theater für Deutſchland hätte werden können, ein reichhaltiges Thema, bleibe einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Sonſt, das heißt in jenen ganz alten Zeiten der alten Schule, ſprach man viel über die egoiſtiſche feindliche Kritik des Weimariſchen Dichters; neuerdings rügt man wohl hier und da ſeine zu milden Urtheile über unbedeutende Leiſtungen. Beides geht uns nichts an; in jener Zeit war es der jugendliche Heros, der im vollen Gefühl ſeiner Kraft und im vollen Bewußtſeyn, daß eine wichtigere Epoche für deutſche Poeſie herein breche, hier und da der übermüthigen Luſt Luft machen mußte. Seine Angriffe gegen Einzelne, meiſt nur gegen Namen, waren nur momentan; hat er doch ſpäterhin, wo er in dieſen Ausbrüchen des Uebermuths glaubte, zu weit

gegangen zu ſeyn, nicht ſelten durch beſonnene Würdigung die frühere Rüge widerrufen. Wo er neuerdings lobt, ſollte man doch die Complimente und Aufmunterungen des freundlichen Greiſes gegen Rügen von der ernſten Aburtelung in letzter Inſtanz wohl unterſcheiden.

Uns erſcheint Goethe in ſeiner ganzen dichteriſchen Thätigkeit als ein großer Kritiker deutſcher Nation, der auf ſeiner Bahn keinen Nachfolger gefunden hat. Sind nicht Goethe's geſammte Werke eine große fortlaufende Kritik der bedeutungsvollen Lebens-Epochen des deutſchen Volkes und ſeiner Poeſie! Nicht mit der Verſtandesſchärfe und dem tief in die Weſenheit eindringenden Witze eines Leſſing und Auguſt Wilhelm Schlegel hat er die Erſcheinungen während ſeines langen Lebens ſecirt und das Verkehrte rügend zur Schau geſtellt; er hat vielmehr Alles, was ſich ihm zeigte, geprüft, ſelbſt darin verſucht und das Gute heraus zu finden gewußt. Wer hat, wie er, auf bis dahin unfruchtbar erachtetem Boden geſchürft und Adern entdeckt; welcher deutſche Dichter hat ſo viele neue von einer Unzahl Nachahmern verfolgte Richtungen angegeben, und wer bei ſolcher Productivität ein ſo objectiv empfängliches Gemüth gezeigt, das ihn befähigte, ſich jeder in's Leben tretenden Erſcheinung anzuſchließen und ſie in ſich zu reproduciren! Im Werther lieh er Worte einem allgemeiner werdenden Bedürfniß der Mittheilung von Gefühlen, die in den hergebrachten Regeln

der schönen Wissenschaften keinen Ausdruck fanden. Im Götz ließ er die noch lebenden Erinnerungen aus der Vorzeit, ehe sie ganz untergingen, sprechen. Er prüfte das Wesen der empfindsamen Periode in seiner Stella. Seine kleinen Scherzdichtungen der frühesten Zeit sind durchaus Kritiken des Erlebten. Faust wuchs zu einer Rezension der allertiefsten Richtungen seiner Zeit; das große Gebiet der Philosophie wurde darin aufgenommen. Deutlicher spricht die beobachtende und urtheilende Thätigkeit sich im Wilhelm Meister aus, und prüfte er nicht in den Wahlverwandtschaften, ganz wie er es als Anfänger gethan, durch eigene Versuche eine neue Wunderzeit, von der er sich bald genug losſagte! Wir besitzen zwei Dokumente dieser fortlaufenden kritischen Thätigkeit, seine Gedicht-Sammlung und sein Leben. Welche Rezensionen werden solcher dauernden Frische sich erfreuen, als jene poetischen Stoßgebete aus seinem frühern Leben; schade, daß wir aus einer langen Mittelzeit weniger dergleichen poetische Ergüsse des Moments besitzen; das Gedicht von den neupoetischen Katholiken zeigt ihn jüngst als hell umblickenden Kritiker. In seinem Leben spricht er das mit klaren Worten aus, was wir aus den Gedichten uns entziffern konnten. Welche Humanität athmet durch alle Urtheile; mit welcher Besonnenheit weiß er den richtigen Standpunkt in jeder Periode aufzufassen; wie weiß er von jedem Treiben den guten Keim aufzu-

finden? Dictatoren des guten Geschmacks haben in Deutschland eben so wenig als die Inquisitionen aufkommen mögen. Wie man den Conrad von Marburg fleischlich, so schlug man Gottsched bald geistig todt. Wäre aber Jemand dazu berufen gewesen, diesen dürren Scepter zu ergreifen, wer hatte gegründetere Ansprüche, als der anerkannt erste Dichter der Nation? Er verschmähte eine solche Autorität, er begnügte sich, wo er nicht durch seine Dichtungen selbst kritisirte, mit Winken und Andeutungen. Auf Anfeindungen hat er nie geantwortet, Gegner fast immer mild beurtheilt, und ihre Angriffe sind vergessen.

Welche Ballen mit Bombast der allerverschiedensten Schulen hat dagegen der Buchhandel ausbieten lassen, um Den zu erklären, dessen Werke überall ohne Interpreten zum Herzen sprechen! Von wie vielen Systematikern ward seine freie Thätigkeit in die nur nach ihm zugeschnittenen Stifletten eingeknöpft? Er, der sich wohlbehaglich unter dem grünen Baum des Lebens schattete, hatte das seltsame Schicksal, den Theoretikern als Modell sitzen zu müssen; er fügte sich darin, weil es eine Mode war, die er kennen lernen wollte, ohne sich gefangen zu geben. Zu ästhetischen Dictatoren warfen sich von je am liebsten Leute ohne Geschmack auf, diejenigen, welche dem Born der Poesie am entferntesten standen; es geht auch nicht gut anders, denn, wem eine echte Verständniß der Poesie geworden, wer einmal den Organismus einer poeti-

schen Schöpfung belauscht hat, erkennt mit heiliger Ehrfurcht den höher waltenden Geist, der von keiner Regel eines Perfectibilitäts-Systems gefesselt werden kann. Wenn Goethe daher auch von denen als Muster gepriesen wird, welchen alle Erscheinungen der Geschichte, die Heroen der Vorwelt nur als Marionetten-Puppen für ihr System von der Entwickelung des Weltgeistes gelten und von Werth sind, so ist dies ein seltsames Spiel des Zufalls, und deutet nur darauf, welche Macht das Wahre, selbst über den Egoismus, ausübt. Goethe's Beispiel entfernt jede Besorgniß vor dem Auftreten eines neuen Gottsched. In einem Lande, wo ein solcher Geist nur so sich entwickeln mochte, kann die speculative Wissenschaft für keine Schule bilden, die den Geschmack reguliren, und an die Poesie ihr eigenes Maaß vom Absoluten legen will. Die Anmuth, welche Goethe's Dichtungen der allerverschiedensten Gattungen durchhaucht, war sein sicherstes Palladium gegen jeden Schulzwang, vor dem des Dichters bescheidener Geist im Gegensatz zu dem Philosophen sich leider so häufig beugt.

Wir bedauern, nur den einen Kritiker in Deutschland zu besitzen, der so mit dem Lichte Wärme verbreitet. Es mag unser Stolz seyn, tief fühlende Geister, wie Lessing und Schlegel, die Unsern zu nennen: Männer, denen der Dienst für das Wahre weit über die patriotische Vorliebe für das Einheimische geht; betrachten wir indessen

den Troß ihrer letzten Nachzügler, die giftigen Kleinen, welche, meiſt verunglückte Producenten, in tauſend Variationen ſeit einigen Decennien neidiſch umher ſpuken, nicht die Mängel des Organismus in den Dichtungen aufdeckend, ſondern mit Vergrößerungsgläſern jeden Regenfleck aufſuchend — wie herrlich erſcheint da ein Goethe, der, ſelbſt der reichſte und größte, Anmuth und Leben überall zu entdecken wußte! Goethe, ein Mann, der wie Keiner in die Tiefen der Poeſie und des menſchlichen Geiſtes eingedrungen, dennoch auch den Gewöhnlichſten nicht abhold, ſelbſt das et prodesse volunt — poetae gelten läßt.

Goethe darf das Feuer auf Fortunens Altar nie erſterben laſſen, denn die Wandelbare hat ihm, wie wenigen Dichtern, auf der langen ruhmumkränzten Bahn gelächelt. Ihr verdanken wir auch den Kritiker. Goethe hat nie mit Sorgen gekämpft. Wo er die Blicke hinwandte, kam man dem Beglückten willig entgegen. So blieb ſein Standpunkt im Leben wolkenlos; aus der heitern Höhe mußte er heitern Sinns die Gegenſtände um ihn betrachten, während der ewige Kampf minder beglückter Geiſter mit Mißgunſt, Verkennung, oder auch nur die Colliſion mit gleich Berechtigten, da wo nur ein Brett für Einen im ſtürmiſchen Meere wogt, Bitterkeit erzeugen muß.

Doch nicht das Glück, ſelbſt nicht der Genius war es allein, der ihm die ungetrübte Heiterkeit erhielt; auch

die Kraft des eigenen Willens wirkte mit. Die Selbstbeschränkung, die er in seinen Liedern uns anpreist, die in jeder seiner Dichtungen zu uns spricht, hat wohlthätig auch auf den Kritiker eingewirkt. Wer wie er das Kreisleben des Universums in jeder Erscheinung wieder fand, dem flößte sich die Achtung für das Geringere von selbst ein. Wer schien wie er berufen zum Fluge nach dem Höchsten und Fernsten, und wer erscheint größer als er in der Pflege des Nächsten und Niedrigsten? Darum möge, wenn wir heut Goethe leben lassen, auch das Glück, das ihn auf seinen Standpunkt stellte, nicht vergessen bleiben, vor Allem aber Goethe's Selbstbeschränkung, deren Nichtdaseyn viele reiche Geister untergehen ließ, mit Ehrfurcht anerkannt werden.

II. Gedichte zur Preisbewerbung.

I.

Tafellied zum 28. August.

Ist die Zeit auch leicht und flüchtig,
Mag sie kommen, mag sie geh'n,
Wird doch das, was echt und tüchtig,
In der flüchtigen besteh'n.

Sey's ein Werk in Erz gegründet,
Sey's ein Hauch, ein leichter Schall;
Immer blizt es, trifft und zündet,
Wirkt in langem Wiederhall.

So dem Tüchtigſten von Allen
Soll heut tüchtig, frei und kühn,
Unſer frohes Lied erſchallen,
Unſer frohes Herz erglüh'n.
Freie Stimmen, reine Kehlen,
Tön' aus tiefer, heit'rer Bruſt,
Munt're Geiſter, wack're Seelen,
Zeigt euch in des Feſtes Luſt.

Du, Veredler edler Wonnen,
Geiſt, vom Weltengeiſt erzeugt,
Von der tüchtigſten der Sonnen
Du geboren und geſäugt;
Leih' uns deine gold'nen Wellen,
Wein vom tücht'gen deutſchen Rhein,
Höher unſre Bruſt zu ſchwellen,
Schöner unſer Feſt zu weih'n.

Ström' in's Haupt uns lichte Klarheit,
Ström' in's Herz uns lichte Gluth;
Bring' uns Dichtung in die Wahrheit,
Mach' uns mild bei kühnem Muth.

Dann wird uns der Geiſt entſchleiert,
Deſſen Macht uns hier geſchaart;
Dann wird unſer Feſt gefeiert,
Tüchtig, echt nach Seiner Art.

Sey die Zeit auch leicht und flüchtig,
Wird doch das, was wir begeh'n,
Iſt die Feier echt und tüchtig,
In der flüchtigen beſteh'n,
Giebt von ſich noch lange Kunde,
Kund' in Sinn und That und Wort.
Denn die echte gute Stunde
Wirkt in ew'gem Wohllaut fort.

2.

Feſtlied am 28. Auguſt 1826.

Den ſchönſten Kranz vom Zweige bricht
Die edle Sängerſchaar,
Daß ſie des Meiſters Stirn umflicht,
Den dieſer Tag gebar:
„O hoher Meiſter anerkannt,
Kein Zweiter lebt im deutſchen Land
Wie Du.

Kein Zweiter hat wie Du belauſcht
Die Wunder der Natur,
Kein Zweiter ging ſo luſtberauſcht
Auf ſeines Gottes Spur.
Das Wort, das durch die Wellen klang,
Kein Zweiter, der es wieder ſang
Wie Du.

Wer hat mit heitern Liedes Ton
Uns ſo geſtimmt die Bruſt,
Daß ſie des Lebens Dank und Hohn
Erträgt mit gleicher Luſt?
Wer ſang ſo tief und doch ſo klar,
Wer ſang ſo deutſch, ſo treu und wahr
Wie Du?

D'rum ſchmücken wir die Stirne Dir
Mit junger Myrte Kranz,
Auf Deiner Stirn erneut ſich ihr
Von Tag zu Tag der Glanz;
So ſey ihr Laub, ſo ſey ihr Duft,
So jugendfriſch bis an die Gruft
Wie Du.

Wir muntern Jünger folgen Dir
Auf Deiner Spur geſellt,
In Deinem Sinn erfaſſen wir
Das Leben und die Welt.

Es ſey kein Jünger weit und breit,
Der ſich ſo treu dem Meiſter weiht
Als Wir.“

3.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du haſt geweint.

Und wenn ich auch geweinet hab',
So iſt's um Freud' und Leid.
Ihr lärmt und rauſcht und ahnet's nicht —
Ich weiß nicht, wie ihr ſeyd.

Ich las im Goethe eben nun,
Und las im Fauſte juſt —
Ich fand in Gretchen's Kerker mich,
Da weint' ich unbewußt.

Dem Frühling bringt, dem herrlichen,
Nur eure Blumen dar;
Die beſten eurer Lieder ſingt
Dem Goethe immerdar.

Des Thaues Perlen ſenken ſtill
Auf Blumen ſich herab:
Ich weih' ihm freudig, aber ſtumm
Das Beſte, was ich hab'.

4.

Das Jahr vom 28. August 1825 — 1826.

Von Neuem ruft der Fürſt der Lieder
Zuſammen ſeine alte Schaar,
Da finden wir uns Alle wieder,
Schau'n dir in's Antlitz, herbes Jahr;
Wie haſt du Deutſchlands Ehrenkrone
Mit hämiſch arger Tück' entlaubt,
Gerüttelt an Apollons Throne,
Gefället manch viel-theures Haupt!

Dem Herbſt rief ihn, der Frauen Dichter,
Des Vaterlandes reichſtes Herz,
Wem brennt nicht noch um Friedrich Richter
In tiefer Wunde heißer Schmerz!
Dann ſucht der Winter, wen er faſſe,
Mit fernhin treffendem Geſchoß
Zielt er und ſtreckt in blindem Haſſe
Den Mann der Männer nieder — Voß.

Und der mit ſeinen Zaubertönen
Des deutſchen Wortes Laut beſchwingt,
Nicht kann den Frühling er verſöhnen,
Ach! Weber ihm als Opfer ſinkt! —
Nur Sommer hat ſich treu erwieſen,
Er ließ uns Ihn, den Einz'gen noch;
D'rum — Jahr! — in Thränen ſey geprieſen,
Wir weinen und wir jauchzen doch!

Achill und Goethe.

Da den Peliden
Hatte geboren
Thetis, des Nereus
Herrliche Tochter,
Tauchte den Knaben
Tief in den Styx ſie,
Und unverwundbar
Zog ſie an's Licht ihn.

Sage mir, Goethe:
Hat die Erzeug'rin,
Aehnlich der Thetis,
So dich geſtählet?
Denn die Geſchoſſe
Feindlichen Alters,
Tückiſcher Krankheit,
Gleiten dir ab vom
Felsharten Buſen.

Alſo der Dichter:
„Nicht in den Fluthen
Stygiſchen Waſſers
Ward ich gehärtet;
Aber im Borne
Göttlicher Dichtkunſt,
Ewiger Jugend,
Stärkt' ich die Glieder.

Zeige der Welt nun
Wunder! — ein Heros
Reift nur zum Manne,
Greis wird er nimmer,
Nimmer auch ſtirbt er;
Eigener Aſche
Neu ſich entwindend,
Steigt er, ein Phönix,
Lebend zum Himmel!"

Schluſs-Chor.

Das neue Lied, das neue Lied
Von Goethe, der hieher uns zieht,
Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fang' es immer von vorne an;
Das alte Lied, das alte Lied
Von Ihm, der ewig jung uns blüht!

5.

Unſerm alten Meiſter zu ſeinem Geburtstage am 28. Auguſt 1826.

Mit frohem Harfenklange
Sey heute Der begrüßt,
Der uns mit ſeinem Sange
So manchen Tag verſüßt,

Der Weiſe, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

Man hört den Frühling rauſchen,
Wo er ein Liedchen ſingt,
Die zarten Mädchen lauſchen,
Wenn ſeine Stimme klingt:
Der Schüler horcht bedächtig,
Als wär's im Heiligthum,
Und wer des Liedes mächtig,
Der ſingt zu ſeinem Ruhm.

Den Vögelein im Walde
Lauſcht' er die Lieder ab,
Und finſter wie ein Skalde
Beſang er Schwert und Grab:
Was auf dem Erdenrunde,
Was nur ein Sinn erdacht,
Hat er mit Sängermunde
Uns ſchön und lieb gemacht.

Und heute, wo am Feſte
Uns eint ein frohes Mahl,
Und wo im Kreis der Gäſte
Luſtwandelt der Pokal,

Schall' in der Gläser Läuten
Von ihm ein muntres Lied,
Den Hörer zu bedeuten,
Daß es für ihn geschieht.

Mit frohem Harfenklange
Sey heute Der begrüßt,
Der uns mit seinem Sange
So manchen Tag verſüßt,
Der Weiſe, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

6.

An Goethe.

O brich ein Blatt aus Deinem heil'gen Kranz
Und laß mein Haupt von ſeiner Kraft durchbeben;
Senk' einen Strahl von Deiner Stirne Glanz,
Der ſegne flammend meine Bruſt mit Leben!

Dich will ich ſingen, Sänger, deſſen Hand
Aus ew'gen Saiten eine Welt geſchlagen,
Der an ſein Wort des Geiſtes Wunder band
Und in der Menſchen Seelen Licht getragen!

O daß der Strom, der Deinem Mund entquell,
Ein reines Gold im Vaterland zu wegen,
Der fluthend seine Grenzen überschwoll
Und alle Meere königlich durchzogen,

Zusammendrängte seiner Arme Macht,
Daß aufgethürmt sein Lauf den Himmel schürzte,
Und wie in Nebelgluth der Sonne Pracht
In die Erwartung meines Busens stürzte!

Ich sinke nicht vor göttlicher Gewalt:
Schon trägst du, Strom, den Geist auf klaren Wellen
Und tauchst den Blick in Tiefen, wo Gestalt
Und Leben sich entwirkt aus tausend Quellen!

Ein Jüngling zeigt sich mir voll Lieb' und Leiden,
Er kann des Herzens Fäden nicht entwirr'n,
Vom nahen Glück, vom Leben muß er scheiden
Und drückt den Tod sich in die heiße Stirn.

Rings um ihn her auf weichen Blumenbetten
Webt Jugend rasch der Liebe zart Gespinn,
Und Frühlingsgötter schlingen leichte Ketten
Um junger Lust erblühenden Gewinn.

Bald schwinden diese luftigen Gebilde,
Mit frohen Zinnen steigt die Burg, das Schloß;
Doch List und Trug stemmt gegen tapfre Schilde,
Und Brand und Mord schickt seiner Teufel Troß.

Durch Rauch und Feuer hoch aus Schlachtgetümmel
Hebt eisern eine freie Hand das Recht —
Weh, blut'ge Zeichen stehn am dunkeln Himmel
Zum Untergang dem lebenden Geschlecht!

O Freiheit, grauser noch wirst du geschändet!
Nach einem geld'nen Vließ lockt schlaue Wuth
Und reicht dem Glauben, der sich ihr verpfändet,
Auf des Gewissens Richtstatt Beil und Blut:

Der Edle fällt, und aus der Opferleiche
Entfliegt der freie Geist in alle Welt;
Unsichtbar wird er dem Tyrannenreiche,
Doch schlägt die Stunde einst, da er sich stellt!

Aus Grau'n der Nacht, eh' früh der Morgen dämmert,
Schreckt wüst Geheul den Wald am Berge wach.
Wie's unter ihm in Erz und Steinen hämmert,
Steigt Licht auf Licht, und Schatten steigen nach.

Druiden feiern oben mit Gesängen,
Wild unter ihnen fliegt die Brut der Nacht.
Es huscht und flackert in durchglühten Engen,
Es tos't im Felsen, und der Böse lacht.

Umgarnt hat er den Geist, der nie sich beugte,
Geblendet eines Engels reinen Blick,
Und reißt durch Greuel, die er brütend zeugte,
Die Seelen in sein höllisches Geschick.

Wie anders taucht ein göttliches Erbarmen
Aus ſanften Wolken liebend ſich herab,
Und hebt die Sünderin mit heil'gen Armen
Zum Himmel lauter aus dem Flammengrab!

So ward es auch in unglückſel'gen Tagen
Dem ſchönen Jüngling und der Grabesbraut,
Die nicht den Druck des Sarges konnte tragen:
Frei hat der Tod in Flammen ſie getraut.

Wohl waret ihr Bedrängten immer nahe,
Ihr guten Götter, in der lichten Zeit,
Als Artemis auf ihren Altar ſahe
Und die geweihte Jungfrau ſich befreit.

Die fern als Prieſterin den Bruder fände,
Und rette ihn vom unwirthbaren Strand,
Daß ſich der Zorn der Eumeniden wende,
Zum lang erſehnten heimathlichen Land!

Ach, immer ſucht der Dichter deine Spuren
Noch unter Trümmern, hehre Götterwelt!
Doch deine Tempel ſchwanden von den Fluren,
Und aus den Gräbern ringſt du dich entſtellt.

Dein Odem aber glüht noch in den Lüften
Und wecket den Geſang in jeder Bruſt,
Du labeſt noch mit deiner Haine Düften
Und tränkſt die Liebe noch mit deiner Luſt.

Dem Dichter nährſt du unter bittern Schmerzen
Des Buſens ewig jugendliche Kraft:
Verſchmäht, verſtoßen, noch mit wundem Herzen
Trägt er die Seele ſingend aus der Haft.

Sonſt konnte er, den Gunſt der höchſten Frauen
Beneidenswerth und elend einſt gemacht,
Jeruſalems befreites Grab nicht ſchauen,
Den Sieg im Auge durch des Kerkers Nacht.

Doch tröſtend auch, wenn Sturm und Unheil drängen,
Tritt in die Gegenwart der Dichter ein,
Vereint ein glücklich Paar leicht in Geſängen,
Und geht zurück und läßt die Welt allein; —

Dahin zurück, wo hoch die Säulen ragen,
Wenn ſanft Dianens Auge Stille heiſcht,
Nach ihrem Prieſter ſtumm die Götter fragen,
Und Amor kühn der Zeiten Wandel täuſcht. —

So täuſchet mich der Wellen Licht und Klang,
Die meine Bruſt in Deine Welt erhoben:
Ich ſuche Dich, o Sänger, den ich ſang,
Und immer eilt mein Lied, Dich hoch zu loben.

Doch Du entweichſt mir, wie das alte Reich
Der Götter ewig, daß ich ewig ringe,
Es bleibt ſich Deines Himmels Höhe gleich,
Und meine Sehnſucht iſt es, die ich ſinge.

7.

An Goethe's Geburtstag den 28. Auguſt 1826.

Wir Alle ſind die frohen Kinder
Der großen Schöpferin — Natur,
Wir Alle tragen mehr und minder
Von dem, was ihr gelang, die Spur.

Doch Keiner ſoll dem Andern gleichen,
Sie miſcht den Stoff viel tauſendmal,
Sie will das Höchſte gern erreichen,
An Form und Geiſt — das Ideal!

Sie ſtellt ſich früh an unſre Wiege,
Und lauſcht und prüfet ungeſäumt:
Ob endlich hier im Keime liege,
Was ſie ſo groß und ſchön geträumt.

Sie weckt das Kind mit zarten Worten,
Sie führt ihm ſeinen Tag herauf,
Und ſchließt ihm liebend alle Pforten
Zu den geheimſten Wundern auf.

Und wenn die Blüthen ſich enthüllen,
Dann glaubt ſie in Begeiſt'rung oft:
„Hier wird es endlich ſich erfüllen,
Hier wird es wahr, was ich gehofft!“

So hat ſie Tauſend ſchon erzogen
Mit treuer mütterlicher Hand,
Und tauſendmal ſich ſchon betrogen
In ſtiller Trauer abgewandt.

Doch wo ihr endlich das gelungen,
Was ihre Phantaſie gemeint,
Da hält ſie's innig auch umſchlungen,
Wie die Geliebt' umſchlingt den Freund.

Da trägt ſie ihn auf ſtarken Händen
Bis zu des Lebens ſpätem Tag,
Und kann ſich nimmer von ihm wenden,
Weil ſie ihn nie entbehren mag.

Und wie ihm auch die Jahre ſchwinden, —
Und wie ihm auch das Haupt ergraut, —
Sie will den Jüngling immer finden,
Die ewig jugendliche Braut!

Wohlan! hier braucht es nicht der Frage!
Wir heben unſre Becher nur:
Der erſt' an deinem Weihe-Tage
Gilt dir, du heilige Natur.

Wir Alle ſind auch deine Kinder,
Und ſteh'n zufrieden um dich her;
Empfing der Eine auch das Minder,
Er ehrt bewundernd doch das Mehr.

Das hat uns heut vereint im Kreiſe,
Füllt uns begeiſtert den Pokal,
Das ruft aus uns dem hohen Greiſe
Ein Lebehoch! viel tauſendmal!

8.

Geſang für Geweihte.

Herein, ihr Gäſte, ſchließt euch an
Der tiefgefühlten Feier,
Es ſtimme Jeder, wie er kann,
Zu vollem Ton' die Leier;
Dem Geiſt, der frei ſich ſelbſt gemacht,
Sey freie Huldigung gebracht,
Sey unſer Sang,
Kühn wie ſein Gang!

Die Spree, zu ſtammeln kaum belehrt
Von ihres Cäſar's Thaten,
Schon ſchwieg ſie wieder, *) d'rauf verkehrt
Dem Genius wollt' ſie rathen.

*) Sprache (?) gab mir einſt Ramler und Stoff mein Cäſar, da nahm ich Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Ihr Fürſt ein Gott ſich offenbart,
Sie deutet's keck nach Kinder Art;
Himmliſchen Lauf,
Kläret ſie auf. *)

Der Magus nur im Norden wacht
Für ſeines Stammes Ehre,
Sein zürnend Wort, jetzt noch verlacht,
Reicht Enkeln ſtarke Wehre.
Das Weltkind, **) ob es frech ſich nennt, ***)
Ahnt fromm, dort ew'ges Feuer brennt.
„Eins in der Welt,
Alles erhellt?"

D'rum, was nicht Schüler-Witz beleckt,
Dem Weltkind wollt' behagen,
Was Gott nicht ſelber hat bedeckt,
Wollt' nackt zu ſchau'n es wagen.

---

*) Kein Maulwurfshügel, ſondern ein Thurm Libanons gafft nach Dameſeck.

**) Und weiter, wie nach Emaus, ging's
Mit Sturm und Feuerſchritten,
Propheten rechts, Propheten links,
Das Weltkind in der Mitten.

***) Schwach wohl bin ich geworden, es iſt kein Wunder, doch wißt ihr, Götter! und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Natur ihm ihren Buſen gönnt',
Ein Mann verſucht er, was er könnt',
Luſt ſaugt aus Schmerz
Sein ſtarkes Herz.

Was er erbeutet, hat er auch
Uns freundlich mitgetheilet.
So jauchzt, daß wider alten Brauch
Das Glück ihm, lächelnd, weilet;
Luiſ', Amalia, Karl Auguſt,
O Sternbild heilig deutſcher Bruſt!
Hafen der Kunſt
Beut Deine Gunſt.

Zu raſten nicht, zu höh'rer That
Der Kranz den Sänger treibet,
Fürſtinnen Blick reift edle Saat,
Ihr Dank in's Herz ſich ſchreibet;
Aus herber Kraft erſchließt ſich mild
Allſchönſter Sitte reines Bild.
Höchſtes erringt,
Wer ſich bezwingt.

Aus dunkeln Räthſein tauchen leicht
Nun geiſtgebor'ne Sonnen,
Die Strenge nord'ſcher Kunſt erweicht
Heſperiens Zauberbronnen;

Hell wird des eig'nen Herzens Schacht,
Vernunft und Wiſſenſchaft wird Macht,
Wie's ihn durchdringt,
Meiſtergruß klingt.

Und in Europa's Völkerſtreit
Sieht er ſich fortgetragen,
Zum zweiten Mal ſeht ihn bereit,
Nach Deutſchland ſich zu ſchlagen;
Er ſtreitet deutſch für höchſtes Recht,
Vermerkt es auch die Menge ſchlecht:
Fahret dahin:
Habt deſſ Gewinn!

Die wunde Bruſt verſchließt er nun,
Unſterbliches muß heilen.
Im Bruch der Zeit ein ſittlich Thun
Heißt ſeinen Blick verweilen;
Was ihm die Menſchen angethan,
Er freut ſich nur der Menſchen Bahn.
Forſcht ihrer That
Ewigen Rath.

Doch Keiner wirkt aus eig'ner Kraft,
Der Weltgeiſt muß ihn leiten,
Und, was der Einzelne auch ſchafft,
Dem Ganzen zubereiten.

Gesühnt ward schuldgeborne Schmach,
An Leib und Geist die Fesseln brach:
Wege des Herrn,
Deutschem nicht fern!

Und wie der Völker ernst Geschick
Des Dichters Herz gestreifet,
Zur Jugend-Ahnung kehrt der Blick,
Zum Orient, jung gereifet.
All' selbstisch Thun die Gluth verzehrt,
Sich selbst doch hält er frei, verklärt —
Göttlicher Macht
Irdische Pracht.

Die Bahn, wie sel'ge Dichtung strahlt
Nun allem Volke Wahrheit,
Der Deutschen Tiefe Kampf sie malt,
Versöhnung winkt zur Klarheit.
Allmächt'ger denkt, sein Denken mild,
Der Mensch ist's, Gottes Ebenbild,
Sey's euch bewußt
Ewig zur Lust.

Und wieder schweigst du, Brennen-Fluß?
Hegst du noch Durst nach Thaten?
Willst nur im freiesten Genuß
Den Grossinn du verrathen?

Stumm häufst du Schätze geiſt'ger Welt,
Ehrſt jede Blüth' in allem Feld,
Wer aber ſang,
Was dir gelang?

Als Völkerſchul' der Dichter ſah
Tief ahnend Deutſchlands Gauen,
Und Ehrfurcht vor ſich ſelbſt war da
Als Hochziel anzuſchauen;
In jener Schule lernten aus
Wir, wandern nun in's Meiſterhaus;
Magus, Dein Wort,
Leitender Hort! *)

Und Du, der ſiegend bei uns ſtand,
Wo wir gefallen wären,
Jetzt offen liegt das heil'ge Band,
Das zieht uns, Dich zu ehren.
Der Freund, der uns ſo friſch gezeigt,
Wie würd'ger Sinn ſich Großem neigt,
Zeuge dir laut,
Wie er uns ſchaut.

*) Laßt uns die Hauptſumme der neueſten Aeſthetik, welches die älteſte iſt, hören: „Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts iſt kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Waſſerbrunnen!

9.

Lied für die Mittwochs-Gesellschaft.

Einer.

Wie wir in unsrer Laube sitzen,
Fällt zarter Schimmer sanft herein;
Aus weiter Ferne scheint's zu blitzen,
Muß ein Gestirn des Himmels seyn.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Und sag' uns treulich, was sie sah'n.

Einer.

Ein Stern glänzt über'm blauen Mayne,
Und eine Wiege seh' ich dort
Grad' unter diesem heil'gen Scheine,
Und Frankfurt, denk' ich, heißt der Ort.

Chor.

Gesell, streng' deine Augen an,
Und sage, was sie weiter sah'n.

Einer.

O weh! Verschwunden Stern und Wiege,
Von Nebeln ist der Plan verhüllt.
Glück auf! Als wie ein Held zum Siege
Tritt d'raus hervor ein Jüngling wild.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Sag', was ſie von dem Jüngling ſah'n.

Einer.

Das Haupt bekränzt mit jungen Roſen,
Zieht er kühn ſiegend auf und ab;
Doch weiß er auch ſo ſüß zu koſen,
Und feiert treu an Werther's Grab.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Und ſage, was ſie weiter ſah'n.

Einer.

Er war mir aus dem Blick verſchwunden,
Thüringens Berge deckten ihn;
Nun hab' ich wieder ihn gefunden,
Ich ſeh' in Weimar ihn verzieh'n.

Chor.

Geſell, Geſell, o ſtrenge an
Die Augen, ſag', was thut der Mann?

Einer.

Ja, Mann mögt Ihr mit Fug ihn nennen!
Zum Manne ward der junge Held;
Er ſchneidet bei des Sommers Brennen,
Was er geſä't, ſein Aehrenfeld.

Chor.

Geſell, Geſell, ſtreng' an, ſtreng' an
Das Aug', iſt's damit abgethan?

Einer.

Ich künd' Euch nun ein groß Behagen,
Ein reines Glück theil' ich Euch mit:
Ich darf nach aller Wahrheit ſagen,
Er lenket jetzt zu uns den Schritt.

Chor.

Geſell, Geſell, Geſell, ſag' an —
Du ſchwärmeſt! Streng' die Augen an.

Einer.

Das Lied rief ihn zu unſrer Laube,
Leibhaftig kommt zu Euch der Greis!
Er bringt Euch eine reife Traube,
Bringt Roſen mit und Aehrenreis!

Chor.

Er kommt! Er kommt! Stoßt Alle an,
Die Liebe rief, da mußt' er nah'n!

Allgemeiner Chor.

So biſt Du, Vater, denn erſchienen
In Deiner Treuen ſtillem Rund!
Biſt unter uns! Mit Jugend-Mienen,
Mit Mannes-Ernſt, mit Greiſen-Mund —
Mit aller Zeiten Gunſt beſchwert!
Wir lieben Dich! Sind Deiner werth!

10.

Lied für die literariſche Geſellſchaft.
Am 28. Auguſt 1826.

Zu rechter Zeit, am rechten Ort
Verſchließen wir das rechte Wort
In voller Bruſt nicht länger!
Dir, Goethe, tönt der Freude Laut,
Was wäre hier uns mehr vertraut,
Als Deutſchlands erſter Sänger.

Der Erſte bleibt Er, wie ihr wägt,
Und wer Ihn nicht im Herzen trägt,
Iſt uns noch jetzt barbariſch;
Denn daß man Großes groß auch nennt,
Mit inn'rer Luſt es tief erkennt,
Das heißt uns literariſch.

Was Er erwarb mit ew'ger That,
Wird künft'gem Geiſt zu ew'ger Saat,
Sey's lehrend, ſey's poetiſch;
Und wer nach Gründen heut noch fragt,
Dem werde kecken Muths geſagt:
Rechtgoethiſch iſt aeſthetiſch!

Ihm hat Natur das All gezeigt,
Er hört ſie, wo ſie Allen ſchweigt,
Er herrſchet frei im Vollen;
Und darum iſt das deutſche Land
In Einigkeit Ihm zugewandt,
Wenn's gilt, Ihm Ruhm zu zollen.

Doch nicht bedarf Er neuen Glanz,
Denn Er empfing gleich Seinen Kranz
Von jeglichem Gebilde;
Ob nah' ſie ſtehen, oder weit,
Er gab den Weſen aller Zeit
Unſterblichkeit zum Schilde.

Der Held des Tag's — im klarſten Sinn —
Vererbt noch jeden Tag Gewinn
In jugendrüſt'gem Streben;
D'rum feiern mit des Liedes Kraft
Und bei der Trauben Wonnesaft
Wir dankerfüllt Sein Leben!

11.

Lieder zum Goethe-Feste.
Am 28. Auguſt 1826.

1. Der Menſch.

Dich hab' ich nie geſehen,
Und du weißt nichts von mir:
Doch biſt, laß mich's geſtehen,
Du Troſt mir, Luſt und Zier.

In voller Schönheit Fülle
Stellſt du die Wahrheit dar,
Wie du ſie ohne Hülle
Geſehen, licht und klar.

Denn nimmer mag verkleidet
Die Göttin wohl dir nah'n,
Du ſchauteſt, hoch beneidet,
Voll Lieb' und Treu' ſie an.

Und ſie gab dir die Leier
Und macht dich fern und nah'
So vielen zum Befreier,
Die nie dein Auge ſah.

Wie biſt du ſtark und milde,
Voll Lieblichkeit und Kraft;
Zum lebenden Gebilde
Wird, was dein Geiſt erſchafft.

Verdrängt vom Weltgewühle,
Matt von des Alltags Laſt,
Halt' ich in ſtiller Kühle
Bei deinen Liedern Raſt.

Will Bosheit mich empören,
Macht mich die Thorheit wild,
Geh' ich dein Lied zu hören,
Und werde fromm und mild.

Ich fühle mich erhoben,
Und fühle mich verklärt:
Der Dank wird dir von oben,
So wie dein Lied, gewährt.

Deß will ich heut gedenken,
So wie ich ſtets gethan! —
Laßt voll die Gläſer ſchenken,
Ihr Freunde, ſtoßet an!

II. Der Schüler.

Ich bat die Muſe lang' genug
Um das, was ich erſehne,
Um einen langen vollen Zug
Aus reiner Hyppokrene.

Da wies ſie zu dem Meiſter mich.
An ihn ſollt' ich mich wenden.
An ihm mich halten folgſamlich,
Bis er mich würde ſenden.

Der hat mit Liedern mich erquickt
Aus ſeiner vollen Schale;
Und oft ſchon ſaß ich hoch entzückt
Bei ſeinem geiſt'gen Mahle.

Und da nun heut ſein Feſt erblüht,
Will Jeder ihn gaſtiren,
Und wer an freier Tafel glüht,
Will ſie mit Liedern zieren.

Da komm' ich nun nach gutem Brauch
Mit Liedern auch zum Feſte,
Doch wenn mir eins gelang nun auch,
Gab er dazu das Beſte.

Hat dort im Morgenlande fern
Ein Fürſt beim Mahle Gäſte,
Sieht er ſie auch im Prachtkleid gern,
Schenkt Jedem Rock und Weſte.

O Goethe, du thuſt noch weit mehr,
Du ſchmückeſt deine Wirthe;
Ich, glaubt' ich, ſänge dir zur Ehr',
Und du biſt's. — Wie ich irrte!

III. Der Trinker.

(Mel.: Am Rhein, am Rhein u. ſ. w.)

Auf Goethe's Wohl erhebt den vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer:
Denn Goethe's Freund iſt ſtets ein froher Zecher,
Und Goethe ſelbſt noch mehr!

Zum Lorbeer auf will ſich die Rebe ranken,
Dies ſey uns ein Symbol;
Der Wein erhebt zu köſtlichen Gedanken,
D'rum liebt ihn Goethe wohl.

Nie wäreſt, Werther, du in's Grab geſunken,
So lieb dir Lotte war:
Hätt'ſt du den Wein als Arzenei getrunken
Sah'ſt du noch manches Jahr.

Clavigo pflegte nur am Rand zu nippen,
Trank aus dem vollen nicht,
D'rum ſank er auch zuletzt mit bleichen Lippen
Am Sarg, der arme Wicht!

Ach Iphigenia, du hohe Seele,
Wir fühlen deine Pein;
Und klagſt du uns, daß dir die Heimath fehle,
Meinſt du wohl auch den Wein.

Der Egmont war ein kühner junger Zecher,
Stets frei von Sorg' und Noth,
Der Alba war ein nüchterner Verbrecher,
D'rum ſchlug er jenen todt.

Jaxthauſens Burg, ſie hatte volle Keller,
D'rum hielt ſie ſich ſo lang'.
Der Götz, fürwahr, er gälte keinen Heller,
Stärkt' ihn nicht geiſt'ger Trank.

Im Fauſt ſpringt gar der Wein aus Tiſch und Bänken,
Wenn froh der Burſche ſchmauſt:
Wer's ſo verſteht, den wähl' ich mir zum Schenken,
D'rum lebe hoch der Fauſt!

Giebt's in Europa irgendwo Barbaren,
Die Goethe's Dichtung ſchmäh'n,
So ſoll der Wein vor ihrem Gift uns wahren:
Sie ſollen dürſtig ſteh'n!

Nur Thorheit meint, er könne je veralten,
Nein, Goethe wird nicht alt!
Und wird er alt, ſo bleiben wir beim Alten:
Solch Alter hat Gehalt.

Der Geiſt, er lebt in jedem ſeiner Lieder,
Er quillt aus jedem Wort;
D'rum ſingt ſie heut beim Mahl, und morgen wieder,
Und jeden Tag ſo fort!

Am Mayn, am Mayn, da wachſen edle Reben,
Da wuchs der Dichter auch:
So laßt ihn hoch beim vollen Glaſe leben,
Und leert's nach altem Brauch.

12.

Dem 28. Auguſt 1826.

Wie heißt der Strom, der vollſten Dranges
Sich durch Europens Fluren gießt,
Die Nachtigall des reinſten Klanges,
Die Blume, die volduftend ſprießt,
Der Gott auf Flügeln des Geſanges,
Der ſchaffend eine Welt umſchließt,
Zu deſſen flammenden Altaren
Sich jauchzend nah'n der Völker Schaaren?

Der Völker Schaar, die Er durchſchritten,
Der Herrſcherkrone Sich bewußt,
Für deren Bildung Er geſtritten,
Die Er erzog an Seiner Bruſt,
In deren Thaten, deren Sitten
Er drang voll heil'ger Liebesluſt,
Als Er verſcheucht die Dämmerungen,
Der Dichtung Wahrheit kühn errungen.

Ward Er im Morgenland geboren,
Am Euphrat oder Gangesſtrand?
Hat Ihn Heſperien erkoren?
Iſt Hellas Flur ſein Vaterland?
Thront Er in Herkuls Felſenhoren?
Herrſcht Er an Rhenus Rebenwand?
Iſt das Jahrhundert Seine Amme?
Nährt' Ihn der Vorwelt heil'ge Flamme? —

Natur! nur dir gehört Er eigen,
Du beteſt Ihm den Weihekuß:
Sich innig, ganz zu dir zu neigen,
Iſt Seines Lebens Vollgenuß.
Der Stein, der Wurm, die Pflanzen zeugen
Von Seiner Forſchung Lichterguß;
Er hat den großen Bund begründet,
Der Stoff und Geiſt ſo eng verbündet.

D'rum jauchzt vorauf des Volkes Menge,
Das Ihn in ſeiner Mitte ſieht;
D'rum folgt Ihm jubelndes Gedränge,
Wenn Er durch ferne Auen zieht;
Der Markt, die Gaſſe wird zu enge,
Ihn grüßet aller Zungen Lied,
Und ſtaunend geht's von Mund zu Munde:
Erneute ſich die alte Kunde?

Die Kunde von dem heitern Gotte,
Der Jugend nur und Leben bringt,
Der frechem Hohn und Lug zum Spotte
Von Land zu Land begeiſternd dringt,
Auf den des Dünkels finſt're Rotte
Vergebens ihre Geißel ſchwingt;
Sie ſelber ſchmückt im Unterliegen
Des Hohen Haupt mit neuen Siegen.

Es jauchzen Ihm des Indus Mythen,
Die Er ſo jugendlich verklärt,
Ihm jauchzt das rohe Volk der Scythen,
Dem Iphigenien Er beſcheert;
Ihn preiſen laut Heſperiens Blüthen,
Prometheus Ihn am Schöpferherd,
Des Weltalls volle Jubelklänge, —
Die Braut in ihres Hüttchens Enge.

Dort naht ein Zug erhab'ner Frauen,
Toscana's Fürſtin zieht voran;
Fernher aus düſtern Nebel-Auen
Schwebt Fauſt und Gretchen himmelan;
Dort wollen Ihn Titanen ſchauen,
Hier weilet Götz, der deutſche Mann,
Und über dem entzückten Chore
Schwebt Epimetheus und Pandore.

Und ihre beſten Gaben bringen
Des Meißels und der Farbe Sohn.
Und ihre ſchönſten Lieder ſingen
Ihm Haßs und Anakreon,
Und ihre reichſten Kränze ſchlingen
Homer und Voß um Seinen Thron;
Es nahet ſelbſt mit Fürſtenſchritten
Der große Genius der Britten.

Der hehre William ſtieg vom Throne,
Der Seher, der aus mächt'ger Bruſt
Hervor rief in dem Erdenſohne
Das tiefſte Weh, die höchſte Luſt;
Er reicht Ihm dar die Lorbeerkrone,
Ihm, der ſich beſſer ſtets bewußt,
Den Weltgeiſt ſelber klar geſtaltet,
Nicht Menſchenherzen nur entfaltet. —

Wer iſt's, der all den Huldigungen
Der Edelſten vorüberſchwebt?
Wer hat ſo mächtig hier geſungen,
Daß es im Ehor des Weltalls bebt?
Wer hat das Herrlichſte errungen,
Was hier und dort gleich ewig lebt? —
In Flammentodes Morgenröthe
Dringt hell zum reinſten Lichtſtrahl Goethe.

III. Zelter's Ausspruch und Preisertheilung.

„Berlin, am 28. August 1826.

Sie haben, meine Herren, mir eine Ehre zugesprochen, die ich nur Ihrer Gunst und Freundlichkeit kann zu danken haben. In diesem Sinne habe ich, Ihre Wahl verehrend, sie auf- und angenommen, da es zugleich einem Gegenstande gilt, der mein tiefstes Innerstes bewegt.

Indem ich die mir zugesandten Gedichte nach der vorgefundenen Ordnung durchlesen, und ihren ersten Eindruck niederschreiben wollen, ist mir erst ganz klar aufgegangen, zu welch einem Amte mich ein so hohes Vertrauen müßte berufen haben, wenn Männer, wie die würdigen Verfasser dieser zwölf Feier-Gedichte, das Urtheil eines Naturalisten nicht Ihrer eigenen höhern An- und Einsicht vergleichend unterstellen wollten.

Solcher Hoffnung mich getröstend, und daß unter vielem Guten wohl ein Mehr und Minder, doch kein gänzliches Irren zu befürchten sey, hat sich meine Wahl für die beiden Nummern Sieben und Zwölf entschieden, die, gegen einander gehalten, bei ganz gleichem Sinne, sich nur noch in der Form unterscheiden.

Nach nochmaliger heut morgendlicher Erwägung ist mir endlich die Nummer Zwölf, wegen größerer Form, in Hinsicht auf den Gegenstand und ihrer sehr gewandten melodischen Textur als vorzüglich vorgekommen; wenn

das Gedicht gleichwohl dem Muſiker nur in ſeiner glücklichſten Stunde ganz gelingen würde.

Die Nummer Sieben erſchien mir von ganz gleichem Werthe und könnte ſogar leichter in Muſik zu ſetzen ſeyn, wiewohl der Componiſt ſich auch hier zu bewahren hätte, durch zu gefälliges Notenſpiel dem Gedichte keinen Eintrag zu thun. Denn, wie ein Gedicht (im rechten Sinne des Worts) ein inwohnendes Bild offenbart, ſo ſoll der Componiſt, der hier nicht mehr ganz ſein eigen iſt, dieſes Bild aufzufaſſen, ja ſelbſt die Melodie zu finden wiſſen, welche dem Dichter ſelber vorgeſchwebt. Um endlich eine tiefere Baſis zu Begründung des obigen Ausſpruchs anzugeben, ſo habe ich diejenigen Gedichte vorgezogen, in welchen der hohe Gefeierte als

Ein Sohn der Natur

erſcheint. Und indem Er ſelber ſich zu ſolcher Benennung von Jugend an fortwährend bekannt hat, ſo dürfte ſie ihm auch heute noch die angenehmſte ſeyn.

Sangbar und begeiſtert ſind endlich alle dieſe Gedichte und wenn es erlaubt würde, möchte ich gern verſuchen, ob mir eins oder das andere davon gelänge.

Zelter."

In Folge dieſes Vortrags wurde die Nummer Sieben als das Gedicht bezeichnet, welches, nach Zelter's Entſcheidung, neben gleichem poetiſchen Werth mit Nummer Zwölf, die Hauptbedingung, daß es ſich zur Compoſition eigne,

mehr noch erfülle, und dem mithin der Preis gebühre. Nach Eröffnung des Motto-Couverts ward Ernſt von Houwald als Verfaſſer des Preis-Gedichts bekannt. — Bei dem Gedichte Nummer Zwölf war übrigens ein Verſehen vorgefallen, indem es ſich ergab, daß der Verfaſſer nicht Mitglied der Geſellſchaft ſei, und nur der Concurrenz ſich angeſchloſſen hatte, weil er die Bedingungen nicht genau erfahren. Da man jedoch den Dichter zu kennen wünſchte, ſo war es der Geſellſchaft angenehm, daß ſich einige Tage ſpäter Heinrich Stieglitz als ſolcher nannte.

IV. Schluſs der Feier.

Nach den Vorleſungen verſammelten ſich die Mitglieder und Gäſte zu einem Mahle, wo Goethe's Beſtrebungen auf mannigfache Weiſe lebhaft anerkannt wurden: Trinkſprüche, geſprochen und geſungen, wechſelten, und Varnhagen von Enſe, um den Gefeierten durch deſſen eigene Worte dem Kreiſe gleichſam perſönlich zu vergegenwärtigen, las einige neue oder doch noch größtentheils unbekannte Aeußerungen Goethe's vor, die ſich zur Mittheilung gerade günſtig dargeboten hatten; zuerſt einige Worte aus der zu München erſcheinenden Zeitſchrift „Eos", Goethe's Meinung enthaltend über die Art und Weiſe, wie dergleichen literariſche Inſtitute geleitet werden

ſollten; dann folgten ein paar Stellen, gleichfalls auf deutſches literariſches Treiben bezüglich, aus älteren Briefen Goethe's, worin beſonders ein geiſtreiches Urtheil über das Werk der Frau von Stael „de l'Allemagne" die Hörer lebhaft anſprach; dieſen wurden die neueſten Mittheilungen angefügt, welche Zelter durch einen erſt eben, in demſelben Monate geſchriebenen Brief des gefeierten Freundes empfangen hatte; den Beſchluß machten acht kräftig-heitre Reimzeilen, von Goethe eigenhändig einem an Streckfuß überſandten italieniſchen Buche eingeſchrieben, eine Stelle des Dante anmuthig ausführend zu Nutz und Ehren der echten Naturphiloſophie, deren herrliche Genealogie, als „Gottes Enkelin" (S. Dante's Hölle XI. 98), durch lauten Beifall anerkannt wurde.

Goethe und Werther's Lotte.

(Aus dem Reiſe-Tagebuch der berühmten engliſchen Schauſpielerin Fanny Kemble, nachmals Miſtreß Buttler.)

„Unter die Ereigniſſe dieſes köſtlichen Sommerlebens in Italien gehört der Genuß, welchen uns das Anhören

der Briefe gewährte, die Goethe, damals ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, mit Herrn und Frau Keſtner dem Vater und der Mutter unſeres liebenswürdigen und edlen Freundes und den Urbildern des „Albert“ und der „Lotte“ in „Werther“, gewechſelt. Mehrere genußreiche Morgen waren dieſen intereſſanten Briefen geweiht, die der Welt, hoffe ich, nicht vorenthalten werden ſollen. Sie enthalten den Keim, den Kern der Wahrheit, den Goethe nachher in der Dichtung Werther entfaltete. Ich hatte gerade dieſen berühmten Roman zum erſten Mal geleſen, und ſo entzückte mich doppelt die Bekanntſchaft mit den Grundzügen deſſelben aus der Wirklichkeit. Von höchſtem Intereſſe iſt bei dieſen Briefen die Betrachtung, wie wunderbar die Hand des Genius mit den Elementen der Wirklichkeit gearbeitet hat; wie er bald die Empfindungen und Erfahrungen ſeines eigenen Herzens und Gemüths nur wörtlich niederſchreibt, und nicht minder die kleinen Ereigniſſe und reizenden, von keiner Phantaſie zu erfindenden Details ſeines von Leidenſchaft durchglühten und doch ereignißloſen Umgangs mit der wirklichen Lotte; bald wieder dieſes Gewebe von Wahrheit mit ſolchen Fäden der Dichtung durchflicht, wie ſie des Künſtlers Sinn und Geiſt eingaben und forderten; bald mit den wirklichen Perſonen ſeines Drama (er ſelbſt und Herr und Frau K.) Umſtände verknüpft, die, an ſich wahr, doch ganz andere und verſchiedene Perſonen betrafen, zum Beiſpiel das

traurige Ende des armen jungen Jeruſalem, der theils aus unglücklicher Liebe, theils infolge äußerer unangenehmer Verhältniſſe, zumeiſt aber unter dem entnervenden Einfluß einer regelloſen Phantaſie ſich ſelbſt den Tod gab mit einem Piſtol, welches er zu dieſem Zweck gerade von Herrn K. geliehen hatte. Der Letztere, tief ergriffen durch ſeinen eigenen, unabſichtlichen Theil daran, ſchrieb darüber einen genauen und höchſt intereſſanten Bericht an Goethe, der eben den Faden eines Romans abwickelte, dieſes Ereigniß als ſeinen Schluß aufgriff und nun, in der Beſchreibung des Todes Werther's, Herrn K.'s Brief mit den Einzelnheiten von Jeruſalems unſeligem Selbſtmord wörtlich abſchrieb; ſo iſt die reizende Beſchreibung ſeines erſten Zuſammentreffens mit Lotten und der Tanzpartie miteinander aus der Wirklichkeit genommen. — Die Veröffentlichung aber dieſer Briefe, intereſſant in jeder Hinſicht und ehrenvoll für den großen Genius ſelbſt, wie für die ſeiner Achtung und Liebe ſo würdigen Freunde, würde ein Akt der ſtrengſten Gerechtigkeit ſeyn gegen Frau K., deren Charakter in der That nur verlieren konnte durch ihre Vermiſchung mit der Heldin Goethe's; denn Letztere iſt, für den nothwendigen Zweck ſeines Romans, dargeſtellt als ihre Anziehung nach allen Seiten übend, und keineswegs ſo der höchſten Achtung würdig wie das reizende Urbild, nach welchem einige ihrer Züge gezeichnet ſind. Es iſt beinah hart, daß durch

ganz Deutschland Frau K. so allgemein ganz mit ihrer idealen Namensschwester verwechselt worden, bei der die Fülle von Reiz, mit welcher der Dichter sie umgossen hat, nicht entschädigen kann für die stille Ermuthigung, die sie der Liebe eines Mannes, der sie nicht heirathen kann, gewährt; für die Duldung seiner Erklärungen, die nicht aufhören, nachdem sie eines Andern Weib geworden; noch für jene letzte leidenschaftliche Scene, nach welcher wir das Weib des armen Albert nicht mehr bewundern können, sondern nur bemitleiden, und uns sagen müssen, daß der traurige Tod Werther's wahrscheinlich nur noch traurigere Folgen abwandte, die aus den unbeherrschten Leidenschaften des Liebenden und der gesinnungslosen Nachsicht der Heldin entstehen mochten. Vollkommen verschieden aber ist alles dies von der Wahrheit. Von K. selbst in den vertrautesten Umgang mit seiner Braut eingeführt, ward Goethe zu ihr von der glühendsten Leidenschaft ergriffen; aber mit jener festen Ehrlichkeit der Liebe, die keine Unterschiede mißt, blieb Lotte ihrem gelobten Bunde vollkommen treu In täglichem Umgange mit einem Manne, dessen Gemüth und Geist zu den gewaltigsten und wunderbarsten gehören, die in neueren Zeiten auf die Menschheit gewirkt haben, ja zu den großen Ausnahme-Geistern aller Zeiten, bewahrte sie vollkommene Treue und unverminderte Liebe für den männlichen und gediegenen Charakter, dem sie sich verlobt hatte,

und deſſen edle Großmuth und das Vertrauen, das er in Beide, ſie und ſeinen Freund ſetzte, ihren würdigen Lohn in der Treue Beider fanden. Denn ſeine Lotte, unberührt von Eitelkeit oder Unbeſtändigkeit, blieb unter der mächtigen Verſuchung einer ſolchen Leidenſchaft ihrem würdigen Geliebten allein ergeben; und Goethe, nach vier Monaten ununterbrochenen Genuſſes ihrer Geſellſchaft, riß ſich los mit feſtem Entſchluß, wollte lieber ſcheiden von ihr und ſeinem Freunde, als ſich der Gefahr ausſetzen, ihren Frieden durch nutzloſe Demonſtrationen einer hoffnungsloſen Leidenſchaft zu ſtören. Der Stil des Werther, in dem ſo viel von ſeinem Reiz und ſeinen Vorzügen liegt, war mir als unvergleichlich erſchienen in ſeiner Zartheit und Natur-Wahrheit, in ſeinem vollendeten Pathos und ſeiner Einfachheit; zu verwundern iſt es in der That nicht, daß ſolche Kunſt des Schreibens aus einer wirklichen Leidenſchaft hervorging; — als der Ausdruck einer nur erdichteten wäre ſie unmöglich geweſen. Bis ich die wirkliche Correſpondenz las, von welcher manche Stellen wörtlich in die Briefe des Romans übergegangen ſind, hielt ich den Zauber der Empfindung und Leidenſchaft in letzterem ganz unübertrefflich; aber die Wahrheit iſt auch hier wie überall allein die vollkommene Schönheit; ſo iſt eine Stelle in einem Briefe Goethe's an Frau K. tiefer rührend als irgend etwas im Werther. In ſeinen Abſchiedszeilen, geſchrieben am Abend vor

ſeiner Abreiſe, unter dem Eindruck des täglichen Glücks ſie zu ſehen und bei ihr zu ſeyn, ſagt er: „Ich werde dich morgen nicht ſehen. Ach! nicht morgen iſt niemals.“

Unter dieſer Sammlung von Briefen iſt einer, der eine höchſt anziehende Schilderung von Frau R. giebt, von der Zeit an, wo ſie, in ungewöhnlich frühem Alter, nach dem Tode ihrer Mutter das Haupt der Familie ihres Vaters wurde, die Herrin des Hauſes, die Führerin ihrer jüngern Brüder und Schweſtern, bis zu der Zeit, wo ſie, ſelbſt die Mutter einer groſſen Familie, noch viel von dem Zauber bewahrte, der ſie in ihren jungen Jahren umſchwebte und nun der Stolz und Segen des Hauſes ihres Gatten war, wie früher des Hauſes ihres Vaters. Mit einem wunderbar ſanften und heitern Gemüth, einem geſunden Verſtande und einem höchſt einnehmenden und anmuthigen Weſen, war ſie damals, was meine amerikaniſchen Mitbürger eine „liebenswürdige (lovely) alte Dame“ nennen würden, wo ſie das Wort „liebenswürdig“ (lovely) mehr in ſittlichem als phyſiſchem Sinne nehmen, und doch etwas mehr damit ſagen, als in dem Worte „liebenswerth“ (loveable), welches ſich bloß auf Gemüth und Geiſt beziehen könnte. Es liegt darin das ganze Weſen und der Reiz der perſönlichen Erſcheinung, mehr noch aber die innere und geiſtige Grazie, von welcher jene nur das äuſſere und ſichtbare Zeichen ſind. Dieſer Brief allein ſollte, ſcheint mir, dem Sohn eine kräftige Aufforde-

rung ſeyn, die Sammlung, zu der er gehört, zu veröffentlichen; — ſolch ein Gemälde einer Mutter iſt ein köſtlich Erbtheil.

Vielleicht der merkwürdigſte und intereſſanteſte Theil dieſer Geſchichte einer Freundſchaft iſt die erſte Publikation Werther's und deren Wirkung auf das Verhältniß zwiſchen Goethe und Herrn und Frau K. Während die fortgeſetzten enthuſiaſtiſchen Briefe des Genius an ſeine weniger begabten Freunde für ſie nur eine Quelle liebevoller Freude und der Ausdruck einer Liebe und Sympathie waren, welche für ihr Herz einen Werth hatten, der durch ſeine wunderbaren Gaben wohl nur wenig erhöht werden konnte: ſo wurden ihre Briefe an ihn, all ſein Verkehr mit Lotten und ihrem Manne, all ſein eigner leidenſchaftlicher Schmerz bei ihrem Verluſt, der Zauber der erſten Bekanntſchaft, der wachſende Reiz tadelloſen, vertrauteſten Verkehrs, die ſchwere und dunkle Zeit, wo dieſer Verkehr ihm eine tägliche Qual wurde, die Trennung, bitterer als der Tod, die ſüßen und zarten Erinnerungen — all dieſe Wahrheit, dies Leben, die Fülle der Wirklichkeit wurde allmälig das Eigenthum von Goethe's Geiſt, nachdem es die Erfahrung ſeines Herzens geweſen war. Mit jener wunderbaren Kraft der Aneignung, jenem Königsrecht, das der Genius übt über Alles, womit er in Berührung kommt, über die innerlichſte Arbeit ſeiner eignen Natur wie über alle andern Dinge, ſtrebte er nun neu

zu erſchaffen: in der Geſtalt der anmuthreichſten und tiefgefühlten Dichtung die Liebe und Freundſchaft, welche ſein Herz und Leben erfüllt hatten und ihm eine Zeitlang die liebſte Wirklichkeit geweſen. Selbſt entzückt durch den Ausdruck, den er für ſeine Gefühle gefunden hatte (ein Ausdruck, weit wie die Welt, wie ihn nicht Freundſchaft und Liebe, wohl aber der Genius bedarf), arbeitete er mit Begeiſterung an dieſem Gemälde der Vergangenheit und konnte es ſelbſt nicht laſſen, wiederholt in ſeinen Briefen an Herrn und Frau R. auf den Tribut hinzudeuten, den er ſeinen Freunden zollen würde, mit einer Art kindlicher Freude und Ungeduld ſein Geheimniß zu verrathen, die höchſt anziehend und merkwürdig iſt. Endlich erſchien der Werther — Deutſchland weinte, und ergoß ſich in romantiſchen Verzückungen über das Geſchick des Helden, des Opfers der Liebe. Der Autor wurde überſtrömt mit Bewunderung, Preis und Verehrung; junge Mädchen erklärten, ſie wollten den Namen Lotte nicht mehr tragen, weil die alles übertreffende Liebenswürdigkeit ſeiner Heldin ſie beſchäme über ihre eigne Unwürdigkeit, ihre Namensſchweſter zu ſeyn. Inmitten dieſer plötzlichen Fluth des Ruhms legte er ſein Werk ſeinen Freunden zu Füßen — und empfing als Erwiederung die ſchmerzvolle Klage verwundeten Zartgefühls — entweihter Heiligthümer des Hauſes und Herzens — daß ein edler, vertrauender und geliebter Gatte dargeſtellt ſey als kalt und vor Allem

als nicht geliebt, daß die tadelloseste und vollkommenste weibliche Reinheit umgestaltet sey, zum Zweck eines Romans, in einen Charakter, der fast einer sentimentalen Kokette ähnelt, die mit den gefährlichsten Gefühlen eines fremden Herzens so lange spielt, bis sie der Gefahr, ihrer Heftigkeit als Opfer zu fallen, nur durch den Tod des Liebenden entgeht. K. wies mit Unwillen seine Darstellung als Albert zurück, mit vierfachem Unwillen die Entstellung seiner Frau als Lotte; und Goethe, bestürzt, verwirrt und bitterlich betrübt über das nicht gut zu machende Unrecht, das er seinen Freunden gethan, schreibt mitten in seinen frisch aufgeblühten Ehren und unter dem berauschenden Lobe der Bewunderung, das ihn von allen Seiten überströmte, die eifrigsten, rührendsten Bitten um Verzeihung — nichts weiter als Verzeihung. — Ein Brief von ihm, in dieser Zeit geschrieben, enthält buchstäblich, denke ich, nichts als die demüthigste, zärtlichste und rührendste Bitte um Verzeihung für die Beleidigung, die er so unbewußterweise denen angethan, welche zu ehren und von aller Welt geehrt zu machen er am meisten gewünscht. Dies freilich konnte nicht dauern. Der Genius wie die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen vor seinen Kindern; er stützte sich, allmälig und absichtslos, auf die Schönheit des Werkes, das er geschaffen, und seine ungeheure Wirkung und Popularität; Herr und Frau K. erholten sich allmälig von dem ersten Schreck über

den unwillkommenen Nimbus, der nun um ihren Umgang mit Goethe glänzte, aber in einem ſeiner Briefe ſagt Goethe: „Werther muß ſeyn", und K. in einem Schreiben an einen andern Freund: „er werde ſich in Zukunft in Acht nehmen mit Freunden, die Genies ſind." Und obgleich der liebevolle Verkehr ihres Briefwechſels noch manches Jahr nachher fortdauerte, hatte doch das innerſte Leben ihrer Liebe von dieſem Augenblick an eine Wunde empfangen, von der es niemals ganz genas. Goethe verſuchte vergebens, ihnen das Recht der Kunſt über die Wirklichkeit begreiflich zu machen; ſie ſtellten ihm vergebens eine Wirklichkeit gegenüber, auf welche die Kunſt keinen Anſpruch habe. Die in Worten nicht auszudrückende Verſchiedenheit zwiſchen dem Genius und ſeinen weniger begabten Genoſſen mußte von beiden Theilen tief empfunden werden: das Bluten und Schmerzen der zarten menſchlichen Sympathieen, die ſie verbanden, iſt eines der ſchmerzlichſten Beiſpiele der Art, die mir je vorgekommen. Goethe verſprach eine andere Lotte zu ſchreiben, die in rechter Wahrheit ſeine, K.'s Lotte ſeyn ſollte; aber er hielt ſein Wort nicht. Sein Geiſt bedurfte keine zweite Schöpfung derſelben Art; die Welt würde an keine andere Lotte geglaubt haben; die Wahrheit, die er brauchte, hatte er genommen — die, welche er nicht brauchte, hatte er weggelaſſen; ſein Werk war vollkommen, und der liebevolle Wunſch ſeines Herzens forderte ſeine Erſin-

dungskraft vergebens zu einer zweiten Schöpfung, welche die erste hätte verdrängen sollen. Und aus den Gemüthern des deutschen Publikums wird der Glaube, daß Werther's Lotte in jeder Einzelheit Frau K. sey, durch nichts anders verdrängt werden, als gerade durch die Veröffentlichung eben dieser Briefe, welche allein ihr und ihrem Gatten volle Gerechtigkeit erweisen können, während sie zugleich Goethe von der liebenswürdigsten und anziehendsten Seite zeigen. Was er für eine Verherrlichung seiner Freunde hielt, sie fast für eine Schmähung nahmen, erhält erst hierdurch sein rechtes Licht."

August von Goethe.

Von St. Schütze.

Ich fühle mich gedrungen, ein paar Worte über ihn öffentlich zu sagen, nicht, weil er der Sohn eines berühmten Mannes, sondern weil er an sich eine merkwürdige Erscheinung war. Diese Merkwürdigkeit besteht darin, daß sich nicht leicht ein Mensch auf der Welt

findet, der von den äußern Umſtänden ſo begünſtigt, und dabei doch ſo verkannt wird. Sollte man nicht glauben, daß er, der einzige Sohn eines Mannes von ſolchem Ruhm und Anſehen, in Reichthum zu einer ſchönen, kräftigen Geſtalt aufgeblüht, durch jede Art von Bildung in höhere Verhältniſſe eingeführt und dazu berechtigt, überall das günſtigſte Vorurtheil von ſich hätte erwecken müſſen? Denn gewöhnlich wird Der, welcher vor der Welt in ein ſo vortheilhaftes Licht geſtellt iſt, überſchätzt und das Glück der Umgebung ihm zu perſönlichen Vorzügen angerechnet; aber der Himmel weiß, wie es gekommen ſeyn mag, es hatte ſich im deutſchen Publikum — und vielleicht noch weiter — die allgemeine Sage verbreitet, daß der Sohn des berühmten Goethe vom großen Geiſte des Vaters das gerade Gegentheil bilde. Ueberall, in Preußen, in Sachſen, am Rhein, im ſüdlichen wie im nördlichen Deutſchland mußte ich dieſes Urtheil hören; faſt Keiner, der den Namen Goethe ausſprach, ohne für den Sohn dieſes Aber hinzuzufügen, wobei noch Mancher beſonders, nach Anſicht und Abſicht oder nach Maaßgabe ſeiner eigenen Dummheit, auf das Schändlichſte übertrieb. Es läßt ſich dies nicht anders erklären, als daß das Publikum ſich hier nun einmal ſeiner Liebe zu Contraſten hingegeben hatte. Da man nämlich einmal glaubte, daß man den Sohn in keine Geiſtverwandtſchaft zum Vater ſtellen könne, ſo gefiel man ſich darin, ihn neben dem

hellen Lichte zu einem recht ſtarken Schatten zu machen, und wenn das Publikum einmal eine ſolche ſagenhafte Merkwürdigkeit ergriffen hat, läßt es nicht leicht wieder los. Eine Veranlaſſung zu dieſem Glauben kann gegeben haben, daß der junge Goethe nach ſchnellem Wachsthum in ſeinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre (wie man das in dem Alter häufig findet) wirklich ein ſolches Anſehen hatte, als ob man ſich von ſeinen Geiſtesanlagen nicht viel verſprechen dürfe. Ich ſelbſt hatte damals dieſe Vorſtellung von ihm. Aber in der Folgezeit, wie ich ihn näher kennen lernte und die Bekanntſchaft allmälig in freundſchaftlichen Umgang überging, wurde ich, von Jahr zu Jahr Augenzeuge ſeiner körperlichen und geiſtigen Entwickelung, eines Beſſeren belehrt. Eine Merkwürdigkeit ganz anderer Art that ſich mir nach und nach hervor — nämlich eine große Aehnlichkeit zwiſchen Vater und Sohn, welche zu bemerken und weiter zu verfolgen mir das größte Vergnügen gewährte. Nicht allein die Geſtalt, das dunkle Haar, das blühende Geſicht mit den ſchwarzbraunen Augen erinnerte lebhaft an den Vater, ſondern auch ein gewiſſes ernſtes, geſetztes Weſen, mit deutlicher und beſtimmter Auffaſſung der Dinge, führte auf ihn zurück. Vor Allem hatte ſich das Plaſtiſche, ja Realiſtiſche, das den höhern Eigenſchaften des Vaters die Grundlage giebt, auf ihn fortgepflanzt. Am meiſten wurde man dies gewahr, wenn der junge Goethe erzählte und

ſchilderte. Alles ordnete ſich ſprechend und maleriſch neben einander, wurde mit einer gewiſſen Ausführlichkeit ausgebreitet, und, indem er das Geſehene gern zum Großen, Bewunderungswürdigen hob, bekam ſeine Erzählung ſelbſt einen poetiſchen Anſtrich. Der Sinn für das Praktiſche zog ihn zunächſt zum Oekonomiſchen hin, und er würde gewiß, wenn es die Umſtände erfordert hätten, als Verwalter großer Güter das ſeltenſte Geſchick bewieſen haben. Dieſe Neigung beſtimmte ihn denn auch für das Kammeralfach, worin er ſich mit ſeinen Leiſtungen als geheimer Kammerrath von ſeinen Vorgeſetzten das höchſte Lob erwarb. Muſterhaft war beſonders ſeine Ordnungsliebe, womit er bei ſeinen Arbeiten wie bei ſeinen Studien, bei Kunſt- und Naturalienſammlungen, auch wohl bei theatraliſchen Feſtlichkeiten, hier vorzüglich mit plaſtiſchem Sinn, Alles auf das Sorgfältigſte ſonderte und eintheilte, für die Beſtimmung anpaßte und erhielt. So folgte er denn auch lange Zeit der Gewohnheit des Frühaufſtehens, ſelbſt im Winter, und wußte recht anlockend die Luſt zu ſchildern, in ſtiller Dunkelheit ſich ſelbſt das Licht zu zünden, den Ofen mit der Flamme zu beleben und nun bei ruhiger Arbeit das Erwachen der Stadt, das Pochen der Werkſtätten, das Hämmern der Schmieden und ſo weiter zu erwarten. Mit derſelben Sorgfalt führte er auch ſein Tagebuch auf ſeiner Reiſe durch Italien. Immer mehr öffneten ſich ſeine Sinne für das

geiſtige Treiben in der Welt, für Alles, was nur als merkwürdig in ſeiner Nähe zur Sprache kam; und beſonders ſchloß er ſich der Kunſt an in ihrer Ausübung und Erſcheinung. Mitzuſpielen in Stücken, wie „Wallenſtein's Lager", als die Weimar'ſche Geſellſchaft noch des Sommers nach Lauchſtädt ging, gehörte zu ſeinen erſten Jugendfreuden. Bedeutende Stellen, beſonders aus Schiller'ſchen Stücken — er ſchien ſie auswendig zu wiſſen — würzten oft mit ſinnreicher Anwendung ſeine Rede. Seine volltönende Deklamation ward gern gehört. Auf feſtlichen Redouten war er der ſprechende Herold. — Nicht durch Abſtraktion und Philoſophie, wohl aber durch ein geſundes, treffendes Urtheil zeichnete er ſich ganz vorzüglich aus, und über Kunſtwerke wie über Angelegenheiten des Lebens ſprach er oft ein bündiges Wort, doch immer lieber unter guten Freunden als in größern Geſellſchaften. In dieſen fehlte ſeiner Zunge die Gewandtheit und der Leichtſinn, über etwas viel und nichts zu ſagen, weshalb er hier auch nicht in ſeinem ganzen Werth erkannt wurde. Mit Gedanken nur zu ſpielen (wenn es nicht aus poetiſcher Anwandlung geſchah), und Unebenes nur beſchönigend auszuſprechen, dazu liebte er die Wahrheit zu ſehr. Um dieſe war es ihm immer mehr, als um ihren Schein zu thun. Etwas Kräftig-Deutſches, ich möchte ſagen, etwas von der Biederherzigkeit des ritterlichen Götz von Berlichingen ſah aus ihm hervor. —

Die Eitelkeit lag fern von ihm, und ob ihm gleich für Form und Sitte ein richtiges Maaß überkommen war, ſo ſetzte er doch die Eigenthümlichkeit weit über die Nachahmung. Mit fremden, ganz aus der Nähe entlehnten Federn ſich zu ſchmücken, wie oft Kinder berühmter Eltern thun, verwarf er mit edler Selbſtſtändigkeit. Er ließ es in ſeinen Reden nie merken, daß er der Sohn eines weltberühmten Mannes war. Statt bloß nachzuſprechen, wählte er bei innerm Zweifel lieber das Schweigen oder ſelbſt den Widerſpruch. Mit beſcheidenem, feſtem Sinn ſich ſelbſt zu genügen, lag ihm näher, als der Beifall der Welt und der Vortheil des äußern Glanzes. In ehrfurchtsvoller Entfernung von ſeinem Vater beſchlich ihn nicht die jugendlich-eitle Luſt, auch Verſe machen zu wollen, und ſo galt er für eine rein proſaiſche Natur. Dennoch lag auch etwas Poetiſches in ihm, das zuerſt nur in geſelligen Kreiſen, als unwillkürlicher Ausdruck, dann aber in wirklichen Gedichten ſich kund gab, womit er nicht wenig überraſchte. — Solche Erſtlingsfrüchte finden ſich im „Chaos“, einem Blatte unter Freunden, das — in mehreren Sprachen verfaßt — aus dem Goethe'ſchen Hauſe hervorging.

Leider waren dies die letzten Spuren ſeiner Geiſtesentwickelung. Etwas Gewaltſames, das mit einem Uebergewicht des Materiellen ſich allmälig in ſeine Lebensweiſe miſchte, brachte Veränderungen in ihm hervor, die für ſein

Glück, ja für sein Leben fürchten ließen. Nur zu bald traf ein, was man besorgte. In Italien fand er seinen Tod, mitten in der vollen Blüthe des männlichen Alters. Ein leichter Anflug von Scharlachfieber hatte ihn in Rom auf das Krankenlager geworfen, auf welchem er mit einem dumpfen Seufzer plötzlich in der Nacht sein Leben aushauchte, von einem Blutschlag getroffen. So endete der Wackere, der mit den besten Kräften des Körpers und des Geistes nur für das Glück geschaffen schien. O wie schmerzt mich sein Tod! —

Schiller.

Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen.

(1792.)

In Jena beſuchte ich mehrere Collegien und Studenten-Geſellſchaften. Die Lage der Stadt gefiel mir nicht. Eine freie oder doch halb freie und heitere Lage entſpricht, dünkt mich, dem Weſen eines Muſenſitzes. Man mag ſich durch Gewöhnung recht wohl befinden in Jena, ich ſah aber die Stadt an ſich ſelbſt an und hiernach ſchien ſie mir klöſterlichen Uebungen angemeſſener als akademiſchen Studien. Ueber Städten pflegt bei ſtiller Luft gern Küchen- und Ofenrauch in Wolkenſtreifen zu ſchweben, aber hier kann er gar nicht über die Berge kommen.

Mich verlangte ſehr, Schiller kennen zu lernen; ſein „Don Carlos" hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele ſchwebte eine Vorſtellung ſeiner äußerlichen Geſtalt, nach dem Geiſte ſeiner Poeſie gebildet. Hohe

Würde in einer edelschönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte. — Das Erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirthschaftshof und einen alten schlechten Corridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Thüre sollte ich anklopfen. Diese äußerlichen Dinge in Schiller's nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, bejahete mich auch, sie nannte Schiller's Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: „Herein!" — „Kann das Schiller's Stimme seyn?" Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfe noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!" — sprach ich — „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?" — „Ja!" antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick

überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte ſagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen perſönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich ſchon ſeit langer Zeit für Sie empfinde.“ — Alles an Schiller widerſprach dem, was ich mir über ſeine äußerliche Geſtalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darſtellung eines ſchlaffen Körpers, die Kniee eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne geſtützt, ein mattes Auge mit umflortem Blick, ein bleiches längliches Geſicht ohne beſonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre ſey Schiller's herrlichem Geiſt! Nur dieſer iſt Schiller, nicht ſein Leib, ſo wie ich ihn ſah. Vielleicht war er eben kränklich und verſtimmter Seele. Meine Erſcheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit ſehen, womit ich ihn anſchaute; denn mein Geſicht konnte eben nichts Anderes ausdrücken. — „Wer ſind Sie!“ fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! geſprochen hatte. Ich beantwortete dieſe Frage mit dem Zuſatz: daß ich eine Fußreiſe durch Thüringen mache. Schiller ſchwieg ein Weilchen, wie zerſtreut das Schnupftuch drehend, und ſprach dann leiſe: „Sie machen alſo eine Reiſe!“ — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erste große Dichter, den ich sah. Künftig will ich gescheidter seyn und das Leibliche großer Dichter und Künstler so wenig, wie großer Gelehrten, deren ich schon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geistigen formen. Den Geist vornehmlich will ich suchen, und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachsicht finde."

Diese Schilderung, vor länger als dreißig Jahren aus einer Zeitschrift entnommen, fand hier nur deshalb eine Stelle, um einer Klage zu gedenken, die man oft hört von unbedeutenden Personen, wenn sie berühmte Männer besucht haben und sie eben nicht in glorreicher Liebenswürdigkeit fanden. Seit langer Zeit schon machten junge Müßiggänger, die kein anderes Werkzeug erfassen wollen als die Feder, Jagd auf hervorragende Geister, um dann durch Bekanntmachung der Gespräche mehr sich selber als die angeblich von ihnen Verehrten in das beste Licht zu stellen. Wer solche Besucher sich nicht abwehren kann, dem ist es nicht zu verargen, wenn er sich vorsichtig benimmt, und jener junge Theolog, der später selbst zu gebührender Schätzung kam, hätte vielleicht, wäre er nicht trotzig rasch umgekehrt, auch an Schiller die Leutseligkeit wahrgenommen, durch welche nicht Wenige, die ihn besuchten, seiner edlen Natur, die ihm Goethe allseitig be-

zeugt, gewiß wurden. Erinnern wir uns noch, daß Schiller im Jahre 1791 einen ſchweren Anfall ſeiner Bruſtkrankheit überſtanden hatte und 1792 erſt wieder in der Geneſung war, brauchen wir zu der obigen Schilderung kaum noch die Hindeutung auf die Mißlaune, womit Jener von dem Reiſenden überhaupt betrachtet iſt. Es iſt nächſtdem ſchon eine wunderliche Vorausſetzung, wenn man meint, Männer von Geiſt wären nicht auch dem Wechſel der Stimmungen unterworfen, es muß ja zumal der Dichter ihrem Umſchwunge ſich oft willig hingeben, um zu erreichen, wozu ihn Gedanken und Seele drängen. Mehr noch als Schiller hat Goethe Vorwürfe wegen angeſchuldigter Kälte und Schroffheit erfahren, und es mögen hier zwei, dem Herausgeber im Geſellſchaftsleben kundgewordene Beiſpiele folgen, die dergleichen Vorwürfe veranlaßten, bei billig Denkenden ſie aber abweiſen. Zu Mehreren, die an einem Vormittage ſchon die Zeit Goethe's in Anſpruch genommen hatten, nur um ſagen zu können, daß ſie bei ihm geweſen, geſellte ſich auch in ſeinen jungen Jahren Herr Schütz (ſpäter Gatte der Händel-Schütz), ohne gemeldet zu ſeyn. Da trat Goethe aus der nächſten Thüre und einen Fremden gewahrend, redete er ihn an mit der Frage: „Wer ſind Sie?“ Schütz antwortete: „Ich bin der Verfaſſer von —“ und nun nannte er den Titel einer verſchollenen kleinen Schrift. „Und wer iſt denn Der?“

war die zweite Frage Goethe's, die Jener so übel nahm, daß er sich ohne Abschied entfernte und niemals begriffen hat, wie recht ihm für seine Eitelkeit geschehen war. Schütz gesellte sich dann später auch zu Goethe's Widersachern durch mehrere gallige Aufsätze, die zu der Zeit erschienen, als der berühmte Dichter an einer gefährlichen Krankheit litt und nur mühsam genas. Darauf deutet der erste Vers des folgenden, jene Widersacher treffenden Spottliedes:

„Vater Goethe wird genesen,
Mit Triumph in's Leben zieh'n,
Da der Tod selbst gegen Ihn
Nur ein — matter Schütz gewesen.

Ob ein Pastor[1] ihn secirt,
Ihm entgeht der Seele Spur,
Plündern wollt' er Goethe nur,
Daß für sich er Geist citire.

Ob Ihn „Hekate"[2] blamire,
Bringt die Hekatomben an,
Für den einz'gen tücht'gen Mann
Giebt man freudig hundert Stiere.

Ob ein Spahn[3] auch corrigire,
Was der junge Goeth' erdacht,
Hindern kann's nicht, daß voll Macht
Goeth' als alter Stamm florire.

1) Pustkuchen. 2) Müllner's Zeitschrift. 3) Ein Wiener Anfechter.

Doch wir meiden gern die Staare,
Locket uns die Nachtigall,
Grüßen d'rum mit frohem Schall
Goethe's neue Wanderjahre!"

Das zweite Beispiel gab uns ein ahnenstolzer Edelmann, der bis an sein Lebensende den Namen Goethe, wenn er genannt wurde, nicht ohne Verwünschung lassen konnte, und warum? Er war selbstgefällig hingetreten vor Goethe mit den Worten: „Niemand kann durch Weimar reisen, ohne bei Ihnen vorzusprechen, denn Sie sollen ja wegen Ihrer schönen Verse geadelt worden seyn!" Darauf entgegnete Goethe mit aller Artigkeit: „Ah, ist's das! Ich danke Ihnen! Sie wollen also auch das Wunderthier sehen, nun, schauen Sie mich an!" Goethe schritt jetzt im Halbkreise langsam an ihm vorüber, verbeugte sich höflichst und ging in ein anderes Zimmer. Es ist herbe, aber wenn man bedenkt, welche Zeitverluste für Goethe, Schiller und andere Namhafte durch solche, oft nur inhaltloser Neugier fröhnende Besuche entstanden, und welche Fadheiten sie nicht selten überstehen mußten, wenn man obendrein erwägt, wie viele der Gespräche mit bedeutenden Männern schnöde veröffentlicht sind, wird es sehr begreiflich, daß dabei Seitens der Besuchten eher Verschlossenheit als vertrauliche Mittheilung zu erwarten ist, ja es kann sich sogar ereignen, daß Der oder Jener Goethe's Spruch in Anwendung bringen muß: „Eine Rohheit kann nur

durch eine andere, gewaltigere ausgetrieben werden!“ Wie sehr Humanität zu wünschen und zu begehren seyn mag, — ihre Grenzen hat sie auch. Gewiß paßt auch hieher, was Goethe über sich selber sagte (1824): „Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur und ich hätte müssen ein elender Lump seyn, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz, und gelte noch so bis auf den heutigen Tag.“

Aus „Erinnerungsblätter eines Studenten.“

(Handschriftlich.)

„In großem Zuge waren wir Hallenser Studenten nach Lauchstädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's dessen „Braut von Messina“

aufführen zu ſehen. Voll Erwartung des hohen geiſtigen Genuſſes war in uns viel Unruhe und der kleine Badeort, wo die Steifheit ſich ſehr ſpreizte und die Schranken eitlen Weltlebens unter den Gäſten ſchroff aufſtiegen, machte ſich uns viel zu enge. Glücklicherweiſe dachte keiner der Burſchen an das Hazardſpiel, wir ſchwärmten umher, waren aber doch zugegen, als an dem heißen Tage — im Juni 1803 — auch ein kleines heißes Treffen vorfiel. Auf der Promenade ſahen wir, als ein halbes Dutzend von uns Arm in Arm daher ſchlenderte, einen Menſchenknäuel, und wodurch hatte er ſich gewickelt! Die Schauſpielerin Madame Becker, geborene Malcolmi*), traf hier einen jungen, elegant gekleideten Herrn, der ehrenrührig von ihr geſprochen haben ſollte; ſie ſtellte ihn muthig zur Rede, und da er ſich nicht verantworten konnte, ſich mit nichtsſagenden Redensarten aus der Affaire ziehen wollte, ſchlug die junge Dame den Laffen mit einer Reitgerte ſo eifrig, daß ein Zuſammenlauf von Menſchen unausbleiblich war. Unter vollem Gelächter drückte ſich der Geſchlagene hinweg und ward in Lauchſtädt ferner nicht ſichtbar, wenigſtens nicht in den zwei Tagen, die wir uns dort aufhielten. Die Schauſpielerin hatte auch außerhalb des Theaters eine Heldenrolle geſpielt! — Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in ſchmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöſe den Dichter, der uns

*) Nachmals Amalie Weiſſ, Gattin von P. A. Weiſſ.

mit allen Gedanken und Gefühlen weg hatte, wie es in unſrer damaligen Redeweiſe hieß. Das war eine Verſtellung, wie ich ſie nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel ſelber ſorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerkſamſten und geſpannteſten Stille der dichtgedrängten Zuſchauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erſchütterte ein mächtiger Donnerſchlag das nur aus dünnen Mauern beſtehende Schauſpielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederſtürzende Regen verbreitete bei raſch ſich folgenden faſt unaufhörlichem Donnergekrach ein ſolches Rauſchen, daß man oft die Schauſpieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuſchauer flüchtete, die Frauen mit Angſtgeſchrei, aus dem Hauſe, ich weiß nicht wohin. Die Schauſpieler, anfangs äußerſt beſtürzt, faßten wieder Muth, aber ſie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, ſo namentlich der Chor-Anführer, als er während des wirklichen Donnergrolls zu ſprechen hatte:

„Wenn Wolken ſich thürmend den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.“

Das Grauſen ſteigerte ſich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Iſabella“ und es erreichte den höchſten Grad, als ihr Schmerz ſich wider die Himmelsmächte

ſelbſt empört, Gottheit und Natur ihr ſimules ſcheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — — die Götter leben,
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachlieſt, der mag's verſuchen, ſich einen Begriff zu machen von dem Entſetzen, das bei dem fortdauernden Gewitterloſen durch alle Herzen zog; — rings todtenbleiche Geſichter. Jedem ſtockte der Athem: auch Schiller ſaß in ſeiner Loge wie verſteint. Ich habe nie zuvor einen ſolchen, ich möchte ſagen überirdiſchen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei jedem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theaterabend in Lauchſtädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorſtellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeſchüttelt und glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallenſern hatten ſich auch Leipziger und Jenenſer Studenten geſellt und als der unvermeidliche Ball überſtanden war, zogen wir zuſammt vor die Fenſter Schiller's und brachten ihm ein Halloh mit Geſang und Muſik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo ſich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter ſo burſchikos liebenswürdig benahm, daß Einer der Unſrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in ſeinem Gartenſaale uns anrichtete. Schiller

lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, ſo daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unſern Wunſch durchſetzen. Im Nu bildete ſich die Deputation, die mich zum Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett ſteigen wollte, und was ich ihm nun mit klopfendem Herzen in ängſtlicher Verlegenheit geſagt haben mag, müßt' ein Anderer wiſſen, ſonſt iſt's für ewige Zeiten vergeſſen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn meine Rede hat gewiß nicht ſo viel geholfen als der tolle Einfall der andern Kerle, von denen jeder ein Kleidungsſtück Schiller's ergriff, der Nächſtſtehende auch mir eines über meine in rhetoriſcher Geberde ausgeſtreckten Hände warf, ſo daß wir Alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreiſter und faſt willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überſchwengliches Jauchzen empfing. Faſt eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Burſche unter Burſchen. Er ſprach uns auch an, daß wir dieſen Enthuſiasmus, als ein Nothwendiges für die Bühne und die geiſtigen Beſtrebungen überhaupt, bewahren und möglichſt der Volksmaſſe mittheilen möchten, die gar zu leicht von etwas feſttäglichem Aufſchwunge ſich ſo angegriffen fühle, daß ſie raſch wie-

der einem alltäglichen Seelenſchlummer verfalle. Die Vivats, verſteht ſich, riſſen während der Anweſenheit des Dichters gar nicht ab und er mußte ſich gefallen laſſen, ſein herrliches Lied: „Freude, ſchöner Götterfunke", nicht in vollendetſter Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burſchenſchaft auf einen Stuhl und ſang bei erhobenem Glaſe, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen,
Dieſes Glas dem guten Geiſt!" —
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Nacht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr, Burſche, hört und ſchwört!

Mag in unſern Adern toben,
Was zur Klärung noch erſt gährt,
Daß ſich guter Geiſt bewährt,
Schwören wir dem Geiſt dort oben!

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that ſich beſonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erſt gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel ſaß. Nach dem Geſange folgte ein Händedrücken und Umarmen.

dem ſich ſogar auch unſer Dichter fügte, und ließ ſich bei dem uns zu Gebot ſtehenden Rebenſaft von zum Himmel ſprizenden Schaume nichts verſpüren — wir waren ſelig bei ehrlichem Naumburger — ſchäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf ſeinen Wunſch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöſe zurück nach ſeiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unſern Abgott nochmals mit Geſang und Muſik zu ſtören. — Es war eine ſchöne Zeit der Begeiſterung und wollte Gott, ſie kehrte uns wieder durch Dichter, die ſich ebenbürtig jener Vergangenheit und ihren Verewigten anreihen könnten, ſo wie durch eine Theilnahme im Volk, die, ſey ſie auch zuweilen etwas überſprudelnd wie damals, doch mit geſunder Natur aus Seele und Leib hervorbricht."

Schiller in Berlin.

Zur Darſtellung ſeines „Wilhelm Tell" war Schiller im Jahr 1804 nach Berlin gekommen. Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen — ein Fürſt, der Großes und Schönes zu würdigen wußte und ſein Leben durch

den Heldentod verewigte — war unter den Erſten, die dem Dichter Deutſchlands Beweiſe ihrer Achtung gaben. Schiller wurde am Tage nach ſeiner Ankunft zu einem ihm zu Ehren veranſtalteten Mahle von dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt ſich zuvor erkundigt hatte, welche Speiſen und Weine dem Gefeierten beſonders angenehm wären. Von ſeinem Lieblings-Weine — Montrachet, einem weißen Burgunder — wurde ihm nun wacker zugetrunken, und mit ſchwerem Kopfe verließ der damals ſchon kränkelnde, an ſolche Ueppigkeit nicht gewöhnte Dichter das überreichliche Mahl. Am nächſten Morgen war Iffland bei ihm und fand ihn, nach einer ſchlafloſen Nacht, ſehr unwohl. „Haben Sie nichts zu leſen für mich?“ fragte ihn Schiller. „Was hätt' ich“, erwiederte Iffland, „das Ihnen nicht ſchon bekannt wäre?“ — „Etwas Neues, ein Manuſcript vielleicht, das Ihnen zugeſchickt werden!“ gab Schiller zur Antwort.

Kurz zuvor hatte Zacharias Werner ſeine Bearbeitung der „Söhne des Thales“ der Berliner Theater-Direktion geſchickt. Iffland, der den Verfaſſer nicht kannte, warf bis dahin kaum noch einen flüchtigen Blick auf das Manuſcript. Als er nun in ſeinem Studir-Zimmer nach etwas ſuchte, um Schiller's Wunſch zu befriedigen, fiel eben dies ihm in die Hände, und Schiller empfing es. Am nächſten Vormittag ward dieſer wieder von Iffland beſucht. „Wie

haben Sie diese Nacht geschlafen und wie geht es Ihnen heut?" fragte er beim Eintreten. — „Ganz gut!" antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar nicht!" — „Wie!" — „Ja wegen Ihres Manuscripts", fuhr Schiller fort, „bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen — Werner!" entgegnete Iffland. — „Von einem gewissen Werner —!" sagte Schiller heftig; „ich möchte schon dieser gewisse Werner seyn. Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, ob dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern; Niemand kann es besser als er!"

Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Urtheil Iffland imponiren mußte. Ein damaliger Staats-Minister, dem von je an die Beförderung alles Guten am Herzen lag, erfuhr es, sprach darüber mit Werner's Chef, und dieser mußte bald zu Werner's Versetzung Rath zu schaffen. So kam dieser nach Berlin, wo er dann seinen „Luther" dichtete. Er.

Brief-Auszug.

„Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller eines Mittags in der Gesellschaft bei der Ober-

hofmeiſterin Gräfin v. Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans“ aufgeführt worden und nach geſchickten und ungeſchickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem ſchweigenden und wie in ſich gekehrten Dichter zufloſſen, wurde auch über das Schauſpielhaus geſprochen. Als nun eine Dame ſagte: „Wenn der Vorhang aufgeht, iſt leider ſehr viel Zug zu bemerken!“ war es, als ob dies ihn aus ſeiner Selbſtbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: „Ganz recht, viel Zug, zuviel Zug, er treibt ſogar die Handlung auseinander!“ — Es iſt bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vortheilhaft, ſondern ſtörend erachtete, weil er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch von Madame Unzelmann (der nachmaligen Bethmann) hörte ich, daß Schiller ſich gegen ſie in ähnlicher Weiſe vernehmen ließ und hinzugefügt habe: „Man muß dem äußeren Auge nie ſo viel bieten, wenn man der inneren Anſchauung bedarf!“ Ich glaube, er hat vollkommen recht, ſchon weil es durchweg wahr iſt, daß jeglicher Luxus überhaupt der Poeſie und Kunſt ſchadet und in unerläßlicher Steigerung Beides endlich ganz verſcheucht. Höchſt ſchwierig iſt es, einer Volksmaſſe das innere, das Seelenauge zu öffnen, und es haben bei ſämmtlichen Nationen Jahrhunderte dazu gehört, ehe ſie ſich dem reinen Geiſt erſichtlich näherten. Was aber auf ſo langwierigem Wege gewonnen war, ging immer wieder

in kurzem Zeitraum verloren, wenn man durch prunkvolle Herrschaft, durch blendenden Ueberfluß des Sinnlichen nur dem äußern Auge diente; Poesie und Kunst konnten dann in einem glänzend schwelgerischen Aufwande vergänglicher Mittel sich nicht vor dem Untergange schützen, die edle Würdigkeit des Geistes ward von aufgeputzter und geschminkter Barbarei verdrängt, ohne daß die in gleißnerische Rohheit getriebenen Volksmassen auch nur Ahnung hatten von dem großen Verlust, den sie erlitten." Dt.

Das Entscheidendste in Schiller's Schicksal.

Von St. Schütze.

Wenn auch eine außerordentliche Kraft im Menschen sich durch alle Umstände Bahn bricht, ihre Richtung, ihre Entwickelung und besondere Wirksamkeit hängt doch sehr von der Außenwelt ab. Das Genie kann zwar nicht unterdrückt, aber doch gedrückt werden. Und ist auch

manches Menſchen Anlage und Neigung von der Art, daß ſie im Vergleich zu Andern weniger Kraft und Nahrung von außen her ſchöpft und annimmt, ſo bleiben doch die äußern Dinge nicht ohne allen Einfluß darauf.

Bei Keinem aber möchte dies wohl mehr Anwendung finden, als bei Schiller. Seine Eigenthümlichkeit iſt ſo groß, daß ſie ſicher unter allen Umſtänden mit denſelben Kennzeichen des Geiſtes würde hervorgetreten ſeyn; nur fragt es ſich, ob in derſelben Form und Geſtalt, in derſelben Umfaſſung.

Verfolgen wir den Gang ſeines Lebens von ſeiner Geburt an, ſo finden wir zunächſt weder beſondere Hinderungen noch Beförderungen. Die einfachen Verhältniſſe hielten ihn immer in naher Verbindung mit der Natur, und waren hinreichend, das Gute in ſeinem Innern, wie eine Knospe, die von ſelbſt ſich aufthut, leiſe zu entfalten. Und ſo hatte er denn auch keinen andern und keinen höhern Wunſch, als Prediger zu werden. Und er würde es geworden ſeyn; die Mittel hatten ſich gefunden, und er würde ſeine erſte Begeiſterung auf der Kanzel ausgeſprochen haben — wenn nicht eben jetzt ein beſonderer Umſtand eingetreten wäre, der ihn faſt gewaltſam von dieſem Wege abzog. Dieſer Umſtand war, daß der regierende Herzog von Württemberg, in deſſen Dienſt ſein Vater als Offizier ſtand, damals „mit großem Eifer eine neue Erziehungs-Anſtalt errichtete, und unter den Söhnen

seiner Offiziere Zöglinge dafür aufsuchte". Zu einem solchen Zögling mußte denn auch Schiller passen, ob er gleich nicht von Adel und hier von einer militairischen Pflanzschule die Rede war. Es galt für eine Gnade, welcher er sich nicht entziehen konnte; die Theologie mußte er in aller Eile von sich werfen, weil sie dort nicht gelehrt wurde, und dafür auf's Gerathewohl ein anderes Fach wählen — ein solches, das gerade im Bereich der neuerfundenen Anstalt lag. So ein Schüler geworden um der Schule willen, wählte er vorläufig die Rechtswissenschaft, die er nachher, um der Natur doch wieder näher zu kommen, mit der Medicin vertauschte; aber er konnte bei seinem Eintritt doch nicht umhin, in der abgeforderten Selbstschilderung zu bekennen: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte." Welch ein Zustand, zu Erlernung einer Wissenschaft gezwungen und noch dazu von aller Welt abgesperrt zu werden, wie dies die Carlsschule mit sich brachte! Dennoch war die Carlsschule das Entscheidendste für den künftigen Schiller, nicht nur im bösen, sondern auch im guten Sinne. Die poetische Kraft hatte sich eben in ihm zu regen angefangen: die Schule drückte sie nieder, alle Nahrung von außen fehlte — das konnte und mußte nur die innere Energie noch verstärken und die gehemmte Flamme der Phantasie zur festesten Gluth vermehren. — Zu tragischen Dichtungen

beſonders wurde hier das mächtigſte Feuer geſchürt, woraus denn wohl die „Räuber“ hervorbrechen konnten, um mit dem Schwert in der Hand die Verſehung zu predigen, was ohne jenen Zwang vielleicht nur ein Kanzelvortrag oder eine Ode geworden wäre. Der friedliche Prediger würde immer noch Flammenworte geſprochen und auch gedichtet, aber ſchwerlich die Welt ſo weit umfaßt haben, als es ſpäter der Dichter in ſeiner freiern Wirkſamkeit vermochte. Praktiſche Beſtrebungen wirken überhaupt leicht beſchränkend auf Werke der Phantaſie, und um ſo mehr, je näher die Vereinigung beider liegt, weshalb denn auch beſonders ein Theolog, der als Dichter auftritt, nicht leicht die Kanzel oder den Lehrſtuhl verleugnen kann. Man denke nur an Roſegarten. Obgleich Schiller ſchon mit angeborner Kraft ihn rieſenhaft überragt, ſo würde doch ſeine Poeſie, die ohnehin zum Praktiſchen neigt, nicht ohne den beſchränkenden Einfluß der Theologie geblieben ſeyn, wenn die Carlsſchule ihn nicht auf eine andre Bahn geworfen, und ſelbſt durch den Druck zu einem höhern Standpunkt hinaufgetrieben hätte. Es war aber auch in anderer Hinſicht dieſe Schulanſtalt für ſein künftiges Leben von dem wichtigſten Einfluß. Unſer äußeres Ergehen und Wirken hängt meiſt von den Verhältniſſen ab, in welche wir früher, ehe wir noch wählen konnten, getreten ſind. Schulfreundſchaft, gleicher Unterricht, gleiche Bildung wird oft zu einer ſtillen Begleitung,

zu einer Handreichung für das Leben, die, wie eine fortwuchernde Empfehlung, uns zum Fortſchreiten immer neue Wege öffnet und endlich wohl gar zum Ziele führt. Zwar ſieht es aus, da Schiller ſich nach Mannheim flüchtet, als ob er mit Zerreißung aller Bande ſich ſelbſt ſein Schickſal geſchaffen; aber wir werden bald gewahr, daß die Verbindungen auf der Carlsſchule, die viele Söhne vornehmer Familien um ihn verſammelt hatte, noch lange heilſam auf ihn fortwirkten, und in leiſen Verſchlingungen ſogar bis zu dem Zeitpunkt ſich fortſpannen, wo ſie ſelbſt ſein häusliches Leben begründen konnten. Nicht ohne die größte Beſorgniß für ihn können wir uns die Zeit denken, wo der feurige Geiſt aus der engen Schule in die lebensvolle Welt — in den Genuß einer völligen Freiheit tritt. Frau von Wollzogen giebt darüber in ihrer fein-geiſtigen Lebensbeſchreibung nur allgemeine Andeutungen. Wir lernten nicht alle Gefahren wirklich kennen, denen er entging. Aber Schiller fühlte in dieſem freien Zuſtande ſich bald unglücklich und verlaſſen. Er bedurfte der Einſamkeit, der freundſchaftlichen Zuſprache, der ſanften Leitung. Und wo fand er dieſes Alles? — Bei der Mutter eines Zöglings der Carlsſchule, mit dem er ſich befreundet hatte, bei der Frau von Wollzogen auf Bauerbach, einem ländlichen Aufenthalte, der ihm und ſeiner Muſe eine ſichere Zuflucht gewährte. In Jener ſchenkte der Himmel ihm eine mütterliche Freundin.

von der wir es gern glauben, wenn die Erzählerin ſagt: bedeutend und dauernd war der Einfluß, den dieſe ſo rein und gut geſinnte Frau auf ſein Inneres und Aeußeres hatte. „Hier zum erſten Mal“, ſchrieb Schiller damals an ſeinen Freund, „habe ich es in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſeyn. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund iſt ihm Vollendung.“ — Mit feſtern Schritten betrat Schiller darauf die Bahn des Ruhms; die Lehren und Warnungen ſeiner Freundin ſicherten ihn gegen manche Anfechtungen. „Wie viel, wie unendlich viel“, bekennt er ihr von Mannheim aus, „haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert; und dieſe Verbeſſerung, freuen Sie ſich, hat ſchon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ganz den Gedanken, Denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben.“ — Jene Bekanntſchaft in der Carlsſchule war es denn auch, die ihn ſpäter — zu entfernten Verwandten nach Rudolſtadt brachte, was ſelbſt einen Anſtrich vom Romanhaften erhielt. „An einem trüben Novembertage im Jahre 1787“, erzählte Frau v. Wolzogen, „kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unſern Vetter Wilhelm v. Wolzogen, der ſich ſcherzend das halbe Geſicht mit dem Mantel verbarg; der

andere Reiter war uns unbekannt und erregte unſre Neugier. Bald löste ſich das Räthſel durch den Beſuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, ſeinen Reiſegefährten, Schiller, der ſeine verheirathete Schweſter und Frau von Wolzogen in Meiningen beſucht, am Abend bei uns einzuführen. Schiller's Zukunft knüpfte ſich an dieſen Abend." — Er lernte hier ſeine künftige Gattin kennen.

Wie viel ſchrieb ſich alſo von der Carlsſchule her! Von ihr kam die Entſcheidung ſeines Schickſals für ſein ganzes Leben, und was in den Beſchlüſſen menſchlicher Gewalt als despotiſche Willkür erſchien, wurde in der Hand der leitenden Vorſehung zu einem Quell des Glücks und zu dem kräftigen Grunde eines hohen, herrlichen Wachsthums.

Wieland.

Wieland's Privatleben.

Von Dr. Lütkemüller.

Vorwort.

Der Verfaſſer der folgenden Mittheilungen wurde, nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien, von Wieland nach Weimar berufen, und lebte dort, faſt zehn Jahre lang, an dem einen und andern literariſchen Geſchäft Wieland's Theil nehmend, und als einer ſeiner jüngeren Hausfreunde, übrigens einer freien Muße genießend, die ihn bei einer ſeinem Geiſte und Herzen zuſagenden Thätigkeit nicht wenig beglückte.

Wohnung.

1.

Wieland wohnte, als ich nach Weimar kam, in einem eigenen Hauſe, welches aus einem durch Seitengänge verbundenen Vorder- und Hintergebäude beſtand,

und zwiſchen zwei Gaſthöfen, dem Erbprinzen und Elephanten, lag. Das Hauptgebäude, ein dreiſtöckiges Wohnhaus, lag hinten, und ſah mit ſeinen Stubenfenſtern auf einen Theil von dem Hofraum des Erbprinzen hinab. Da Wieland's Wohnung nach meinem Gefühle wie ein Tempel der Muſen ſeyn ſollte, ſo war es für mich anfangs nicht nur auffallend, ſondern wirklich gräulich, wenn in ſein geiſtreiches Geſpräch, oder in die heilige Stille ſeines Denkens, nicht ſelten Menſchenſtimmen aus dem gröbſten profanen Leben von unten herauf ſchallen, oder wenn, ſtatt Düfte von Myrten und Roſen, Miſtgerüche zu ſeinem Muſeum emporſtiegen. Ich konnte nicht umhin, als ſich einmal ein abſcheuliches Geſluch von Stallknechten vernehmen ließ, meinen lebhaften Unwillen darüber zu äußern, daß ſo etwas in ſeiner Nähe geſchehe. Wieland lächelte und ſprach: „Sie hätten auch wohl Luſt, es wie Gleim zu machen. Dieſen empörte bei einem letzten Beſuch, indem wir mit einander ſprachen, ein ähnliches ſauberes Gebrüll. Er riß, von Zorn entbrannt, ein Fenſter auf, und goß einen Strom von Scheltworten hinab. Er machte es faſt nicht beſſer, als die Herren da unten. Meine Nähe iſt ſolchen Ehrenmännern unbekannt, oder vielmehr, ich kann ihnen nirgendwo nahe ſein. Man gewöhnt ſich an Alles. Die Gewohnheit hat meine Ohren gegen ſolche Syrenengeſänge verſtopft."

2.

Wieland's Museum war im zweiten Geschoß, und bestand aus einer mittleren Stube und einem größern und kleinern Seitenzimmer. In letzterem war seine Bibliothek aufgestellt, in ersterer arbeitete er, empfing darin auch Besuche. Dieses Arbeits- und Besuchszimmer war mit Kupfern, Tivoli (Horazens Tibur) mit seinen Umgebungen darstellend, und mit andern Landschafts- und Seestücken behängt. Ueber Wieland's Schreibpult hing das Bildniß der verwittweten Herzogin Amalie, seiner erhabenen Gönnerin und Freundin, und auf einem Spiegeltische saß Voltaire in einem Armstuhl aus Buchsbaumholz geschnizt, mit sprechendem Gesicht und Wesen. Ein kleines Vorzimmer war mit dem Bildnisse des Grafen von Stadion geschmückt, der, wie bekannt, auf seinem Schlosse Warthausen viel Einfluß auf Wieland's frühere Geistesbildung hatte.

Als ich eines Tages einen Seesturm auf einem der Kupferstiche betrachtete, trat Wieland herbei und sprach: „Wer den Seesturm da mit allem Zubehör nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit gehörig reger Einbildungskraft betrachtet, den könnte beinahe ein Schwindeln anwandeln. Die vielfache furchtbare Bewegung ist von der Kunst so glücklich fixirt worden, daß sie vor der Phantasie lauter Bewegung scheint.“ — „Haben Sie schon das Meer gesehen, wenigstens die Ostsee!“ fuhr Wieland

fort. — „Leider nicht!“ antwortete ich im Tone des Bedauerns. — „Ei nun!“ erwiederte Wieland, „ich habe in meinem ganzen Leben das Meer auch nicht geſehen, und glaube, daß meiner Anſchauung dadurch nicht viel abgeht. Denken Sie ſich einen Teller voll Waſſer, und dehnen daſſelbe ringsum mehr und mehr aus, bis Sie zuletzt nichts als Himmel über ſich und Waſſer unter ſich ſehen. Da ſind ſie mitten auf dem Ocean. Wollen Sie nun auch einen Seeſturm haben, ſo laſſen Sie daher, und dorther, oder gar ringsher Sturmgewölk aufſteigen. Das Meer kräuſelt ſich, wogt mehr und mehr auf, es blitzt und donnert gewaltig, das Schiff tanzt zwiſchen Himmel und Hölle, kracht in allen Fugen — kurz, machen Sie die Sache ſo arg Sie wollen, das Alles iſt leicht. Uebrigens habe ich nie beſondere Neigung in mir geſpürt, das treuloſe Meer zu befahren, und große Naturſchauſpiele darauf zu erleben.“ — „Sie haben aber doch Seefahrten in der Schweiz gemacht?“ — „Ja, auf den dortigen Miniatur-Meeren, beſonders auf dem Zürcher-See. Wir wählten zu unſern Luſtfahrten darauf wohlweislich Tages- und Abendſtunden, die nicht nur anmuthig waren, ſondern auch vollkommene Sicherheit verſprachen. Einmal jedoch wäre ich mit Bodmer, Geßner und zwei oder drei andern Gefährten faſt ertrunken. Eine Windwolke übereilte uns ſo ſchnell, und ſetzte den See in ſo große Bewegung, daß wir kaum durch die Kunſt

und Kraft eines tüchtigen Piloten das Ufer erreichen konnten. Ich ſelbſt habe nie das Steuerruder führen gelernt.“ Ich konnte bei dieſen Worten mich nicht des Lächelns erwehren. — „Was wollen Sie ſagen?“ fuhr Wieland fort, „Dichter können auch wohl tüchtige Piloten ſeyn, zum Beiſpiel Freund Baggeſen; dieſer weiß dem ärgſten Sturm ſein Schifflein abzugewinnen, vollends wenn dabei das Leben einer Göttin oder Grazie zu retten wäre.“

Spaziergänge.

1.

Wieland luſtwandelte, ehe er ſein Landgut bei Oßmanſtädt bezog, an ſchönen Sommertagen mit ſeiner Familie zuweilen nach Belvedere und Tiefurt. An einem für ihn ſchönen Sommertage mußten die Winde ruhen, oder nur „Zephyretten wie mit Schmetterlingsſchwingen flattern.“ Lebhafterer Wind war ſeinem Gefühl und Befinden im Freien zuwider. Ferner mußte die Wärme mild, und der Himmel heiter, oder nur mit leichtem Gewölk beſtreut ſeyn. An einem ſo ſchönen Sommertage war es, als ich, bald nach meiner Ankunft in Weimar, eingeladen wurde, an einem Spaziergange nach dem Herzoglichen Luſtſchloſſe Belvedere Theil zu nehmen.

Wir brachen Nachmittags nach zwei Uhr auf. Die Geſellſchaft war nicht klein; denn ſämmtliche Kinder

Wieland's gingen mit, und dieſe beſtanden damals aus ſechs Töchtern von ungefähr vier bis dreiundzwanzig Jahren, und aus vier Söhnen, deren älteſter etwa funfzehn Jahr alt war. Die beiden jetzt älteſten Töchter waren junge Wittwen. Die Felſenpromenade des Parks wurde durchwandelt, wobei Wieland mich prüfte, ob ich auch die ſchönſten Stellen bemerkt hätte. Kurz vor Ende derſelben ruhte Wieland mit ſeiner Gattin ein Weilchen auf einer Gartenbank. Ein liebliches Landſtückchen bot ſich hier zum Beſchauen dar. Durch einen üppig grünenden Wieſengrund ſchlängelte ſich die Ilm. Vornhin erhob ſich eine Feldhöhe mit Korn, und rechts, ganz nahe, ſah das Dorf Oberweimar durch Linden und Obſtbäume hervor. Der weitere Gang nach Belvedere erhebt ſich zwiſchen Kaſtanienreihen gemach bis zu einem Vorgehölz, über welches das Luſtſchloß mit grünen Kuppeln hervor ragt. Ich verſetze mich ſogleich in den dahinter befindlichen Park oder Waldgarten; denn dieſer war das Ziel der Wanderung. Einige ſchattenreiche Gänge wurden an dem Abhange eines Berges langſam durchwandelt. Der Luſtwald empfing uns mit erquickender Kühle und einſamer Stille. Bald wurde ein freier Raſenplatz im mittleren Grunde zur Lagerſtätte gewählt. An den Seiten erboten ſich auch Raſenſitze. Ein noch jugendlicher Fichtenhain ſtieg an einer heiteren Höhe hinauf. Wieland hatte mit ſeiner Gattin auf einem Raſenſitze Platz genommen,

und die jüngſte Tochter, ein liebliches Kind, ſchmiegte ſich an die Mutter. Die übrige Familie belebte die ſchöne Einſamkeit auf mannigfache Art. Die Töchter ergingen ſich bald in den Schatten, bald im Freien, und die Söhne tummelten ſich jauchzend umher, und erſchienen bald auf den Ruinen eines kleinen Tempels, bald am Fichtenhange, bald in Geſellſchaft einer zahmen Hindin, welche gegen die Necker kampfluſtig aufſprang. — Jetzt erſchien Wieland's Diener mit einem Korbe. Die Familie verſammelte ſich auf dem Raſenplatz, und es wurde Champagner getrunken und Kuchen gegeſſen. — Ich verlor mich mit unbeſchreiblichem Wohlgefühl in Gedanken. „Warum ſo ſtill und in ſich gekehrt!“ ſprach Wieland, meine Träumerei bemerkend — „ich dächte, es wäre hier draußen nicht übel!“ — „O!“ erwiederte ich, „ich möchte faſt zweifeln, daß ich hier in der Wirklichkeit lebte!“ — „Ei! und warum!“ — „Weil es in keinem Gedicht oder in keiner Zauberwelt für mich ſchöner ſeyn könnte, als hier!“

Wieland ſah ſinnend und mit feinem Lächeln ein Weilchen vor ſich hin, und ich erlaubte meinem Herzen einen Erguß, der ſich von mir nicht wollte zurückhalten laſſen. „Wer mir“, ſprach ich, „vor einem Jahre geſagt hätte, daß ich heute hier, und in dieſer Geſellſchaft, und im Genuſſe des gegenwärtigen Glücks ſeyn würde, dem hätte ich gewiß geantwortet: So würde mein Leben einem ſchönen Gedichte gleich. In einem eben ſo unbe-

kannten als ſandigen Winkel der Altmark geboren, wurde ich in eine der berühmteſten und ſchönſten Gegenden Deutſchlands verſetzt. Einen Muſageten und Weiſen, wie den Dichter des „Oberon“ und „Agathon“, glaubte ich noch vor einem Jahre nur in Elyſium ſehen und ſprechen zu können. Und nun“ — ſetzte ich mit zunehmender Spannung hinzu — „o! es giebt kein Elyſium, welches mich mehr beglücken könnte, als dieſe Stätte hier, und Sie, und Ihre Huld.“ — Wieland wurde durch dieſen Erguß meines Herzens auf eine ihm eigene Art ergriffen. Er nahm meine Empfindung zwar mit Liebe auf; aber jede Ueberſpannung erweckte ihm eine Unbehaglichkeit, die er bald durch Ablenkung der Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände, bald durch feinen Scherz zu erleichtern pflegte. Er ſtand lebhaft auf, reichte mir die Hand, und ſprach: „Ich dächte, wir gingen noch ein wenig!“ Wir betraten einen ſchattigen Gang. Wieland fragte nach dem einen und andern Umſtand meines Lebens, und erzählte dann, öfters ein Veilchen ſtillſtehend, wie er von Tübingen, wo er hätte Jura ſtudiren ſollen, aber ſtatt die Hörſäle zu beſuchen, faſt immer einſam in ſeinem Stübchen verweilt und Verſe gemacht hätte, von dem Dichter-Patriarchen Bodmer nach Zürich eingeladen, am Zürcher-See ſich oft nicht bloß glückſelig, ſondern überſelig gefühlt habe. Auf einmal brach er ſeine Erzählung ab, und fragte: ob ich im „Agathon“ nicht ein Kapitel be-

merkt hätte, welches von den Gefahren einer verſchönernden Einbildungskraft handle. — Es wäre alſo, antwortete ich, von mir wohl nicht gehörig bemerkt worden! — „Ei!“ entgegnete Wieland lebhaft, „wenn es Ihnen mit mir nun auf ähnliche Art erginge, wie dem Agathon mit der ſchönen Danae, glauben Sie, daß ich am Ende dabei gewinnen würde!“ — Wir waren hier einem Carouſſel genaht, auf welchem Wieland's Kinder ſich mit lebhaftem und lautem Vergnügen herum trieben. — „Ich dächte“ — fuhr Wieland lächelnd fort — „für ein wirkliches Elyſium wär's hier auch ein wenig zu laut!“ — Ganz beſonnen und mit großer Fröhlichkeit nahm ich Theil an dem Spiele.

Ich ſetze nur noch hinzu, daß der Abend auf einem mit vielen Orangerieen prangenden Platze neben dem Schloſſe uns mit den lieblichſten Wohlgerüchen des Südens ergötzte, und daß ich an keine Gefahr der verſchönernden Einbildungskraft dachte, als bei dem Austritt aus dem Borgholz Oberweimar der Park, Weimar, der langgeſtreckte Ettersberg mit Dorf, Weiler und Wald, und ſüdöſtlich eine weite Ausſicht bis auf die Gebirge des Voigtlandes, und noch andere Höhen, Haine und Oerter, ein großes, reiches Landſchaftsgemälde in wunderſchöner Erleuchtung der Abendſonne vor meinen entzückten Blicken ausbreiteten. „Freilich“, ſagte Wieland, „wenn der Him-

mel ſelbſt ſo die Erde verſchönert, ſo muß unſre Seele mehr fühlen, als ſich mit Worten ausdrücken läßt!"

2.

Wenig Tage nachher wurde Tiefurt, der Sommer-Aufenthalt der verwittweten Herzogin Amalie, von Wieland und ſeiner Familie beſucht. Es geſchah an einem Sonntag-Nachmittage, wo die Herzogin am Hofe des regierenden Herzogs zu verweilen pflegte. Ein eben ſo anmuthiger als kurzer Weg führt zu einem Luſtgarten, der auf beiden Seiten der Ilm, hier mit einem Berghain und mit Terraſſen, dort mit gemiſchten Anlagen in einem Grunde, ſich hinkrümmt. Wir folgten einem Fußpfade am rechten Ufer der Ilm, und betraten einen Platz, der von einer großen Buche und von umſtehendem Gebüſch beſchattet und mit einem Tiſche nebſt Bänken von Stein beſetzt war. Dämmerung, nur hier und da von einem Sonnenſtrahl durchblitzt, umfing uns, wie in einem Heiligthume der Einſamkeit. Wieland ruhte etwas abwärts am Rande des Hains auf einer Gartenbank, von jungem überhangendem Gebüſch beſchirmt, im Anblick einer ſonnenhellen, mit einem Obſthaine bepflanzten Höhe, und dicht an ſeiner Seite floß die Ilm mit ſanftem Geplätſcher. Oft ſah ich ihn nachher in ſchöner Vor- und Nachmittagsſtunde an dieſem lieblichen Ruheplatz ſinnend oder leſend verweilen. Seine Söhne fingen an, ſich

lebhaft zu bewegen; sie rannten einen Pfad am Berghain hinauf und herab, und hüpften unter der Buche über Tisch und Bänke. Wieland steuerte ihnen, gewiß aus einem eigenen Gefühl für diesen Ort. Obgleich der Lustgarten sich in freier Einsamkeit darbet, so war doch die erhabene Besitzerin desselben seinem Gefühle nicht fern. Es war ihm ihr ländliches Heiligthum; und welche Stunden, welche Geistes- und Herzensgenüsse waren ihm hier eine Reihe von Sommern hindurch zu Theil werden! — Bald gingen wir auf schattigem Pfade am Fluß bis zu einem andern Ruheplatz, der sich an einer Brücke über die Ilm eröffnete, und eine freie Aussicht über einen Theil der untern Gartenanlagen und über das ländliche Fürstenhaus bis zur fernen Höhe des Ettersberges darbot. Hier blieb Wieland zurück, während die Söhne sich auf dem weiteren Pfade am Fluß und in dem Berghain verloren, Gattin und Töchter vor uns unter Blumenbeeten wandelten, und in einem kleinen runden Gartensaal einkehrten, der von hochgezogenen Rosenbüschen umblüht war. Ich stand auf der Brücke, den unteren Garten überschauend. „Nun!“ begann Wieland, nach einer Weile herbei tretend, „scheinen Sie sich vielleicht auch hier in eine Zauberwelt versetzt zu seyn!“ — „Nicht eben in eine Zauberwelt“, erwiederte ich, „wie schön auch Alles umher ist; aber mir kommt doch Alles verständlich vor.“ — „Verständlich! Wie meinen Sie das eigentlich!“ —

„Es iſt hier kein Wald, der die umliegende Erdenwelt dem Auge entzöge, und in ſeiner Verſchloſſenheit geheime Ahnungen der Seele weckte —.“ — „Wie bei Belvedere?“ — „Jeder Wald von einiger Größe und von ziemlichem Alter, der mich von der übrigen Welt abſondert und mich ganz mit eigenthümlicher Einſamkeit umfängt, ſpricht mich wie mit geheimem Weſen an.“ — „Das laſſ' ich gelten. Unſere alten heidniſchen Vorfahren waren alſo, bei aller ihrer übrigen Rohheit, keine ſchlechten Aeſthetiker, indem ſie in den Wäldern die Gegenwart und das Walten ihrer Gottheiten empfanden und verehrten. Aber Sie ſagten, es käme Ihnen hier Alles verſtändlich vor.“ — „So ziemlich wenigſtens. Natur und Kunſt bildeten, unter Leitung der Anmuth, den Hain für die Einſamkeit, den Gang am Fluſſe für geiſt- und gefühlvolle Muſen, einſam oder geſellig genoſſen, und die Blumen- und Wieſenſtücke mit dem Lindenplatz und Roſenſaal für die heitere Geſellſchaft.“ — „Im Ganzen nicht übel verſtanden!“ entgegnete Wieland. „Aber ich könnte Ihnen doch einen Zauber nennen, der hier wirklich ſtatt findet, ob er gleich auf die natürlichſte Art von der Welt entſteht. Dieſer Luſtgarten iſt eigentlich ein kleines Landſtück, und die Mannigfaltigkeit der Anlagen, und die abwechſelnden Genüſſe, welche er wie aus einem Füllhorn umher gießt, zaubern ihm eine Größe an, die nicht wirklich, ſondern nur ſcheinbar iſt. Und noch ein Zauber, und zwar ein

ſo holder, daß ich ihn gegen das allerbrillanteſte Stück der Feenwelt nicht vertauſchen möchte! Fühlen Sie denn nicht, wie über dieſer ſchönen Stätte die Menſchenfreundlichkeit als Genius loci waltet? Auf allen Seiten offene Steige, die jeden Freund der ſchönen Natur in dieſes Heiligthum einer edlen Fürſtin einladen, zu freiem Mitgenuſſe, zu vertraulicher Annäherung. Kein Wunder! Hier ſchlägt ein hochfürſtliches Herz, welches eben dadurch wahrhaft hochfürſtlich iſt, daß es der ganzen Menſchheit angehört, und in möglicher Beglückung Andrer ſein vernehmſtes und eigenſtes Glück findet."

Hier erſchien eine Bäuerin, und fragte, wo es den Herrſchaften gefällig wäre, Milch zu eſſen. Es war alſo ein echtländliches Sommermahl beſtellt werden. Wieland's Familie erſchien, und es wurde beliebt, die Milch in dem eigenen Garten der Bäuerin zu genießen. Ein paar Bauergärten ſchloſſen an den fürſtlichen Garten ſich traulich an, und ein durchgeführter Fußpfad verband ſie damit. Wir traten in einen ganz gewöhnlichen Bauergarten, der nichts als ein Gras-, Kraut- und Obſtgarten war. In einer Ecke fand ſich jedoch eine Laube, und unter Pflaumbäumen bildete ein Brett mit zwei Klötzen eine Bank. Die Laube hatte einen mit Bänken umgebenen Tiſch. Die Bäuerin trug mit freundlichem Grüßen ein paar Schüſſeln voll Sahnemilch auf, in welche die jungen Damen Semmel brockten. Wieland's Söhnen

behagte der beſchränkte Raum in der Laube nicht; ſie nahmen daher eine der Schüſſeln, und lagerten ſich um dieſelbe unter den Pflaumenbäumen. Die Milch wurde unter fröhlichem Geſpräch verzehrt. Wieland war im Luſtgarten zurück geblieben, und kam jetzt nach. Seine jüngſte Tochter flog ihm entgegen. Er ſetzte ſich mit ihr auf die Bank unter den Pflaumenbäumen, und herzte ſie mit inniger Liebe und holdem Getändel, während ſeine Gattin ſich mit der Bäuerin voll freundlicher Vertraulichkeit unterhielt. Wieland und die Seinigen ſo in einem ſolchen Bauergarten zu ſehen, war mir ein pikanteres und rührenderes Schauſpiel, als wenn ich ſie in dem ſchönſten Park der Welt in fürſtlicher Geſellſchaft geſehen hätte.

Unter dem Getön von Schalmeien, die nah und fern in dem Ilmthal mit reinem und ſchönem Klange erſchollen, wandelten wir langſam nach Weimar zurück. Vielleicht iſt es ein beſonderes Gefühl, wenn ſolcher Schalmeienklang mich ſogleich erfreut und rührt. Ein ruhiger, ländlicher Sommerabend ſpricht ſich dadurch, wie mich dünkt, mit ſeinem eigenſten Weſen aus.

3.

Ich erlaubte mir einmal, Wieland bei einem ſeiner einſamen Spaziergänge im Weimar'ſchen Park zu beobachten. Es war an einem Maitage Vormittags zwiſchen zehn und elf Uhr. Der Gedanke, ſo viel als möglich zu

bemerken, wie ſein Genius ihn in der Einſamkeit leite, war mir ſo anziehend, daß ich ihm nicht ohne Unbeſcheidenheit nachgab.

Wieland trat vorn in die Felſenpromenade, während ich auf der andern Seite der Ilm auf einem Pfade des Sterns (eines ſchattenreichen, von Gängen umfaßten und durchkreuzten Gehölzes) verweilte. Er ging, wie gewöhnlich, langſam, in der Rechten ein Stöckchen von Bambusrohr, welches er öfters etwas auf und nieder bewegte. Es war eine Badine, womit ſeine Gedanken und Empfindungen ſpielten. Eine Nachtigall begann in der Nähe lebhaft zu flöten, verſtummte aber gleich wieder, durch Laune oder Zufall geſtört. Wieland ſtand ſtill, und horchte ein Weilchen. Als kein weiterer Geſang erfolgte, ſchwenkte er ſein Stöckchen ein wenig, und pfiff leiſe dabei. Nachdem er weiterhin eine Treppe zu einer mit Baumrinde bekleideten Einſiedelei hinauf geſtiegen war, verlor ich ihn aus dem Geſicht. Ich eilte aus dem Stern, über eine Ilmbrücke, ſtieg an der Einſiedelei aufwärts zu einem oberen Gange, und ſah Wieland wieder. Er ſaß auf einer Knüppelbank, bei welcher der Fe ſengang ein Streckchen hervor in's Freie läuft, und dem Schauenden hier der Anblick eines Theils des oberen Pa:ks, und dort eine anmuthige Ausſicht über Wieſenthal und Fluß zu einem Theile des Sternwaldes ſich darbeut. Vornhin hüllt der Felſengang ſich in liebliche Dämmerung. Jetzt

ſchlugen ein paar Nachtigallen, die eine nahe, die andere fern, und feierten nach meinem Gefühle die Gegenwart des Dichters. Wieland lauſchte ihrem Wechſelgeſange mit ſichtbarem Vergnügen. Sinnige Heiterkeit verklärte ſein Geſicht mit eigenem Weſen. Bei dem Achten auf's Aeußere zugleich in ſich gekehrt, war ſeine Heiterkeit wie ein aufgehendes Licht, in welches ſanfte Schatten fielen. Anders wüßte ich's nicht zu beſchreiben. — Wieland wandelte die Felſenpromenade hinab bis unten an das ſogenannte römiſche Haus, wo ein Steig auf das Wieſenthal der Ilm hinaus führt. Ich war voraus geeilt, und ſaß ſchon auf einer Föhre der Ilm, als Wieland aus dem Gebüſch hervor auf die Wieſe trat. Hier hatte ich ihn erwartet. Dem Felſengange und der Ilm ganz nahe, ſteht hier ein einſamer aſtreicher Birnbaum, mit einer Rundbank umgeben. Er war mit Blüthen bedeckt und von Bienen umſchwärmt. Wieland beſchaute den vollblühenden Baum einige Augenblicke, ſetzte ſich dann unter ihn, und genoß, an den Stamm gelehnt, der ſchönen Umſicht und der ſchönen Frühlingszeit. Auch ohne ein Schirmdach von duftenden Blüthen iſt dieſer Platz ſehr einladend. Das ganze Ilmthal zwiſchen der baum- und buſchreichen Anhöhe des Felſenganges und einer Feldhöhe beut ſich hier zur Beſchauung dar. Der Fluß ſchlängelt ſich mit Uferſteigen und Zugfähren hin bis an den Sternwald, und mittagwärts erſcheint das

Dorf Oberweimar im Thale und das Luſtſchloß Belvedere auf einem waldigen Berge. Das junge Grün der Wieſen, der Bäume und Büſche, mit mancherlei Blüthen untermiſcht, hatte jetzt die Lieblichkeit des Wonnemond's. Die Nachtigallen des Parks waren zwar eben ſtumm, aber über der Feldhöhe ertönte vielfacher Lerchengeſang, und Schwalben durchkreiſten zwitſchernd die Luft. In ſo ſchöner Natur mit reinem Herzen und mit dichteriſcher Empfänglichkeit des Frühlings genießen, iſt ein Genuß, den auch Wieland's Seele gern in ungeſtörter Einſamkeit mit vollen Zügen einſog. Nach einer Weile zog er ein kleines Buch aus der Taſche, und las, jedoch nur koſtend, das Buch bald gegen die Augen erhoben, bald auf das Knie niedergehalten. Jetzt kam eine kleine Störung. Ein Herr trat mit einer Dame aus dem Gange raſch auf die Wieſe hervor, und Wieland ſchaute bei ihren rauſchenden Fußtritten ſich um. Sie ſtanden plötzlich ſtill, ſprachen leiſe mit einander und gingen zurück; ſie erkannten vermuthlich Wieland und wollten ſeine Einſamkeit an der ſchönen Stelle nicht ſtören. Dieſe, ihm nach meinem Glauben erwieſene Ehrfurcht war meinem Herzen ſehr erfreulich. Sehr bald ſtand nun Wieland auf und kehrte in den Felſengang zurück. Ich ſetzte mich zwei Mal über die Ilm und trat wieder in den Stern, Wieland's Rückkunft erwartend. Er kam wirklich wieder von der Einſiedelei herunter, wich auf die

Jlmbrücke ab, und durchging die Mitte des Sterns; ich begleitete ihn unbemerkt auf Seitengängen. Auf dem offenen Rundplatze des Sternwaldes begegneten ihm zwei Männer, die ihn keck anstierten und ohne andere Begrüßung dicht an ihm vorbei schritten; auf seinem Gesicht drückte sich Mißbehagen aus und sein Stöckchen bewegte sich lebhaft. Vielleicht waren es Fremde, die Wieland nicht kannten und denen sein Ansehen auffiel. Solche Begegnung mußte freilich zuweilen vorfallen, und Wieland's jeweilige Gemüthsfassung bestimmte ihren Eindruck. Einmal sah ich ihn vor einem Kerlsgesicht, welches ihn erzdumm lächelnd angrinzte, erschrocken ein paar Schritte zurückfahren.

Eine andere Begegnung erwartete ihn, als er der Schleßbrücke nahte; Goethe trat ihm entgegen. Beide begrüßten sich brüderlich mit der Hand und Wieland ging mit Goethe in den Stern zurück. Es war mir ein sehr anziehendes Schauspiel, beide Dichter mit einander wandeln zu sehen. Wie ihr Geist, so war auch ihr äußerliches Wesen verschieden. Wieland hatte bei zartem Körperbau einen etwas schwebenden Gang; Goethe schritt in stammhafter, kraftvoller Mannsgestalt mit festen, gewichtigen Tritten einher. Auf Wieland's Gesicht schwebte sinnige Freundlichkeit und feiner Spott in sehr beweglichen Zügen; Goethe's Blick und Miene war fest und voll gebietenden Ernstes. Nicht bedeutungslos schien

mir's auch, daß Goethe einen großen dreieckigen Hut quer aufgesetzt trug; Wieland's Haupt war mit einem weichen runden Hute bedeckt.

4.

Der nördlichste Theil des Parks erhielt eine eigene Anmuth durch eine Anhöhe voll Gebüsch und Baumgruppen, nebst einem Rosenberge und mehreren Säulen mit zerfallendem Gesims; durch ein Wiesenstück, von einem crystallhellen Bach durchflossen, der sich aus einer Felsenöffnung ergoß, und mit einem lebhaft empor wallenden Quellstrudel sich vereinigte; durch die dunkeln Schatten des Sterns, durch riesenhafte Weiden am Ufer der Ilm nebst einem Fischerhause, und durch eine Grotte, in der eine steinerne Sphynx lag, und vor welcher an einem Becken voll lebendigen Wassers sich ein paar Ruhebänke fanden. An dieser Grotte saß ich eines Nachmittags, als Wieland auf einem einsamen Spaziergange herbei kam. Ich stand auf, und trat ihm entgegen. „Sie haben bei der Sphynx verweilt?" fragte er. „Ja", antwortete ich; „die Sphynx hat mir ein Räthsel aufgegeben." — „Ei! da wären Sie ja übel daran, wenn Sie's nicht errieten." — „O, wie Alles in Ilm-Athen, so ist auch die Sphynx hier sehr human. Ich darf rathen, so lange ich will, ohne von ihr belästigt zu werden." — „Das lasse ich gelten", erwiederte Wieland, langsam mit mir fortge-

bend. „Aber das Räthſel! Oder darf ich's vielleicht nicht wiſſen!“ — „Ich darf es Ihnen ganz inſonders mittheilen. Die Sphynx fragte mich: worin das Schöne in dieſem Theile des Parks eigentlich liege.“ — „Sie beſchäftigt ſich alſo auch mit der Aeſthetik. Aber erbaten Sie ſich nicht eine Erklärung des Sinnes, womit ſie dieſe Frage that!“ — „Des Sinnes!“ — „Vor Allem müßten Sie doch wohl wiſſen, was ſie unter dem verſtehe, was ſie ſchön nennt; ſonſt läßt ſich ihre Frage nicht füglich beantworten, wenigſtens nicht nach ihrem Sinne.“ — „Ich glaubte, daß ich dieſen eben errathen ſollte.“ — „Ja, das wäre eine gefährliche Sache. Unſre Aeſthetiker ſind in ihrer Erklärung des Schönen nicht einſtimmig; und wer weiß, mit welcher äſthetiſchen Schule die Sphynx es hält!“ — „O ganz gewiß iſt ſie eines Sinnes mit Ihnen!“ bemerkte ich, und bat Wieland, mir ſeine Meinung zu eröffnen. Er lächelte, und ſprach dann lebhaft: „Sie wollen, wie ich ſehe, ſich die Sache gar leicht machen. Ich ſoll Ihnen das Räthſel der Sphynx auflöſen; ich ſoll die Sache am beſten verſtehen, und die Sphynx ſoll ganz meines Sinnes ſeyn. Das iſt zu viel vorausgeſetzt, und zwar aus zu großer Gemächlichkeit.“ — Ich äußerte hierauf, daß das Schöne in dieſem Theile des Parks, meiner Meinung nach, nicht ſowohl in dem liege, was das Auge ſehe, ſondern vielmehr in Ideen, die dadurch erweckt würden. Wieland ſchwieg ein Weilchen ſinnend.

und ſprach dann: „Da ich mit dem äſthetiſchen Geiſt und Sinne der Sphynx nicht bekannt bin, ſo möchte ich Ihnen wohl rathen, die Sache von zwei Seiten anzuſehen, und ſich zwiſchen ein Entweder und Oder zu Ihrer leichteren Entkommung zu ſtellen. Das Schöne könnte mit gemeinerem oder mit ungemeinerem Sinne empfunden, und hiernach auch erklärt werden. Sollte die Sphynx gemeineres Sinnes ſeyn, ſo würde die Schönheit dieſer Anlagen für ſie vermuthlich nur in der Anmuth der Mannigfaltigkeit beſtehen. Es iſt ein freilich nur oberflächliches Vergnügen der Seele, wenn das Auge über einen bunten Wechſel von Gegenſtänden umher ſchweift, zumal wenn ſie durch Widerſpiele reizen; wenn zum Beiſpiel hier der Blick von den dunkeln Schatten des Sterns zur ſonnenhellen Wieſe und Höhe, von alten Rieſenbäumen zu blühendem Gebüſch, von der tiefhin rauſchenden Ilm zu dem herab ſpielenden glänzenden Gewäſſer des Bachs hin und her fällt, und dazu auch ſeltſame Dinge erſcheinen, wie die Löwenjungfer in der Grotte und die ſteinernen Baumſtämme am Berge. Ich muß geſtehen, daß ich der Sphynx kaum einen andern als gemeinen Sinn zutraue; denn ſie iſt keineswegs aus feinem und zartem Stoff, ſondern aus Sandſtein gebildet. Wäre ſie jedoch wunderbarer Weiſe — wie ſich's auch wohl gemeine Menſchen, mit etwas Scheinbildung übertüncht, zu ſeyn bedünken — mit feinerem und höherem

Sinne beſeelt, ja, dann müßten wir die Sache ſchon anders nehmen."

Wieland ſchwieg hier, und ich fragte: „Kämen wir dann etwa auf die Erweckung von Ideen!" — Wieland äußerte hierauf, daß die Sache ein wenig bedenklich wäre, indem es von der Individualität und innern Stimmung des Beſchauers abhinge, welche Ideen durch die ſichtbaren Gegenſtände und ihre einzelnen Eindrücke, oder durch ihren Geſammt-Eindruck, erweckt würden. Bei einem glücklichen und frohen, und bei einem unglücklichen und trübſinnigen Mann von Geiſt und Gefühl würden gleiche Gegenſtände der Natur und Kunſt gewiß nicht gleiche Ideen erwecken. Die äußern Gegenſtände zeigten ſich uns nicht bloß im Widerſchein unſres Innern, ſondern dieſes walte darüber auch als ein bildender und beſeelender Genius. — Nach mehreren Erörterungen hierüber ließ ſich Wieland jedoch in die Angabe der einen und andern Idee ein, welche durch die Gegenſtände dieſes Parktheiles erweckt werden könnten. „Vermuthlich", ſprach er, „empfinden oder ahnen Sie auch im Dunkel des Sternwaldes das Walten eines geheimen göttlichen Weſens. Oder wollen Sie nicht, ſtatt eines ganz unbeſtimmten göttlichen Ich weiß nicht was, lieber eine perſonificirte Vorſtellung oder Empfindung? etwa in den düſterſten Schatten die Schwermuth, ganz in ſich verſunken ſitzend, und die Betrachtung, langſam in den Schatten-

gängen wandelnd? Sie könnten in der Stille des Waldes auch den Harpokrates finden, der in der That ein eben ſo bedeutungsvoller als ſchweigſamer Gott iſt." — Ueber die aus dem Felſen ſich ergießende und den Wieſengrund durchlaufende Quelle bemerkte Wieland, daß ihr cryſtallnes Gewäſſer, beſonders beim Strudel, ſo lebhaft mit ſich ſelbſt und mit den herabnickenden Kräutern und Blumen ſpiele, als wäre es das willkürliche Spiel einer faſt muthwilligen Najade. „Aber freilich", ſetzte er hinzu, „die Kunſt iſt hier die eigentliche Najade." — „Und die Säulen da oben", ſprach ich, „als Reſt eines verfallenen Tempels, unter lieblichen Gebüſchen und Baumgruppen, erinnern an die Vergangenheit und an die Alles zerſtörende Zeit, mitten im Genuſſe einer freundlichen Gegenwart." — Die Sphynx, als räthſelaufgebendes Weſen, erklärte Wieland für eine echte Tochter der Natur und des Nachdenkens. „Für denkende Naturforſcher", ſprach er, „findet ſie ſich gar nicht in künſtlichen Grotten, ſondern überall in der freien Natur, bei allen ihren Erzeugniſſen auf Bergen und in Thälern, in Weltmeeren und Quellen, kurz, in Allem, was auf, über und unter der Erde iſt. Ueberall auf Erden und am Himmel giebt ſie Räthſel auf. Sie iſt der Geiſt der Natur, auf den Menſchengeiſt mit der Frage gerichtet: Was iſt das? — Es würde jedoch ſehr ſchlimm ſeyn", fuhr Wieland fort, „wenn dieſe idealiſche Sphynx, als überall fragender Geiſt

der Natur, der alten mythologiſchen Sphynx gleichgeſinnt wäre, und Alle, die ihre Fragen nicht zu beantworten wüßten, mit Löwenkrallen zerfleiſchte. Dann möchte der Denker Naturforſcher ſeyn. Ich meines Theils würde mich dann zu meiner Sicherheit mit bloßen Nomenklaturen begnügen."

Wir gingen beim letzten Geſpräch am Ufer der Ilm herab, und da ſich hier eine unferne Waſſermühle zeigte, ſprach ich: „Gut, daß die Mühle eine Strecke weit abliegt! ſie würde, hier gelegen, als ein Begriff des gemeinen Lebens eintreten, und die äſthetiſche Wirkung dieſes Parktheils ſtören." — „O!" entgegnete Wieland, „wenn wir einmal mit dem Ideenſeher behaftet ſind, ſo kann auch die ehrſame Mühle da Ideen in uns erwecken. Laſſen Sie uns zum Beiſpiel auf den Fluß achten. Nach freiem Laufe, worin er, ſo zu ſagen, ſeinem Genius folgte, wird er zu gemeiner Dienſtbarkeit gezwungen, und er drückt ſeinen Zorn darüber ſchäumend und wirbelnd aus, bis er mit ſeiner vorigen Freiheit beſänftigt weiter läuft. Sehen wir darin nicht das Sinnbild eines genialen Kopfes, dem ein ihm läſtiges und Aergerliches Amt des bürgerlichen Lebens aufgezwungen wird?" — „Was dieſen Fluß betrifft", erwiederte ich, „ſo iſt es für ihn nur ein Nebengeſchäft, wovon er ſehr bald ſich wieder erholt." — „Sie haben recht", ſagte Wieland, „aber

Mühle auf Mühle treiben zu müſſen, das wäre für ein Genie ein — zu großes bürgerliches Verdienſt.“

Gemüths- und Arbeits-Art.

1.

Wieland übertrug mir gleich nach meiner Ankunft in Weimar die erſte Correktur und letzte Durchſicht des „Teutſchen Merkur“, die zweite Correktur ſich ſelbſt vorbehaltend; bisher hatte er Alles allein beſorgt. Wie übellaunig ihn dieſes oft durch ungeitige Unterbrechung und ſchlechte Setzer-Arbeit gemacht haben mußte, das erfuhr ich ſehr bald. Der Erguß ſeiner Uebellaune ſetzte mich anfangs in Verlegenheit; aber bald war ich mit ihrer Natur und mit dem Gemüth, woraus ſie floß, bekannt genug, um dabei guter Faſſung zu bleiben. „Sagen Sie mir doch“ — mit dieſen Worten trat Wieland eines Vormittags zu mir in ſeine Bibliothek — „was für eine Race von Setzer iſt denn da beim „Merkur“ angeſtellt worden! Der Herr Hofbuchdrucker meint ohne Zweifel, er dürfe mir den Stall des Augias ausmiſten geben!“ — Wieland ließ ſeinem Zorn freien Lauf in oft eben ſo ſtarken als genialiſchen Ausdrücken. Bei der erſten kleinen Pauſe erwiederte ich: „Es iſt freilich ein unerträgliches Stück Arbeit, und der Setzer hat auch ziemlich das Anſehen eines Onokephales; die letzte Handſchrift je-

doch —." — „Kann ihn nicht entschuldigen!" fiel Wieland ein. „Sagen Sie dem Hofbuchdrucker, daß er sofort sich einen besseren Setzer anschaffe, sonst ließe ich den „Merkur" in Jena drucken!" — Als ich bald nachher aus der Bibliothek trat, empfing mich Wieland mit einem Blatte in der Hand und sprach: „Es ist wahr, die letzte Handschrift ist abscheulich, so daß sie dem Setzer wohl zu einiger Entschuldigung dienen kann. Aber was soll ich machen? Solche unleserliche Handschrift abschreiben lassen? Das wäre Sache des Verfassers. Jeder Gelehrte und Schriftsteller sollte eine leserliche Hand schreiben, das ließe mit Fug und Recht sich fordern; sonst müßte er seine Druckschriften von einem seiner Hand kundigen Schreiber gut leserlich copiren lassen." — Wieland schrieb eine nicht bloß leserliche, sondern auch schöne Hand. Seinem sehr humanen Herzen war es Bedürfniß, Ergüsse von Zorn und Uebellaune, sobald diese vorüber waren, wieder zu vergüten.

2.

„Mein Bücherwesen ist, wie Sie sehen, nicht überall in guter Ordnung" — sprach Wieland nach meinen ersten Besuchen seiner Bibliothek — „und wissen Sie, warum?" — „Sie erlauben vermuthlich Mehreren, beliebigen Gebrauch davon zu machen!" antwortete ich. — „Ja und nein! Ein wenig Unordnung folgt daraus frei-

lich. Aber das Schlimmſte iſt, daß ich ſelbſt nicht rechte Ordnung halte. Mein Wille iſt nicht ſchuld daran, ſondern — wie ſoll ich ſagen? mannigfacher, oft nur kleiner Gebrauch, Zerſtreuung, Vergeſſenheit — kurz, ich tauge nicht zur Haltung rechter Ordnung. Sie können glauben, daß mir dies zuweilen eine empfindliche Laſt und ein nicht geringer Verdruß iſt. Da ſammeln ſich Bücher, die beſſer an ihrem Orte ſtänden; da werden andere verlegt, und ich ſuche ſie überall, wo ſie nicht zu finden ſind. Wiſſen Sie was? Sie könnten mir wohl ein wenig helfen, und ich will Ihnen ſchon ſagen, wie. Auch wär's nicht übel, wenn ich einmal erhielte, was ich noch nie beſaß, nämlich ein Verzeichniß meiner ſämmtlichen Bücher." — „O!" ſprach ich lebhaft, „Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir erlauben, mit Ihrer ganzen Bibliothek nähere Bekanntſchaft zu machen, und Ihnen dabei einige kleine Dienſte zu thun. Beſtimmen Sie nur Alles, und verfügen Sie über mich nach Belieben." — Die Bücher, etwa 6000 Stück, meiſtens erleſene Werke der alten und neuen Literatur, wurden zum Theil anders geordnet und aufgeſtellt, und ich fing an, ein Verzeichniß darüber aufzunehmen. „Uebereilen Sie ſich nicht!" ſprach Wieland zu mir. „Es iſt ein ermüdendes Geſchäft, nichts als Büchertitel zu leſen und zu ſchreiben. Wenden Sie dazu in dieſem Sommer nur die letzte Vormittagsſtunde an. Sie werden ſich nicht ſelten verſucht finden, mehr als das

Titelblatt anzusehen, und dieses und jenes zu lesen, und es würde grausam seyn, wenn ich Ihnen dieses untersagen wollte. Ich verlange keine bloße Schreibfeder. Folgen Sie Ihrem Genius, und sollte darüber der Katalog auch erst in zwei Jahren fertig werden."

Gütiger Wieland! Wie viele glückliche Stunden habe ich in Deiner Bibliothek verlebt! Nur zu sehr folgte ich meinem Genius. Der Katalog wurde nie vollendet, und Wieland hat mir nie, nicht einmal einen liebreichen Vorwurf darüber gemacht.

3.

Spaterhin trug Wieland mir auf, seine Briefschaften in einige Ordnung zu bringen. Ich hatte schon größere und kleinere Haufen davon in den Bücherzimmern gesehen, das war aber nicht Alles; sie lagen auch haufenweise und in buntester Mischung hier und da in zwei Dachkammern. Und wie viele Briefe mochten schon verbraucht worden seyn! — „Es war eine Zeit", sprach Wieland, „wo ich unter der Last von Briefen, womit man mich beehrte, fast erstickte. Wenn ich der Mann darnach gewesen wäre, so hätte ich damals Aufforderung genug gehabt, der Mittelpunkt einer nicht kleinkreisigen literarischen Correspondenz inner- und außerhalb des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation zu werden. Um gehörige Ordnung zu halten, wären mir ein paar tüch-

tige Sekretaire nothwendig geweſen. Aber ich verhielt mich, meinem Naturell gemäß, ſo ungeſchickt, daß man bald mit mir unzufrieden wurde und mich mehr und mehr verſcheute. Es iſt jedoch unverantwortlich, daß die Briefe nicht in beſſerer Ordnung von mir gehalten wurden; aber ich konnte mir nicht helfen. Quisque suos patimur manes, oder vielmehr: Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

Wieland ernannte mich zum unumſchränkten Aufſucher und Durchſeher der Briefe, und verpflichtete mich, nichts von Allem, was noch vorhanden ſeyn möchte, unangeſehen entkommen zu laſſen. Faſt einen Monat lang lag meine Stube voller Briefe (ich wohnte damals in Wieland's Hauſe), und ich habe in meinem ganzen übrigen Leben nicht ſo viel Briefe geleſen, als damals. Ein ganzer Tragkorb voll, der, zu weiblichem Gebrauch, ſchon auf die Seite geſchafft worden war, wurde von mir mit genauer Noth noch gerettet. Ein Theil dieſer Briefe war ſchon einmal durchriſſen. Dieſer Zufall war unter anderen mehreren intereſſanten Schreiben des Prinzen Auguſt von Gotha, des Oheims des letztverſtorbenen Herzogs, auch zwei eigenhändigen Schreiben des Prinzen Friedrich's von Braunſchweig begegnet. Daß es viel Spreu unter dem Waizen gab, verſteht ſich von ſelbſt. Ohngefähr die Hälfte der Briefe wurde ausgemerzt; die andern wurden nach Wieland's Angabe geordnet und

in Mappen gepackt. Ich weiß nicht, was nachher aus dieſen Briefen geworden iſt.

4.

Als ich mit den Briefen beſchäftigt war, trat Wieland einmal zur Abendzeit in mein Zimmer, ſah mehrere Briefe und Briefhaufen an, und ſprach: „Auch ich habe im Laufe meines Lebens eine nicht geringe Anzahl Briefe geſchrieben, und beſorge nicht ohne Grund, daß ſie, wenigſtens zum Theil, beſſer verwahrt wurden, als ſo viele an mich geſchriebene Briefe.“ — „Das beſorgen Sie!“ fragte ich. — „Ja wohl! Ich entſinne mich zwar nicht, was Alles in meiner kleinern oder größern Correſpondenz, etwa vom Jahre 1751 an, von mir geſchrieben werden ſeyn mag; ſo viel iſt aber gewiß, daß das Meiſte beſſer ungeſchrieben, oder doch unaufbewahrt geblieben wäre. Da ich leider eine nicht geringe Celebrität erlangt habe, ſo werde ich ſchwerlich dem Schickſal Anderer Meinesgleichen entgehen, von denen man nach ihrem Ableben Briefe drucken läßt, die einzig und allein für vertraute Freunde geſchrieben waren, und keinem andern Publikum, als dem Geiſt und Herzen derſelben, angehören.“ — „O!“ erwiederte ich, „von allen Briefſammlungen berühmter Männer möchte ich die Ihrige am liebſten leſen.“ — „Ich ſchreibe noch daran“, entgegnete Wieland mit eigenem Lächeln. „Oder möchten Sie die

Sammlung meiner Briefe je eher je lieber geſchloſſen ſehen!“ — „Wenn ich alt würde, nur einige Zeit vor meinem Tode“, ſprach ich, von der Frage betroffen.

Wieland blätterte in der einen und andern Briefslage und beklagte dann, daß Briefe, die er inſonders hätte ſchreiben ſollen, mehr als zu oft ungeſchrieben geblieben wären. „Vielleicht“, fuhr er fort, „finden ſich auch in dieſen Briefen zarte Rügen, oder auch wohl empfindliche Beſchwerden über mein Schweigen. Diejenigen aber, die ganz anſpruchslos ſchrieben, hätten oft vorzüglich meine Antwort und Mittheilung verdient. Indeſſen wie war mein Leben auch in der glücklichſten Periode beſchaffen! Es war und blieb ein vielfältig zerriſſenes Ding. Studien und Lectüren verſchiedener Art, eigene Arbeiten, Abſchreibung derſelben, Correkturen, Geſchäftsbriefe, willkommene und unwillkommene Beſuche, Geſellſchaftspflichten, Natur- und Kunſtgenüſſe, Mißbefinden und Mißlaune, dieſe und andere Stücke hielten mein Leben ſo vielfach zertheilt, daß einige Unterlaſſungsſünden mir billig zu verzeihen ſind. Ich that, was ich nicht laſſen konnte, und ſchob die Beantwortung mancher lieben und ſchätzbaren Briefe ſo lange von Poſttag zu Poſttag auf, bis daran nicht weiter zu denken war.“

Ich wagte es, Wieland einen Brief zu zeigen, worin er wegen ſeines Schweigens tüchtig ausgeſcholten wurde. „O!“ ſprach Wieland nach flüchtigem An-

blick der Schriftzüge, „der Brief iſt von einem Manne, der mit unendlicher Herzlichkeit unendliche Anſprüche an mich machen zu dürfen glaubt. Und dies iſt eben ſowohl meine Schuld, als die Schuld ſeines Naturells. Er hat auf dieſer Welt nicht Seinesgleichen, denn an ihm, und an ihm allein, habe ich die Macht meiner Würde als Comes palatinus, wiewohl mehr im Scherz als im Ernſt, verſucht. Ich habe ihn nämlich zum Doctor philosophiae et liberalium artium Magister creirt, und er hält ſich ſeit der Zeit für einen integrirenden Theil meines Weſens. Er iſt, bei wirklichen Talenten, eine ſo harmloſe und närriſche Seele, daß es ſehr unrecht wäre, ihm nicht Alles zu Gute zu halten.“ — „Aber wie hieß denn der außerordentliche Mann?“ fragte ich. — „Welche Frage!“ entgegnete Wieland; „Sie haben ja da ſeine Unterſchrift. Doch, Sie werden ſie nicht leſen können. Obereit, Doctor Obereit heißt der Ehrenmann.“

5.

Wieland fragte mich einſt bei ſchönem Maiwetter, wann ich jetzt aufzuſtehen pflegte, und äußerte einige Verwunderung, als ich erklärte, daß ich faſt alle Morgen um vier Uhr ſchon im Park luſtwandelte. Ich gedachte der eigenthümlichen Schönheit des frühen Morgens und wurde wider Vermuthen aufgefordert, mich darüber näher zu erklären. Meine Erklärung enthielt die Angaben:

daß nicht bloß, was die alte Mythologie allein bemerkte, die Sonne nach nächtlichem Bade im Oceanus wie mit verjüngter göttlicher Kraft und Schönheit empor steige, sondern auch die ganze Natur sich gleicher Weise aus dem kühlen Schooße der Nacht zu erheben scheine, und daß meinem Gefühle nach nichts poetischer seyn könne, als die einsame Feier der schönen Natur in dem jungen himmlisch-irdischen Morgen. „Das Schönste und Göttlichste", setzte ich hinzu, „ist für mich verschwunden, wenn die Menschenwelt rege wird, und Steige und Plätze mit Wandlern und Gesprächen füllt." — „Das läßt sich hören", entgegnete Wieland. „Mir war in meiner Jugend in schönen Gegenden, zumal in der Schweiz, fast eben so zu Sinne; ja, ich glaubte an manchem schönen Morgen mich wirklich in Elisium und in die Seligkeit göttlicher Geister versetzt, so daß ich die Natur um mich her im Grunde gar nicht mehr sah und empfand." — „Aber", bemerkte ich, „die Natur selbst ist doch Ursach der Empfindung des Göttlichen, weil es wirklich in ihr liegt." — „Unsre Empfindungsart und den Spiegel unsrer Seele nicht zu vergessen!" erwiederte Wieland. „Doch, dies würde uns jetzt zu weit führen. Aurora Musis amica, wahr! Meine jetzige Muse liebt jedoch die Umfangung des wärmeren Tages, etwa von neun Uhr an, mehr, als die kühlen und feuchten Flittige des frühen Morgens: sie steht auch in dieser schönen Frühlingszeit

nicht vor ſieben Uhr mit mir auf, und ſieht ihre Aurora nicht hinter Nebelgewölk, ſondern hinter dem Dampf der Kaffeeſchale. In meinen Jahren werden Sie mit Ihrer Muſe vermuthlich in gleichem Falle ſeyn."

6.

Nicht lange nachher äußerte Wieland's älteſter Sohn bei Tiſche, daß er jetzt etwas ſchlafſüchtig wäre. „Vielleicht Gewitterluft!" wurde erwiedert. „Nein!" ſprach eine der Töchter, „es iſt jetzt die Flieder-blüthen-Zeit." Nachdem hierüber etwas geſcherzt worden war, fragte mich Wieland, ob ich jetzt auch ſchlafſüchtig wäre. „Das eben nicht", antwortete ich, „ob ich gleich in der Nacht ganz vortrefflich in einem Zuge fortſchlafe." — „Wie!" ſprach Wieland, „Sie füllen die Nacht mit ununterbrochenem Schlafe! Schämen Sie ſich doch! Wer wollte ſo die ganze Nacht für ſeinen Geiſt verlieren!" — „Gewinnt doch der Geiſt dadurch für den Morgen und den ganzen Tag!" erwiederte ich. — „Sagen Sie, was Sie wollen", entgegnete Wieland, „et nox est Musis amica. Ich für mein Theil verdanke der Nacht nicht wenige meiner glücklichſten Ideen und Einfälle, und eine Menge meiner beſten Verſe, meiner gelungenſten Darſtellungen und treffendſten Ausdrücke. Sie ſehen mich mit Verwunderung an! Ich rede nicht von Lucubrationen. Was ich da namhaft machte, das kam mir Alles im

Beute bei guter leiblicher Ruhe. Wenn ich nämlich mit irgend einem Werke oder Werkchen beſchäftigt war, oder etwas geleſen hatte, was mich ſehr anſprach und meinen Geiſt heraus forderte, oder mein Herz kitzelte, ſo wachte ich gewöhnlich, oder doch oft, nach etwa drei Stunden erquickenden Schlafes auf, und war dann ſo regen Geiſtes und voll ſo freier und erhöhter Seelenkraft, wie der Tag mir ſelten zu ſeyn erlaubte. Sie finden den frühen Morgen ſo poetiſch; er mag ſich immerhin mit ſolcher Nacht oder mit ſolchen Stunden der Nacht vergleichen. Wenn die Dunkelheit derſelben Licht des Geiſtes wird, und ihre Stille ſanft, wie mit göttlicher Hand, Gedanken und Gefühl entfeſſelt, und man Schöneres findet, als man hat erfinden können, kurz, wenn man eines Affluti divini von vorzüglicher Art theilhaftig wird, ſo —." Wieland hielt hier etwas inne, und ſetzte dann, meine Erwartung täuſchend, hinzu: „ſo iſt das eine Sache, die ſich wohl mitnehmen läßt." — „Und die nur einem höhern Genius widerfahren kann!" ſprach ich. — „O!" erwiederte Wieland, „poetiſch, genialiſch und wiedergeboren werden, das iſt im Grunde einerlei. „„Der Wind bläſet, wo er will, und du hörſt ſein Sauſen wohl; aber du weißeſt nicht, von wannen er kömmt, und wohin er fährt.""

7.

Wieland hat ſeine Werke, kleinere Stücke und Flugſchriften ausgenommen, nach ihrem erſten Aufſatze ein bis zwei Mal, zum Theil drei, ja vier Mal (wie den „Oberon") eigenhändig abgeſchrieben. Ich äußerte meine Verwunderung, als ich ihn das vornehmſte Ergänzungsſtück zu ſeinem „Agathon", die Philoſophie des Archytas enthaltend, zum zweiten Mal abſchreiben ſah. „Ei, ſehen Sie doch, wie das an nicht wenig Stellen corrigirt iſt!" ſprach er. „Zuweilen noch Correktur über Correktur. Würde ein anderer Abſchreiber Alles recht zuſammen finden können! Aber geſetzt auch, es fände ſich ein ſolcher: ich würde mich ſeiner doch nicht bedienen. Er ſchriebe nur ab, was daſteht, und das iſt mir nicht genug. Mein Abſchreiben iſt Durchkoſten, Ausbilden, Vollenden, und daher ein Geſchäft, welches mich ganz in Anſpruch nimmt. Totus in hoc sum. Jetzt erſt finde ich oft das Rechte, die expression unique, wie die Franzoſen ſagen, das volle Licht des Gedankens, die angemeſſenſte Schattirung, die oft deſto bedeutender iſt, je kleiner ſie zu ſeyn ſcheint. Was von den wenigſten Leſern bemerkt wird, das iſt oft das, was guten Schriftſtellern die meiſte Mühe machte, und die meiſte Ehre machen ſollte. Es iſt ihnen jedoch ſchon Lohns genug, wenn ſie ſich ſelbſt genug gethan haben." — Nach einer Pauſe ſetzte Wieland hinzu: „Es iſt unbegreiflich, was Einem beim erſten Hinſchreiben

entſchlüpfen kann. Ich erſchrecke, oder lächle oft darüber. Doch, es läßt ſich ſo ziemlich begreifen. Man iſt zu voll; ein Gedanke jagt den andern, und die Seele ſchielt, ſo zu ſagen, ſchon vorweg auf das Folgende. Da läßt ſich's nicht immer klar ſehen und richtig urtheilen."

8.

Wäre ich ein Maler geweſen, ſo hätte ich Wieland in dem Coſtüm gemalt, worin er Morgens in ſeinem Familienkreiſe verweilte, und am liebſten in ſeinem Muſeum arbeitete. Dieſes Coſtüm beſtand in einem umgürteten Schlafrock und in einem Tuche, welches ſeinen Kopf bald mehr, bald weniger umwand. Zuweilen erſchien er in dieſer Haustracht auch bei Tiſche, und da rückte ſein Kopftuch bei heiterm Geſpräch ſehr ausdrucksvoll rückwärts, faſt bis zum Abfallen. Je mißlaunniger er war, deſto tiefer ſank das Kopftuch auf ſeine Stirn herab. Immer gleich lebhaft, mit ſeinem ganzen Anſehen und Weſen, ſehe ich ihn, wie er in dieſer ſeiner Haustracht leſend und ſinnend in und außer ſeinem Arbeitszimmer umher ging. Bald ſtand er mit erhobenem, bald ging er mit geſenktem Buche, und der veränderte Ausdruck ſeines Geſichts ließ ſeine Gedanken und Empfindungen nicht ſelten mit Gewißheit errathen. Charakteriſtiſch war auch ein leiſes Pfeifen, womit er ſeinen ſinnigen Blick und Gang öfters begleitete. Wenn auf ſol-

chen gedankenvollen Gängen bei eigener Schriftſteller-Arbeit ihm etwas Willkommenes, geſucht oder ungeſucht, beifiel, ſo ging er raſch in ſeine Schreibſtube, in Oßmannſtädt zuweilen hinten aus dem Garten hinauf.

9.

„Ich dachte es wohl!“ ſprach Wieland einmal zu mir, indem er mit verdrießlichem Geſicht in ſeine Bibliothek trat. „Ich habe eben den Barometer angeſehen; er iſt noch um 'eine Linie geſtiegen. Immer noch ſiebenundzwanzig Zoll! Da kann mir's mit meiner Arbeit nicht gelingen.“ — Ich ſah ihn mit lächelnder Verwunderung an. „Ja, ja!“ fuhr er fort, „der Barometerſtand hat auf unſern Geiſt mehr Einfluß, als Sie zu glauben ſcheinen. Was mich betrifft, ſo verliert der meinige bei zu geringem Drucke der Luft ſeine Spannkraft, oder wie Sie's nennen wollen. Er bedarf wenigſtens ſiebenundzwanzig Zoll ſechs Linien.“ — „Sie ſagen mir etwas ganz Neues, das ich nicht begreife!“ erwiederte ich. — „Davon iſt auch nicht die Rede!“ entgegnete Wieland. „Ich begreife auch nicht, wie und wodurch die Schwere unſerer atmoſphäriſchen Luft Einfluß auf unſern Geiſt habe; ich erfahre es nur, daß dem wirklich ſo ſey. Das Maaß dieſer atmoſphäriſchen Wirkung leidet freilich individuelle Verſchiedenheiten; mit einem Mehr oder Weniger aber findet ſie gewiß im All-

gemeinen ſtatt.“ — „Alſo“, fragte ich, „die Kraft und Thätigkeit des Geiſtes ſollte mit dem Drucke der Luft ab- und zunehmen?“ — „Das iſt es, was ich geſagt habe!“ erwiederte Wieland, und ſprach in lebhafterem Tone weiter: „Im Himmel und auf Erden geſchehen Dinge, wovon unſre Philoſophie ſich nichts träumen läßt, ſagt Shakſpeare. Erklären Sie mir nur erſt die wirkliche Natur des menſchlichen Geiſtes und das innere Weſen der Luft, die wir athmen — ich meine nicht ihre bloßen ſcheidbaren Beſtandtheile —; dann will ich Ihnen ſagen, wie es zugehe und woran es liege, daß die Luftſchwere ſo oder ſo auf unſern Geiſt wirke.“ — „Aber“, fragte ich weiter, „ſollte es nicht Mittel geben, den nachtheiligen Einfluß der Atmoſphäre zu mildern, und den Geiſt über geringere Grade von Luftſchwere zu erheben?“ — „Sie meinen vielleicht geiſtreiche Getränke?“ erwiederte Wieland. „Was dieſe, zu ſolchem Behuf genommen, auch wirken möchten, ſie würden, ſelbſt in leidlichem Maaße, Arzneimitteln gleichen; und ich liebe die natürliche Geſundheit und Geiſteskraft mehr, als künſtliche Stärke und Begeiſterung.“

10.

Gegen üble Witterung ſehr empfindlich, wurde Wieland dadurch leicht in üble Laune geſetzt. Als er ſeinen „Agathodämon“ ſchrieb, war er, um einer unge-

ſtörteren Ruhe und reineren Luft zu genießen, im Anfange des Sommers in ein Seitengebäude des Bergſchloſſes Belvedere gezogen. Eben war er dieſes Aufenthaltes froh geworden, als nach ſtarken Gewittern eine kalte Witterung mit anhaltendem Regen und Winde einfiel. Am dritten Tage dieſes häßlichen Sommerwetters führte ein Geſchäft mich zu ihm. Ich fand ihn im Sopha halb ſitzend, halb liegend, ein Buch in der Hand. Er ſtand auf und ergoß ſeinen Verdruß über das Unwetter ungefähr in folgenden Worten: „Da bin ich auf dem ſchönen Belvedere in der ſchönen Sommerszeit, um bei recht glücklicher Ruhe und Laune zu ſchreiben. Ich dachte auf dem hieſigen Gelmorodiſchen Berge einen Aufenthalt zu finden, der dem Aufenthalte „Agathedämons“ auf dem Diktäiſchen Gebirge einigermaßen ähnlich wäre. Aber es iſt nur ein Ungefähr, wenn wir hier zu Lande ein paar ſchöne Tage haben. Wir haben ein barbariſches Klima, dem nichts angelegentlicher iſt, als ſich in ſeiner ganzen rauhen Natur wieder darzuſtellen, wenn es ſich einmal ein wenig vergaß. Fragen Sie die Orangerieen da draußen! ſie verwünſchen gewiß unſer Klima. Ja, die Waldbäume ſelbſt im hinteren Garten leiden, und laſſen ſchon einen Theil ihres Laubes fallen. Die Steige ſind von Fluthen durchwühlt, und eine feuchte Sumpfluft herrſcht im Park umher in ſolcher Maſſe, daß ein paar beſſere Tage zu ſchwach ſind, ſie wieder zu vertreiben.

Ich fühle mich wie aus der Natur verwieſen, und erhalte nur künſtlicherweiſe, inſonders durch Kaminfeuer, einen Reſt von Leben, womit mir hier wenig gedient iſt.“ — „An Allem dem“, erwiederte ich, „iſt Jupiter Pluvius und Boreas, oder Taurus ſchuld.“ Wieland entgegnete, nach einigem Schweigen, mit einem ſich etwas erheiternden Geſicht: „Es iſt nicht übel, wenn wir die mythologiſchen Herren da in Anſpruch nehmen; an ihnen dürften wir unſern Unmuth ſchon ein wenig auslaſſen, ob wir es gleich nicht beſſer machten, als die Wilden, die ihre Fetiſche ausſchmälen und wegwerfen, wenn ſie ihre Wünſche nicht erfüllen. Solche Erleichterungen des Unmuths, wie kindiſch ſie auch ſeyn mögen, haben doch einen pſychiſchen Nutzen. Ich weiß nicht, ob die Weisheit von uns homunculis billig verlangen kann, daß wir unſre Natur oder unſre Schwäche immer überwinden, und unverrückt an den höchſten Ideen mit gebührender Ehrerbietung und Faſſung hangen. Es fällt mir gar nicht ein, ſie zu verletzen — was eigentlich auch nicht möglich wäre — wenn ich einmal auf das Wetter ſchmäle; und es iſt und bleibt richtig, daß eine Witterung, die meine Geiſteskraft lähmt, und ſie mit leiblichem Unwohl faſt ganz erdrückt, eine höchſt unbehagliche Sache iſt, der ich gern überhoben wäre.“

11.

Als die letzte Lieferung von Wieland's sämmtlichen Werken (nach der Ausgabe mit lateinischer Schrift bei Göschen) angekommen war, brachte Wieland selbst sie in seine Bibliothek, stellte sie zu den früheren Lieferungen, und sprach zu mir: „Ein ganz stattliches Häuflein Bücher! Ich weiß nicht recht, wie ich dazu gekommen bin, Alles zu schreiben." — „Fast möchte ich mir erlauben, dieses anzugeben!" erwiederte ich. — „Nun, das möcht' ich hören." — „Sie hatten", sprach ich, „von Ihrer frühesten Jugend an nicht bloß einen ungemein empfänglichen und bildungslustigen Genius, sondern auch eine Muse, die gar nicht satt werden konnte, über alle Felder menschlicher Wissenschaft, Kunst und Geschichte, wie eine geistige Biene, umher zu schwärmen, und literarischen Honig einzusammeln, Fülle auf Fülle, und dazu eine Liebe für die Menschheit, die über ihr Bestes nach allen Seiten hin wachte, und immer gleich frisches Verlangen war, dasselbe fördern zu helfen." — „Genug, mein Freund!" fiel Wieland ein. „Ich werde vermuthlich immer das Loos haben, mit zu großer Güte oder Ungüte beurtheilt zu werden. Das Beste ist, daß ich Beides nicht zu verantworten habe. Wie bei meiner Mitwelt, so werde ich hoffentlich auch bei der Nachwelt meine Freunde finden, die es erkennen, was ich gewollt habe, und deren Geist und Herz dem

meinigen mit innerlicher Verwandtſchaft entgegen kommt. Ich werde alſo nicht ohne alle Fortwirkung bleiben; und wenn dieſe Fortwirkung der Humanität mehr förderlich als hinderlich wäre, ſo hätte ich wohl Urſach, zufrieden zu ſeyn. Sie ſehen, daß ich nicht ohne Selbſtliebe bin." — „O!" ſprach ich mit herzlicher Empfindung, „Ihre Selbſtliebe iſt nichts als Menſchenliebe." — Wieland ſetzte ſchweigend einige Bände ſeiner Werke um, und ſprach dann in munterm Tone: „Wiſſen Sie, was ich Ihnen über die Entſtehung meiner Schriften ſagen könnte? Sie kamen mir meiſtens wie das Naſenbluten." — „In Wahrheit!" rief ich überraſcht, „auf den Ausdruck wäre ich nicht verfallen." — „Ja, ja!" erwiederte Wieland. „Es waren Erleichterungen meines innern Menſchen, die von ſelbſt kamen, und ſich nicht zurückhalten ließen, und oft war die eine kaum geſchehen, ſo mußte ich ſchon einer andern nachgeben. Große Complimente ſind daher mehr, als ich verdiene." — „So verdienen Sie deſto mehr Bewunderung." — „Das mögen Sie mit den Philoſophen und Aeſthetikern der neueſten Schule ausmachen!" — „Der Geiſt und die Claſſicität Ihrer Schriften werden ſchon ſich ſelbſt zu behaupten wiſſen." — „Sollte das eine und andere meiner Werke in Abſicht der Sprache und des Styls Claſſicität haben, nun ſo mag es mir als ein kleines Verdienſt angerechnet werden, daß ich nicht müde wurde, meine geworfenen Bären zu lecken, und ſie

dem guten Geſchmack ſo annehmlich zu machen, als es mir möglich war."

12.

Nie ſah ich Wieland lebhafter, als da er die Briefe Ariſtipp's und ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchreiben anfing. Seine Seele war ganz voll von dem, was dieſes Werk aufnehmen, ſchildern und betrachten ſollte, als ich eines Tages in ſein Muſeum zu Oßmannſtädt trat. „Es war endlich einmal Zeit", ſprach er, „daß ich ein ſolches Werk begann. Eigentlich habe ich die Perſonen und Sachen, die darin vorkommen, ſchon von meiner Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder hiſtoriſch, zum Beſten gegeben. Aber was ich früherhin auch that, und ſpäterhin bald ſo und bald anders zu thun gedachte — ich wollte einmal auch die Geſchichte der Sokratiſchen Philoſophie ſchreiben — nun erſt iſt es für mich die rechte Zeit, das claſſiſche Griechenthum in einer ſeiner anziehendſten und inhaltreichſten Perioden zu überſchauen und zu behandeln. Hoffentlich wird mir's in meinem ſchon begonnenen Greiſesalter nicht an Jugendfriſche fehlen; denn nichts von der Göttergunſt zu ſagen, die mir als einem Muſenſohne noch immer zu Theil wird, ſo iſt auch das ſchöne und reiche Menſchenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Ariſtipp durchleben und durchſchmecken

will, an und für ſich wie die Quelle der Jugend, welche unſre romantiſchen Ritterheiten ſuchten und nicht fanden. Eine Menge mannigfachen Stoffs liegt voll mannigfacher Aufforderungen und Reize vor mir, und wiewohl ich das Ganze ziemlich klar und beſtimmt überſehe, ſo weiß ich doch, daß mir auch das Eine und Andere, woran ich jetzt noch nicht denke, in der Folge von ſelbſt in den Weg kommen wird. Dadurch erhält mein reichhaltiger Gegenſtand noch eine beſondere geheime Anziehungskraft. Er zeigt mir eine Perſpektive, die noch mehr ahnen als ſehen läßt."

„Aber", fuhr Wieland nach einigen andern Aeußerungen fort — „was werden Sie dazu ſagen, daß die Hetäre Lais eine vorzügliche Rolle in meinem Ariſtipp ſpielen wird!" — „Sie hat", erwiederte ich, „als eine der merkwürdigſten Perſonen jener Griechenzeit Anſpruch darauf zu machen." — „Und was machte ſie zu einer der merkwürdigſten Perſonen! Nicht ſowohl Schönheit und Liebreiz, wie groß dieſe auch ſeyn mochten, ſondern vielmehr eine Bildung und Liebenswürdigkeit, die noch außerordentlicher waren als jene. In ihr blühte für die gebildetſten Griechen jener Zeit das Höchſte und Vollkommenſte ſchöner und holder Weiblichkeit. Ich weiß zwar, mit welchen Complimenten ehrbare Matronen und geſtrenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich belehren werden. Sie werden pflicht-

ſchuldigermaßen zu bemerken belieben, daß mein Geiſt ſich noch immer, wie ſonſt, im Umgange mit Hetären gefalle, und daß ich vermuthlich bis zu meinem letzten Lebenshauche nicht müde werden würde, ſie mit ihrem hetäriſchen Leben und Weben zu conterfeien. Aber iſt es meine Schuld, daß das claſſiſche Griechenland auch ſeine Aſpaſia, Danae, Lais, Muſarion und wenige ihres Gleichen hatte, und daß dieſe für die Geſchichte der Menſchheit ein größeres Intereſſe haben und behalten werden, als Alle, die ſich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungs-Urtheil über ſie zu ſprechen! Es wird auch von ſelbſt erhellen, daß ich bei dem, was mein Ariſtipp ſeyn und werden ſoll, der Lais gar nicht entbehren kann. Uebrigens wird ſich in der Griechenwelt, welche vor mir liegt, auch Gelegenheit finden, dem Eheſtande, wie ich ſeines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweiſen, und häusliches Familienwohl, ſo wie es ſeyn kann und ſeyn ſoll, als das reinſte und vollhaltigſte Glück dieſes Lebens darzuſtellen."

Merkwürdige Beſuche.

Baggeſen.

Im Sommer des Jahrs 1793 verweilte der inſonders als deutſcher Dichter berühmte Däne Jens Baggeſen

(damals Profeſſor, nachher Propſt) mit ſeiner Gattin, einer Enkelin des unſterblichen Haller, mehrere Tage lang bei Wieland. Er war auf dem Wege nach der Schweiz, von wo er, mit Zurücklaſſung ſeiner, in der „Parthenäis“ als Myris beſungenen Ehefrau nach Paris reiſen wollte. Wieland hatte ihn zu ſeinem Sohn in Apollo angenommen. Als ich ihn von Wieland „Sohn Baggeſen“ nennen hörte, fiel eine von ſolchem Manne ertheilte Sohnſchaft ſo lebhaft in mein Gefühl, daß ein bloß äußerlicher fürſtlicher Orden dagegen ſo viel als nichts geweſen wäre. Wie aufgeregt damals die Geiſter durch die an Größe, Verwegenheit und Unmenſchlichkeit ſich überbietenden Auftritte des Revolutions-Schauſpiels in Frankreich waren, iſt eine weltbekannte, jetzt jedoch von Vielen ſchon vergeſſene Sache. Baggeſen hatte, ich weiß nicht wie und wodurch, die Würde eines franzöſiſchen Bürgers erhalten, und war ein großer Freund der damaligen Girondiſten Briſſot, Vergniaux, Cenſonné und ſo weiter. Er ſprach von ihnen mit Begeiſterung. Wieland äußerte (es war bei Tiſche) mit ruhigem Tone, daß es, je vortrefflicher dieſe Männer ſeyn möchten, deſto ſchlimmer um ſie ſtände, und brach auf Baggeſen's Frage: „Wie ſo?“ in eine lebhafte Rede aus, von welcher ich mich noch folgender Worte erinnere: „Die aufgeklärteſten und edelgeſinnteſten Männer in Frankreich haben den todeswürdigen Fehler, daß ſie das Heil der franzöſiſchen

Republik nicht im Geiſte eines Robespierre, Danton, Marat und Conſorten erkennen. Und wenn ſie nun eben deshalb, weil ſie die Beſſeren ſind, den kleineren Theil des Volks oder Pöbels auf ihrer Seite haben? Die Guillotine liefert ja den höchſten Beweis über den Werth der Menſchen; ſie richtet mit einer Gerechtigkeit, gegen welche die Minos, Rhadamanthus und Aeakus, und alle ihres Gleichen auf der Oberwelt, ſich beſchämt verkriechen müſſen. Sie wird auch die Girondiſten richten, und ich ſehe ihr Beil gegen ſie ſchon aufgezogen."

Baggeſen war damals vielleicht in ſeiner genialiſchſten Lebenszeit, wovon mir auch die Erzählungen von ſeinen Alpenreiſen zu zeugen ſchienen. Sie waren ſo voll überſprudelnden Geiſtes, ſo reich an Witz und Laune, und voll ſo lebendiger, beſeelender Phantaſie, daß Wieland ſelbſt Uebertreibungen und Ausſchweifungen, die dabei zuweilen übereinander hinfielen, lächelnd verzieh. Baggeſen hatte zwar bei ſeinen Uebertreibungen den Ton und das Weſen, als hätte er ſie ſelbſt für Wahrheit gehalten; aber ſie waren ihm mehr Spiel als Ernſt. Ueber ſeine dichteriſche Trunkenheit erhob ſich ſehr bald ſchalkhafte Beſonnenheit. Wieland nannte ihn einmal einen poetiſchen Centauren. Sein Aeußeres war ſeinem Innern nicht unangemeſſen. Ein nervöſer Körper, ein Haupt voll ſchwärzlichen buſchigen Haars, ein längliches Geſicht mit breiter Stirn, langer Naſe und bald wirren, bald

blitzenden Augen, ein Mund, um den bald eine erhabene Hymne, bald leiser Schalksernſt zu ſchweben ſchien, und ein kraftvoller Gang mit lebhafter Bewegung der Arme — ſo erſchien Baggeſen mir äußerlich, und, wie ich glaube, in ſeiner charakteriſtiſchen Geſtalt.

Bei einem zweiten Beſuche, ein paar Jahre ſpäter, ließ Baggeſen, gleichfalls auf dem Wege nach Paris, ſeine ſchwangere Ehefrau in Wieland's Hauſe zurück. Die Zärtlichkeit, womit er Abſchied von ihr nahm, war nicht ohne Ueberſpannung, ſo wie ſein Weſen bei ſeiner Wiederkunft. Ich trat zufälliger Weiſe kurz hinter ihm auf Wieland's Hof. „Iſt ſie todt!“ — mit dieſen heftig ausgeſprochenen Worten fuhr er auf Wieland's ihm begegnenden Diener los. Dieſer wich erſchrocken zurück. „Kerl!“ rief er, ihn an der Weſte packend — „ſprich! Sie iſt todt!!“ — „Ach!“ entgegnete dieſer, ſich faſſend, „Sie meinen wohl Ihre Frau Gemahlin! Die iſt glücklich niedergekommen!“ — Baggeſen ſchoß nun wie ein Pfeil die Treppe hinauf.

Baggeſen's Gattin ſchien mir nicht ſehr geeignet, dem genialiſchen Weſen ihres Mannes zu entſprechen. Verſtand, Edelſitte und unbefangene Freimüthigkeit herrſchten bei ihr in ſo guter Eintracht, daß ſie eben ſo reine als ruhige Hochachtung einflößte. Ich war öfters Zeuge, wie gern Wieland ſich mit ihr unterhielt. „Nun?“ — fragte er ſie einſtmals, als ſie die eben erſchienenen „Wilhelm Meiſter's

Lehrjahre" (die beiden erſten Theile) geleſen hatte — „wie gefällt Ihnen dieſes Goethiſche Werk!" — „O", erwiederte ſie, „ich erkenne darin Meiſter Goethen recht wohl." — „Und das iſt Alles, was Sie zu bemerken hätten!" — „Ich dächte", erwiederte ſie, „das wäre nicht wenig geſagt!" — „Freilich; aber ich möchte doch bitten, mir das ein wenig zu entwickeln." — „Sie verlangen zu viel von mir, lieber Vater. Wie dürfte ich mir einbilden, Goethe's Geiſt und Meiſterſchaft ſo zu faſſen, daß ich ſie überhaupt, und inſonders in Bezug auf ſein neueſtes Dichterwerk, zu ſchildern und zu entwickeln vermöchte? Es iſt bei mir nicht Einſicht, ſondern nur Gefühl." — „Deſto beſſer!" — entgegnete Wieland. „Ihr Gefühl möchte ich vor allem Andern ſich ausſprechen hören." — „Ja, wenn es das vermag! Doch, ich ſehe ſchon, Sie laſſen mich nicht los. So will ich Ihnen denn ſagen, daß ich's wohl fühle, wie Goethe auch in dieſem Werke die Wahrheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Menſchen-Charaktere von der Natur ſo abzuſtehlen weiß, als würden ſie ihm von ihr nur ſo dargeboten; daß er in der dramatiſchen Kunſt und Darſtellung wie in ſeinem Elemente lebt und webt; daß er, wie von ungefähr, Urtheile und Bemerkungen ausſpricht, die mir nie ſo eingefallen ſind und mich doch wie alte Bekannte anſprechen, und daß er auch die geringfügigſten Dinge nicht verſchmäht und ſie, dem gemeinen Leben gleich, mit dem Bedeuten-

deren ſo verbindet, als müßte es eben ſo ſeyn. Schade nur — doch, ich habe ſchon zu viel geplaudert!" — „Nein, nein!" rief Wieland; „Ihr Gefühl ſpricht lauter Gold für mich. Fahren Sie fort! Alſo, ſchade nur —." — „Nun", entgegnete ſie lebhaft, „wenn ich bisher Gold geſprochen habe, ſo mag das Blei hinterher plumpen. Alſo, ſchade nur, daß man in „Meiſter's Lehrjahren" ſich in keiner guten Geſellſchaft befindet!" — Wieland lachte. — „Das dachte ich wohl!" ſprach die Frau Profeſſorin; „aber Sie haben's nicht beſſer haben wollen!" — Wieland reichte ihr freundlich die Hand und wiederholte die Worte: „In keiner guten Geſellſchaft! — Ich verſtehe Sie wohl und ſtimme Ihnen bei, möchte mir jedoch eine kleine Bemerkung über die gute Geſellſchaft erlauben, die Sie im „Wilhelm Meiſter" vermiſſen." — Wieland's kleine Bemerkung wurde eine ziemlich umſtändliche Erörterung über das, was die ſogenannte gute Geſellſchaft ſey, und über den Anſpruch, den ſie auf Werke des Genies zu machen habe. „Ich beſorge", ſagte er unter Anderem, „daß Dichter voll lebendiger Anſchauungskraft und hoher Genialität ſich darum nicht auf die beſagte gute Geſellſchaft beſchränken mögen, weil ſie ihnen nicht ſonderlich zuſagt, und oft wirklich zu eng und einförmig für ſie iſt. Wo die Natur mit vielgeſtaltigem Leben in voller, eigenthümlicher Wahrheit ihnen begegnet, da fühlen ſie ſich heim, mit freien, ent-

falteten Kräften im Reiche ihrer Schöpfungen. — Uebrigens", ſetzte Wieland hinzu, „laſſen Sie uns nur die Fortſetzung des Werks abwarten. Ich wette darauf, Goethe verſetzt uns auch noch, ehe wir's uns verſehen, ſobald er's nämlich den Lehrjahren ſeines Meiſters zuträglich findet, in ſo gute Geſellſchaft, als wir nur wünſchen können."

Voß.

Wieland hatte für unſern unſterblichen Dichter J. H. Voß ſchon lange hohe Achtung gehegt, und mit ihm freundſchaftliche Briefe gewechſelt, als er zum erſten Mal perſönlich in Weimar erſchien. Dieſes geſchah gerade um die Zeit, als ſeine neue Verdeutſchung des Homer in erſter Ausgabe herausgekommen war. Voß war von Wieland und den Seinigen als ein alter, herzlich willkommener Freund aufgenommen worden, und ich ſehnte mich nicht wenig nach ſeiner Bekanntſchaft. Schon am zweiten Tage hatte Wieland die Güte, mich ihm vorzuſtellen. Wieland ſaß an ſeinem Schreibtiſch, als ich eintrat, ſtand auf, und ſagte zu Voß, der eben an einem Seitentiſche Thee trank: „Sie ſehen hier einen meiner jungen Freunde, der Ihr großer Verehrer iſt." — Voſſens Anſehen entſprach nicht der Vorſtellung, die von ihm in meiner Seele geſchwebt hatte; ich gewann jedoch bald meine Unbefangenheit und ſprach: „Ich kann Ihnen meine

Freude, Sie perſönlich kennen zu lernen, nicht ausdrücken. Schon auf Schulen haben Ihre Dichterwerke mir Geiſtes- und Herzens-Genüſſe gewährt, die mir eben ſo beſeligend als neu waren; und ich werde nie vergeſſen, wie auch Andere meines Gleichen dieſe Genüſſe gleich lebhaft mit mir theilten. Wir waren freilich noch Schüler; aber es kann Ihnen nicht gleichgültig ſeyn, wie ſehr Sie unſre, ſo wie gewiß viele, viele andere junge Seelen in Deutſchland beglückten." — Voß reichte mir freundlich die Hand, und that einige Fragen an mich, auf welcher Schule ich geweſen wäre und ſo weiter. — „Und Ihre „Odyſſee"!" ſprach ich mit weiterem Herzenserguß. „Wir konnten nicht ſatt werden, ſie zu leſen, einzeln und in Geſellſchaft. Sie eröffnete uns die Homeriſche Dichtungswelt ſo, daß wir in ihr lebten und webten, und unſern Rektor mit dem lebhafteſten Anliegen bewogen, den Homer mit uns in Privatſtunden zu leſen, welches ſo lange geſchah, bis wir ſeiner Hülfe nicht mehr bedurften." — „Waren auf Ihrer Schule für den Homer keine ordentlichen Stunden ausgeſetzt?" — „In Prima zwei Stunden wöchentlich; aber das genügte uns nicht." — „Halten Sie denn", fragte Voß weiter, „meine frühere Verdeutſchung der „Odyſſee" noch jetzt für ſo Homeriſch, als ſie Ihnen damals erſchien?" — „Für ſo Homeriſch?" erwiederte ich. „Ich bin überzeugt, daß, wenn Homer ſelbſt in unſern Tagen, mit beſter Kunde unſerer Sprache, uns eine deut-

ſche „Odyſſee" geben wollte, er ſie in keiner Rückſicht vortrefflicher geben könnte, als wir ſie von Ihnen erhalten haben!" — Wieland, der bei meinem Geſpräch mit Voß wie ſchreibend da ſaß, ſchaute ſich bei meiner letzten Aeußerung lächelnd nach uns um. Voß ſchwieg ein paar Augenblicke mit einer Miene, worin ein wenig Lächeln in einem Anflug von Verdruß zu erlöſchen ſchien, und ſprach ſodann ſehr ernſt: „Sehen Sie zu, ob Sie derſelben Meinung ſeyn werden, wenn Sie meine „Odyſſee" in ihrer neuen Geſtalt kennen gelernt haben; vergleichen Sie dieſelbe aber mit dem Original. Es koſtet Studien, das Echthomeriſche zu erſehen und zu erfaſſen." — Voß ſetzte ſich mit dieſen Worten, und ich empfahl mich ein wenig verlegen, indem ich mit ſeiner neuen Verdeutſchung noch ganz unbekannt war und es empfand, daß mein Ausſpruch über ſeine frühere „Odyſſee", wie herzlich er auch war und wie gute Wirkung ich davon erwartete, ſeine Empfindlichkeit gereizt haben mußte; die Sache wurde mir bald nachher klar.

Am andern Morgen begegnete mir Voß auf einem einſamen Spaziergange im Park. Er redete mich an, und befragte mich, mehrere Gänge mit mir durchwandelnd, über mancherlei, Weimar und deſſen literariſches Leben Betreffendes. — „Es iſt wahr", ſprach er hierbei, „Weimar iſt eine innerlich eben ſo große, als äußerlich kleine Muſenſtadt, und dieſer Park iſt in ſeiner unverkünſtelten

Schönheit und ſinnreichen Anmuth ihrer werth!" — Am Ende fragte mich Voß, ob ich auch ſchon Hexameter gemacht hätte! — „Ja", erwiederte ich, „und die Ihrigen waren meine Muſter!" — „Es ſind", ſprach Voß, „viele deutſche Hexameter gemacht worden, die freilich den Füßen nach ſich ſo nennen dürfen; aber was ſind ſie dem Bau und Klange nach! Darum bekümmerte man ſich wenig. Nur wie von ungefähr kam und verlief ſich der eine und andere gute Hexameter unter die mittelmäßigen und ſchlechten. Ich habe auch erſt ſpäter das Weſen der alten Hexameter erkannt, und dazu die groſſe eigenthümliche Bildſamkeit unſerer Sprache, wobei ſie fähig iſt, die Hexameter der Alten mit groſſer Vollkommenheit nachzubilden. Sie erbeut ſich dabei auch zu treffenderen und lebendigeren Darſtellungen, als diejenigen genehmigen wollen, die unſere Sprache in ihren Wörtern und Redeformen ſchon als vollendet und abgeſchloſſen anſehen möchten. Meine jetzt erſchienene „Odyſſee" iſt eine ganz neue Arbeit, und Sie werden darin ſchwerlich einen der alten Hexameter ganz wiederfinden. Es wird Sie anfangs befremden; urtheilen Sie aber nicht dieſer Befremdung und alter Vorliebe gemäß. Bald, hoffe ich, wird ſich's geben. Vertrautheit mit meinem neuen Homer wird erkennen und ſchätzen lehren, was ich gewollt und geleiſtet habe."

Ich aß zu Mittag mit Voß bei Wieland, und beobachtete in Beider innerem und äuſſerem Weſen eine

Verſchiedenheit, die mir nicht wohl that. Es wurde über deutſche Literatur geſprochen, dabei auch über den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, gegen welchen Voß keine Anmuthung mehr hatte. Wieland ſprach mit heiterem und unbefangenem, eben ſo feinem als lebendigem Weſen, Manches mehr anregend und auf die Frage ſtellend, als entwickelnd und beſtimmend. Voß blieb ernſt, trocken und wortkarg, und ſeine Urtheile waren nicht ſelten ſchneidend und abſprechend. Von der Humanität, die Wieland beſeelte und die ſein Geſpräch und ihn ſelbſt ſo einnehmend machte, äußerte ſich bei Voß, Wieland gegenüber, wenig oder gar nichts. Zuweilen ſchien mir Wieland auch mit einem flüchtigen Blick und Geſichtszuge zu verrathen, daß das Weſen ſeines Freundes ihm etwas unbehaglich war.

Ohne Zweifel hinterließ Voß bei Wieland unangenehme Eindrücke, die es zu verantworten haben mögen, daß kurz nach ſeiner Abreiſe im „Teutſchen Merkur" ein, vom Herausgeber geſchriebener Aufſatz erſchien, der über Voſſens neuverdeutſchten Homer und zugleich über deſſen neueſten Muſen-Almanach unter Lob auch etwas unholden Tadel ausſprach, wodurch Voß ſich ſehr gekränkt fühlte. Ich habe den Brief geleſen, in welchem er ſich darüber gegen Wieland bitterlich beklagte. Es war ein Unglück, daß beide Heroen unſerer Literatur über die Art und Weiſe, wie alte claſſiſche Dichter zu verdeutſchen ſeyen,

verſchiedener Meinung waren, oder vielmehr, daß Beide nicht Liberalität und Anſpruchsloſigkeit genug beſaßen, um Einer des Andern eigenthümliche Meinung gelten zu laſſen, oder wenigſtens ohne Empfindlichkeit zu überſehen. — Voſſens Seele war mit ſeiner neuen Verdeutſchungsart ganz zuſammengewachſen, ſo daß wer dieſe angriff, ihn ſelbſt angriff. Daher war ihm auch Wohlgefallen an ſeiner erſten „Odyſſee", das in Wieland's Hauſe lebhaft geäußert wurde, wirklich ärgerlich. Wieland hielt bei Verdeutſchung alter Dichter ihrem Geiſt für die Hauptſache, und behandelte ihre Sprach- und Versformen bald mehr, bald weniger frei, indem er ſich vor Allem fragen zu müſſen glaubte: Wie würde der alte Dichter, wenn er deutſch reden ſollte, ſich wohl in jetzigem guten gangbaren Deutſch ausdrücken? — Voß ſuchte in ſeinen neuen Ueberſetzungen, nach Wieland's Meinung, den Geiſt zu ſehr in der Form, und that, dieſer zu Liebe, dem Genius der deutſchen Sprache und dem guten Geſchmack Gewalt an, ohne dadurch das zu gewinnen, was er zu gewinnen glaubte. Voß hatte jedoch bald die Genugthuung, ſeinen neuen Homer in Deutſchland als ein Meiſterſtück und als eine der größten Zierden unſerer Sprache und Literatur anerkannt zu ſehen. Auch ich konnte nicht umhin, Wieland zu erklären, daß ich davon mehr und mehr eingenommen werde, und mir ein Zauber darin zu liegen ſcheine, dem am Ende Niemand würde widerſtehen können.

Matthiſſon.

Wieland trat eines Tages mit einem ſehr verdrießlichen Geſicht in ſeine Bibliothek und ſprach zu mir: „Wiſſen Sie, wer eben bei mir war! Matthiſſon!“ — „Ei!“ antwortete ich, „den möchte ich auch kennen lernen!“ — „Das ſollen Sie auch!“ ſagte Wieland. „Aber hören Sie erſt, wie mir's mit ihm erging. Ich hatte ihn nie zuvor geſehen, und da fand ſich nun bei der neueſten Ausgabe ſeiner Gedichte ſein Bildniß; ein ſchöner Kopf mit einem ſehr geiſtreichen Geſicht. So ungefähr mußte er nach dem Geiſt ſeiner Gedichte auch ausſehen, und dieſes Bild von ihm ſchwebte mir vor, als ſein Beſuch mir gemeldet wurde und er zu mir eintrat. Aber welch eine Geſtalt! Faſt glaubte ich ein Geſpenſt zu ſehen. Ein bleiches, nichtsſagendes Geſicht, matte Augen, eine gemeine Geſtalt, ſo leblos und ſtarr — kurz, ich konnte mich in der Erſcheinung nicht zurecht finden und benahm mich ſo ungeſchickt, daß mein Anſehen und Verhalten auf Matthiſſon ſehr widrig wirken mußte. Wir konnten zu keinem ordentlichen Geſpräch kommen, und Matthiſſon empfahl ſich mit Eindrücken und Meinungen, die nicht fortdauern ſollen. Gehen Sie zu ihm, er logirt im Schwan; ſagen Sie ihm — ja, ſagen Sie ihm, daß er wohl wiſſen würde, welche ſonderbare Stimmungen Dichter zuweilen haben könnten, die jedoch als flüchtige, im Grunde weſenloſe Dinge anzuſehen wären. Sagen Sie

ihm, daß ich nicht ruhen könne, bis ich ihn wieder ſähe, daß ſich dann Alles ſchon finden würde, und daß, wie ſich von ſelbſt verſtände, mein Haus während ſeines Aufenthalts in Weimar das ſeinige wäre. Das Alles ſagen Sie ihm, und geben Sie je eher je lieber!"

Ich eilte zum Schwan, und trat in eine Stube, wo Matthiſſen an einem kleinen Tiſche ſaß und ſchrieb. „Wenn Sie vielleicht", ſprach ich nach einer Verbeugung, „über Ihren Beſuch bei Wieland ſchon etwas in Ihr Tagebuch eintragen möchten, ſo bitte ich Sie, damit noch ein wenig zu warten." — Matthiſſen ſtand betroffen auf und fragte: „Wer ſind Sie?" — „Meine Perſon iſt hier gleichgültig", erwiederte ich; „die Sache iſt, daß Wieland mich zu Ihnen ſendet mit einem Auftrage, deſſen ich mich nicht ohne Theilnahme meines Herzens entledigen kann." — Ich ſagte ihm unbefangen, was Wieland mir aufgetragen hatte, und ſetzte hinzu: „Sie können wohl denken, daß Wieland Sie liebt, und daß Sie auch übrigens hier nur Verehrer finden können." — Matthiſſon's Geſicht heiterte ſich mit einer unwillkürlichen Rührung auf, die auch mich ergriff. Sein bleiches Geſicht und mattes Weſen war natürlich; er hatte an einem Fieber gelitten, wovon ihm noch Schwäche zurückgeblieben war. Schon nach einer Stunde war er bei Wieland.

Schade, daß ſeine Schwäche ſeinen Geiſt nicht recht

empfehlen ließ! Ich hörte bei einem Mittagsmahl ihn nur wenig ſprechen, und ſeine kleinen Mittheilungen waren ziemlich unbelebt. So erzählte er, daß der damalige Erbprinz von Gotha (Bruder des letztverſtorbenen Herzogs) in Genf zu ihm geſagt habe: „Sie haben ja wohl ein Gedicht über's Lack gemacht?“ — Matthiſſon meinte, daß der Prinz den Lac (Genfer-See, vom M. in einem ſchönen Gedicht beſungen) mit Lack verwechſelt habe. — „Ei“, entgegnete Wieland, „der Prinz hat zuverläſſig gewußt, was er ſagen wollte. Er iſt ein Schalk, und macht gern Wortſpiele. Unlängſt erklärte er in einer Geſellſchaft bei unſerer Herzogin Mutter, daß er Alles wiſſe und könne: man ſolle ihn nur prüfen. Nach einigen andern, witzig oder burlesk beantworteten Fragen, fragte ihn die Herzogin, ob er auch Chineſiſch leſen könne?“ — „O ja, chineſiſche Erbſen!“ erwiederte der Prinz.

Jean Paul Friedrich Richter.

„Kennen Sie einen Dichter, der ſich Jean Paul Friedrich Richter nennt?“ fragte Wieland mich einſtmals. — Ich ſprach: „Nein!“ — „Kennen Sie alſo nicht den „Hesperus“? Oder haben Sie wenigſtens nicht die „Unſichtbare Loge“ geleſen?“ — „Nein!“ — „Nun, ſo ſäumen Sie nicht, damit bekannt zu werden!“ erwiederte Wieland. „Ich befinde mich in einem eignen luſt- und reinvollen Zuſtande. Ich leſe den „Hesperus“,

ein Dichterwerk, wie mir im Laufe meines bisherigen Lebens nicht vorgekommen iſt. Bald bezaubert mich hohe Genialität, eine Phantaſie mit mächtigen Adlersflügeln, und ein Gefühl, dem ſich das innerſte Menſchliche und Göttliches aufſchließt; bald beleidigt und empört mich eine bis zum Unſinn getriebene Ueberſpannung, Ungeſchmack, Albernheit und Gemeinheit. Zwanzig Mal habe ich das Buch unwillig weggeworfen, und immer muß ich's wieder zur Hand nehmen. Es iſt ein außerordentlicher Genius, der in dem Jean Paul Friedrich Richter auf unſere literariſche Bühne tritt. Ich ſagte vorhin, Sie ſollten nicht ſäumen, mit ihm bekannt zu werden; aber ich weiß nicht, was am rathſamſten ſeyn möchte. Shakſpeare hat ſchon Manchem den Kopf ein wenig verrückt, aber Jean Paul iſt noch viel fähiger dazu. Nehmen Sie ſich alſo in Acht!"

Jean Paul beſuchte Weimar zwei Mal, wie mich dünkt, ehe er ſich auf längere Zeit dort niederließ. Bei ſeinem erſten Beſuche war Wieland nach der Schweiz gereiſt. Ich lernte ihn im Schauſpielhauſe kennen, und bezeugte ihm das hohe Intereſſe, womit Wieland ſeinen „Hesperus" geleſen habe. Er fragte mich, ob ich deſſen auch gewiß wäre, und äußerte ſich nach meiner beſtimmten Verſicherung abgebrochen, faſt verwirrt. Die Oper „Don Juan" wurde gegeben, und Mozart's Muſik wirkte auf ihn ſehr ſtark. Ich ſprach zudem mit ihm im Zwiſchen-

Akte bei unruhiger Umgebung, und erinnere mich noch folgender von ihm geſprochenen Worte: „Wieland's Beifall iſt viel; hab' ich ihn gefunden, ſo iſt's Glück. Was halten Sie von Mozart's Compoſitien?“ — „Sein „Don Juan“ ſcheint mir das Größte, was ich von ihm kenne.“ — „Es iſt Geiſterſprache, und die Worte? Ich höre ſie nicht. Was ich ſchrieb, kömmt dieſer Muſik nicht gleich. Ich kann mir nicht genügen; und wer könnte das auch? Der Zwiſchen-Akt vergißt ſich; er iſt Spott des Stücks. Geiſt und Gefühl ſind unendlich. Der Stoff iſt Chaos, Geiſt und Gefühl ſind Weltſchöpfer.“

Als Wieland ſpäterhin Jean Paul's perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte, äußerte er ſich auf meine Frage danach kurz und mit etwas Unluſt. „Er ſelbſt iſt wie ſeine Schriften!“ ſprach Wieland. „Man fühlt ſich bei ihm auf angenehme und unangenehme Art überraſcht, und nichts iſt ſchwerer, als ihm beizukommen. Er iſt zu ſehr Er ſelbſt, jedoch ein ſehr intereſſantes Original.“ — Bald nachher theilte mir Wieland etwas aus einem Geſpräch mit, welches er mit ihm gehabt hatte. Wieland hatte der griechiſchen Claſſiker als vorzüglicher Geſchmacksbildner erwähnt, und, wie er ſagte, „ſchöne Sachen über ſie hören müſſen.“ — Ich laſſe die alten Griechen gelten, was ſie ſind, habe Jean Paul geſagt; aber es ſind doch ſehr beſchränkte Geiſter. Welche kindiſche Vorſtellungen haben ſie von den Göttern! War's möglich, daß ſie dabei

edlere und tiefere Gefühle der Menſchheit hatten? — „Ich erwiederte ihm", fuhr Wieland fort: „Sie wollen die Griechen gelten laſſen was ſie ſind? Aber was ſind ſie denn? Sie ſind eine Erſcheinung auf Erden, einzig in ihrer Art. Sie ſind die ſchönſte Blüthe und das vollkommenſte Urbild jugendlicher Menſchheitsbildung, ſo daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, alles Göttliche, welches die Menſchen auf ſolcher Bildungsſtufe zu empfinden und zu erſchauen vermögen, war auf ſie herabgeſtiegen, um in und mit ihnen zu leben und zu weben. Wo finden wir einen ſo heitern, lieblichen Jugendgeiſt der Menſchheit in ſo leichter, reiner, ſchöner Form ſich darſtellen? Gleicht er nicht der ewigen Jugend des göttlichen Phöbos Apollon?" — Aber, habe Jean Paul entgegnet, jene Jugendzeit iſt vorbei und wir ſind Männer geworden. Chriſtliche Titanen haben längſt den heidniſchen Himmel erſtürmt, und die Götter deſſelben in den Tartarus hinabgeſtürzt. Ueber uns hat ſich ein unendlicher Gottesheimmel und unter uns eine unergründliche Tiefe der Menſchheit aufgethan. Paſſen dafür noch die kleinlichen Formen und Schönheitsſpielereien der alten Griechen? — „Mit einem Wort", ſetzte Wieland hinzu, „Jean Paul hält die Griechen für Kindsköpfe. Ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, beſann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte, Er ſelbſt zu ſeyn, und daß das, was ich an ihm vermiſſe und was mich zuweilen tell

machen möchte, von viel Hohem und Vortrefflichem mehr als erſetzt wird. Einem Geiſte ſeiner Art griechiſchen Geſchmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weiß waſchen. Er hat auch eine in der That göttliche Beglaubigung, zu ſeyn, was er iſt."

Wäre es nicht zu wünſchen, daß Jean Paul über Wieland ſtets eben ſo unbefangen und gerecht geurtheilt haben möchte! Oder vermochte er es nicht ſeinem Geiſte nach!

Sophie La Roche.

Im Sommer 1799 beſuchte die verwittwete Frau Geheime Räthin von La Roche, Wieland's berühmte Jugendgeliebte, ihren alten Freund auf ſeinem Landgute bei Oßmannſtädt. Beide hatten ſich ſeit dreißig Jahren nicht geſehen, jedoch in der Zeit einen bald mehr, bald weniger lebhaften Briefwechſel mit einander geführt. Welchen literariſchen Zeitraum (von 1769 an) hatte indeſſen Wieland durchlaufen, und ſeine Freundin mit ihm! Denn wer kennt nicht auch die Schriften dieſer edlen Frau, von ihrer „Sophie von Sternheim" an! Wieland genoß eben einer ſehr glücklichen Lebenszeit. Sein lange gehegter und öfters ausgeſprochener Wunſch, ſein Alter im Schooße ſeiner Familie und in freier ländlicher Muße zu verleben, war erfüllt worden. Schon über ein Jahr lang lebte er auf ſeinem erkauften, angenehm gelegenen Gute, zwei

Stunden von Weimar, und manche verſchönernde Anlage ſeines großen Gartens ergrünte und erblühte zu ſeiner innigen Freude.

Frau von La Roche war ſchon mehrere Tage zu Osmantinum — ſo pflegte Wieland ſeinen Landſitz zu nennen — als ich zum erſten Mal dort erſchien. Wie gern ich auch Zeuge ihres Empfangs und erſten Verweilens bei Wieland und den Seinigen geweſen wäre, ſo hielt mich doch, bei aller Freiheit, zu kommen, eine Ehrfurcht zurück, die mir den Umſtänden angemeſſen zu ſeyn ſchien. Am ſiebenten Tage nach der Ankunft der Frau von La Roche erhielt ich, bei Ueberſendung einiger abzugebenden Briefe, folgendes Billet von Wieland:

„Aber wie kömmt es doch, daß Sie an keinem dieſer letzten Tage nach Osmantinum kamen? Sie wiſſen ja, was Alles Sie hier finden würden. Fühlen Sie ſich denn gar nicht hierher gezogen? Ich in Ihrer Stelle wäre längſt hier geweſen. Oder glaubten Sie, meine beſondere Einladung abwarten zu müſſen? Ich ſehe es immer lieber, wenn Sie von Ihrem eigenen Herzen ſich leiten laſſen.“

Nun eilte ich nach Oſmannſtädt, und ergoß vor Allem mein Herz gegen Wieland. „Ich bin“, ſprach ich, „in Gedanken faſt immer hier geweſen, glaubte aber, in der erſten Zeit perſönlich nicht kommen zu dürfen. Es iſt lauter Ehrfurcht und Liebe für Sie und für Ihre, nach langer Zeit zu Ihnen wiedergekehrte Freundin, was mich

mit innerer Gewalt zurück hielt." — Wieland drückte mir die Hand und führte mich zur Frau von La Roche. „Dies iſt mein junger Hausfreund, deſſen ich ſchon erwähnt habe!" ſprach er, und entfernte ſich ohne Weiteres in ein Seitenzimmer. Da ſtand ich vor der ſo merkwürdigen Frau, mit der ich im Geiſte mich oft beſchäftigt hatte! Sie war von ſehr ehrwürdigem Anſehen, und ſchlicht, wie in halber Trauer, gekleidet. Ich verneigte mich vor ihr mit einiger Verlegenheit, die ſie durch ein paar mit herzlichem Ton geſprochene Worte leicht zu heben wuſte. Sie befragte mich über mein Vaterland, über meine Studien, wie ich mit Wieland bekannt geworden und ſo weiter. Wieland hatte ihr auch meine Verdeutſchung des „Orlando furioso" vorgelegt, und ſie ſagte mir etwas darüber, worauf ich erwiederte, daß dieſe meine Arbeit, obgleich mit Liebe angefangen, nicht vollendet werden würde, indem Andere ſich berufen fühlten, ſie mit größerer Verskunſt, als ich beſäße, zu übertreffen. Sie äußerte ſich über den Geiſt des Arioſto und Taſſo mit Kunſtkennerſchaft, und meinte, daß derſelbe ſich auch von geübten Verskünſtlern ſchwerlich in regelmäßige deutſche Stanzen würde einfangen laſſen. *)

*) In wie weit dieſes unſerm Gries und Streckfuß gelang, iſt den Kennern bekannt. Meine Arbeit, wovon zwei Theile in Zürich bei Orell, Geßner und Compagnie unter dem Titel erſchienen: „Orlando der Raſende, in reimfreien jambiſchen Stanzen, mit Anmerkungen

Es war gewiß eine Aufforderung zu einer Menge ſtiller Gedanken, als ich Wieland bei Tiſche, Sophie La Roche zur Rechten und ſeine Gattin zur Linken, Beide einander gegenüber, ſitzen ſah. Die ſo inhaltsreiche innere und äußere Geſchichte Wieland's und ſeiner Freundin von 1730 bis 1799, von Biberach bis Offenbach, ging vor meiner Seele vorüber. — „Iſt Ihnen geſtern nicht das „Journal de Francfort" zugeſchickt worden?" fragte Wieland mich plötzlich, ohne Zweifel, um mich aus meiner bemerkten Zerſtreuung zu ziehen. Faſt Alle ſahen mich an, und ich erwiederte lächelnd, der Wahrheit gemäß: „Ich war eben in das „Journal d'Ossmannſtedt" vertieft!" — „Ach!" entgegnete Wieland, „Sie ſind vermuthlich der Redakteur deſſelben!" — „Ja", ſprach ich; „es wird jedoch nur in meiner Seele gedruckt!" — „Sie überließen ſich alſo Gedanken über Wieland und meinen Beſuch bei ihm?" fragte Frau von La Roche. — „Ja!" erwiederte ich. „Und wo könnte es auch in ganz Deutſchland eine Zuſammenkunft geben, die Geiſt und Herz ſo anſpräche?" — Ueber dieſes und

---

und vorausgeſchicktem Auszuge des Orlando Inamorato", hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie der erſte Verſuch einer metriſchen Verdeutſchung des Arioſto war, und vielleicht manche nicht unintereſſante Anmerkungen enthält, die ſich aus meinen reichen Hülfsmitteln unſchwer ſchöpfen ließen.

anderes Gespräch wurde das „Journal de Francfort“ vergessen.

Wieland war in den Unterhaltungen, woven ich Zeuge war, eben so heiter als geistreich, und bewies eben so viel Feinheit als Lebhaftigkeit, eben so viel Zartsinn als Scharfsinn, so daß ich nicht umhin konnte, in dem Wesen der Frau von La Roche einen Mißklang damit zu empfinden. Diese sprach nämlich meistentheils in einem etwas feierlichen, oder zu gewichtigen Ton, und zuweilen mit einer Empfindsamkeit, die das richtige Gefühl zu verfehlen oder zu überbieten schien. — Niemand konnte dieses besser bemerken als Wieland; aber wie reizbar er sonst auch bei Verletzungen der Natur und Wahrheit zu seyn pflegte, bei seiner alten Freundin hielt er sich in immer zarter Fassung. Das Aeußerste, was er dann und wann sich erlaubte, war, daß er ein wenig in sich gekehrt schwieg und das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte.

„Es ist wahr“ — sprach Wieland, an einem schönen Sommer-Abend, mit seiner Freundin und einem Theil seiner Familie (und mit mir) auf dem Blumenplatz vor dem Garten-Saale bald sitzend, bald wandelnd — „das vom Ilmthal sich erhebende Landstück mit dem Dorfe oben nimmt sich im röthlichen Schein der Abendsonne mit dem in Schatten versinkenden untern Garten nicht übel aus, und dazu das stille Luftmeer von zwitschernden

Schwalben und ſumſenden Käfern durchſchweift, und die uns umwebenden Blumendüfte —." — „O, es iſt himmliſch!" rief Frau von La Roche. — „Aber", fuhr Wieland fort, „was iſt es gegen Ihre Maingegenden bei Offenbach, vollends wenn der Abend ſie mit Sonnenglanz und bezaubernden Farbentinten übergießt!" — „Warum gedenken Sie dieſer in Ihrem Osmantinum!" entgegnete Frau von La Roche. „Ich bin mit meinem ganzen Herzen hier, und empfinde die Schönheit der Natur, als wenn ſie bloß ihrem großen Freunde, meinem Wieland zu Liebe, ſich in himmliſche Schönheit kleidete. Was ich hier empfinde, kann ich bei Offenbach nicht empfinden!" — „Alſo", entgegnete Wieland, „hat die Natur ihre hieſige Schönheit Ihrem Herzen zu danken, und ich ſchließe ihrem Danke mich an. In der That, wir bedürfen wenig von außen, wenn wir von innen reich ſind; und mich dünkt, das waren wir ſchon im Angeſicht des Sanct Martin-Kirchhofes in Biberach und an dem Rande der unberühmt ſchleichenden Riß." — „Vor neunundvierzig Jahren!" ſprach Frau von La Roche mit eigenem Ausdruck. — „Das iſt länger, als ich denken kann!" fiel Wieland's Gattin ein. „Mir iſt wirklich, als könnt' ich nicht länger denken, als ſeit ich meinen Mann geheirathet habe!" — Wieland reichte ihr mit herzlichſter Freundlichkeit die Hand und wandelte mit ihr und ſeiner alten Freundin langſam unter den Blumen umher. — Das vorige Geſpräch

war durch die naive Aeuſerung der Frau Hofrähin unterbrochen und beendet.

„O, der herrliche Blumenkorb!“ ſprach Frau von La Roche nach einer Weile. „Blume an Blume drängt ſich hervor, in enger, traulicher Verbindung; und ſie ſind doch ſo verſchiedener Art! Sollte es mit den Menſchen auf Erden nicht eben ſo ſeyn?“ — „Sie meinen“, erwiderte **Wieland**, „die Menſchen auf Erden, wie verſchieden ſie auch äuſerlich und innerlich, in ihrer Art, in ihrer religiöſen und bürgerlichen Bildung und in ihrem geſellſchaftlichen Leben ſeyn mögen, ſollten doch in Frieden und Liebe bei einander wohnen?“ — „Ja; und wäre das nicht eine ſchöne Blüthe der Menſchheit?“ — „Ohne Zweifel“, ſprach **Wieland**; „und die Erde wäre auch als Blumenkorb groß genug, ſo daß die Menſchen, Völker und Individuen darin blühen könnten, ohne einander aufzureiben, oder ſich Luft und Sonne zu entziehen. Aber wie? Wenn der Grund und Boden für ſie nicht, wie für die Blumen in dieſem Gartenkorbe, überall guter Art und wohlgedüngt wäre, und ſie zum Theil auch aus Samen von Unkraut, Wucher- und Giftpflanzen hervor wüchſen?“ — „So wäre es doch nicht der Natur und göttlichen Beſtimmung nach.“ — „Aber doch der wirklichen Geſchichte nach; und die Erſcheinungen derſelben, das, was ſie handgreiflich und bis zum Ueberfluſſe lehrt, muß doch wohl ſeinen Grund haben. Iſt es zum Beiſpiel nicht oft die Religion ſelbſt,

nämlich der Glaube, der das Göttliche gefaßt zu haben und tüchtig zu handhaben vermeint, was die Blüthe der Menschheit verhindert, und sogar in heiliger Blüthe zu stehen wähnt, wenn es Menschenliebe in Menschenhaß und Menschenmord verkehrt! Oder wie könnte die Menschheit erwachsen und blühen, wenn der Sultanismus wie ein glühender Samum über sie hinfährt, und die abscheulichsten Unholde und Menschenhenker für Götterſöhne, oder für Vettern der Sonne und des Mondes, oder für wirkliche Statthalter Gottes auf Erden gelten!" — „O!" sprach Frau von La Roche lebhaft, „Sie erinnern mich an Dinge, die ich gern vergesse. Die ganze Erdkugel mit dem mannigfachen auf ihr herrschenden unseligen Wahnglauben ist zu groß und weit, als daß mein Herz sie in sich fassen könnte. Wir könnten doch wie dieser Blumenkorb blühen, wir und alle gute Menschen." — „Ja, ja!" erwiederte Wieland, „und Ihr Herz führt uns hiermit auf den rechten Fleck. Im Kleinen gelingt, was im Großen nicht gelingen würde; und ein Familien- oder Freundeskreis, der einem schönen Blumenkorbe gleicht, ist gewiß eine Zierde und ein Glück der Menschheit." — „Und blüht im Garten Gottes!" setzte Frau von La Roche hinzu.

Als ich sie zum letzten Mal in Osmantinum sah, sprach sie zu mir im Lindengange: „Nach diesen mit Wieland verlebten Tagen ist mir, als hätte ich der Welt noch viel zu sagen. Mein alter Freund wird mit

immer noch jugendlichem Geiſte neue Meiſterwerke ſchaffen; aber ich? Ich ſollte wohl nichts mehr ſchreiben, und doch fühle ich's, daß ich noch viel auf dem Herzen habe. Es fordert mich auf, zu eilen, weil meine Zeit vielleicht recht bald abgelaufen iſt. So viel iſt gewiß, ich habe mit **Wieland zum letzten Mal auf Erden** gelebt; und was wir in früher Jugend ſo herzlich glaubten, ja, ich hoffe, **es wird geſchehen. Wir werden in Gottes höheren Welten uns wiederſehen!**" — Der Ton, womit ſie dieſe Worte ſprach, drang in mein Innerſtes. Ich küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und ſprach von Herzen: „Auch ich hoffe, Sie wiederzuſehen!"

Sophie Brentano.

Mit Frau von La Roche kam eine ihrer Enkelinnen, Fräulein **Sophie Brentano**, zu **Wieland**. Sie verweilte nicht nur mit ihrer Großmutter, ſondern im folgenden Frühling und Sommer auch allein in Osmantinum. Durch ſie erhielt der Beſuch der Frau von La Roche eine eigene Anmuth, die Geiſt und Herz vielfach feſſelte. Wenn Letztere ein edelfrommes Herz, eine gefühlvolle Seele und einen reichen Geiſt in der Würde des Alters entwickelte, ſo entfaltete ihre Enkelin Feinheit des Geiſtes und Zartheit und Tiefe des Gefühls in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Nur **ein** Mal in meinem Leben war ich dem Eindruck einer ſolchen Großmutter und Enkelin

ausgeſetzt, und zwar in Wieland's und ſeiner Familie Gegenwart oder Nähe. Was ich darüber mittheile, iſt nur wenig von dem, was ich damals empfand, und jetzt noch nachempfinde. Wieland liebte Sophie Brentano zugleich als ſeine Tochter und Freundin, und ſie wirkte auf ſeinen „Ariſtipp" als eine Muſe und Grazie. Ach! daß ſeine ſchöne Freude nur eine kurze Zeit Vollgenuß war, und dann in tiefem Schmerz unterging!

Sophie Brentano unterhielt nach ihrem erſten Aufenthalt in Osmantinum einen lebhaften Briefwechſel mit Wieland. Ich habe ihre Briefe geleſen. Sie waren in allem beſondern Bezuge eben ſo fein als hold, und verbanden ſo viel Schönes in immer neuen lieblichen Kränzen, daß Wieland ſelbſt davon bezaubert wurde.

Im April 1800 erhielt ich ein kleines Schreiben von ihr, des Inhalts: „Melden Sie mir doch, und zwar ein wenig umſtändlich, wie Alles in Osmantinum lebt und webt. Ich weiß zwar ziemlich Beſcheid, und ſchaue ſogar in Vater Wieland's Papiere; aber — doch, ich will Ihnen die Sache lieber gerade herausſagen. Was meinen Sie, wenn ich bald wieder käme, und einen ganzen Frühling und Sommer in Osmantinum verweilte? Würde ich und mein ſo langer Aufenthalt auch in keiner Rückſicht unwillkommen ſeyn? Sie äußerten ſich im vorigen Sommer oft mit ſo unbefangener Wahrheitsliebe; ſie allein iſt es, die ich ein wenig in Anſpruch nehme. Und daß ich mir

dieſes erlaube, iſt, wie mich dünkt, auch bei meiner kindlichſten Liebe und Ergebenheit gegen Wieland verzeihlich.“ — Sophie kam im Mai, und wurde mit einer Liebe und Freude aufgenommen, die dem Herzen Wieland's und der Seinigen eben ſo natürlich, als ihrer Vortrefflichkeit angemeſſen war. Der Geſang der Nachtigallen ertönte ihr wie mit Wetteifer in und bei Wieland's Lieblingsgehölz am Ufer der plätſchernden Ilm. Es war ein ſchöner Frühling; und was hätte für Wieland's Geiſt und Sinn ihn, ſo wie den nachfolgenden Sommer, mehr verſchönern können, als Sophiens Gegenwart, und die Anmuth, die ſie um ſich verbreitete! — Eines Nachmittags erblickte ich, beim Gange im Luſtgehölz, an einem offenen mittlern Raſenplatz, Wieland und Sophie auf einer Bank, von Birkengezweige überhängt. Er las aus einer Handſchrift des „Ariſtipp“ ihr vor. Ich wich zurück, um nicht zu ſtören, glaubte nicht bemerkt worden zu ſeyn, und ſetzte mich auf eine Raſenbank unter ſäuſelnden Fichten. Nicht lange, ſo kamen Beide zu mir hergegangen. Ich ſtand auf und erwartete ſie. „Ei!“ redete Wieland mich an, „Sie haben uns vorhin belauſcht. Warum kamen Sie nicht zu uns?“ — „Ich konnte nicht!“ antwortete ich. — „Sie konnten nicht? Und warum nicht?“ — „Sie laſen vor, und mir war, als wäre um Sie ein heiliger Kreis gezogen, der mich nicht durchlaſſen wollte.“ — „Empfanden Sie das wirklich ſo?“ fragte

Sophie. — „Ja", erwiederte ich, „und was ich empfand, das war auch wirklich. Wenn Apoll mit allen Muſen und Grazien da vor mir erſchienen wäre, ich würde kaum mit ſo groſſer Ehrfurcht zurück gewichen ſeyn, als vorhin." — „Nun", ſprach Wieland, „Ihres poetiſchen Gefühls wegen will ich Ihnen verzeihen, wenn's auch ein wenig zu ſtark geweſen ſeyn ſollte!"

Indem wir hierbei in den Lindengang traten, ſprach Sophie: „Es dürfte auch wohl ganz erlaubt ſeyn, ſich hier ſo poetiſch zu befinden, als man nur wollte." — „Ei wohl!" erwiederte Wieland. „Aber faſt möchte ich doch fragen, in wiefern Sie dieſes für ganz erlaubt halten?" — „Wie poetiſch auch die berühmteſten Oerter und Zeiten des Alterthums, in der langen, weiten Perſpektive vor, oder vielmehr hinter uns, uns erſcheinen mögen", ſprach Sophie, „ſo möcht' ich doch wohl wiſſen, was ſie vor Wieland's Osmantinum und vor der wirklichen Gegenwart, worin wir hier leben, Sonderliches voraus haben könnten!" — „Sie haben recht", fiel ich ein; „was ſollte zum Beiſpiel der Wald des Akademus und der Sokratiſche Iliſſus vor dieſen Schattengängen und vor der Ilm, von Weimar bis hierher, voraus haben? Und die Weisheits-, Dichtungs-, Kunſt- und Huldgöttinnen ſind dort nie ſichtbarer und heimiſcher geweſen als hier." — „O!" rief Wieland, „Sie helfen einander vortrefflich! Nur nicht gar zu arg, wenn ich bitten darf!" — „In allem Ernſt, lieber Vater!"

fuhr Sophie fort, „das, wodurch ein Ort empfängliche Gemüther poetisch macht, ist doch immer mehr, als was in die Augen fällt. Möge ein Athen, ein Tibur oder Sabinum immerhin in Griechenland und Italien liegen, und mit noch so schönen Gegenständen der Natur und Kunst in die Augen fallen: ohne die großen und schönen Geister der Vorzeit, die dort lebten und wirkten, würden solche Oerter nicht in poetische Stimmung versetzen, oder nicht das zu seyn scheinen, was sie durch die Erinnerungen, die sie erwecken, und durch die Gefühle, womit sie beseelen, einzig und allein werden." — „Zugegeben!" erwiederte Wieland. „Aber mich dünkt, Sie wollten vorhin nicht sowohl von der Vergangenheit und den sie umschwebenden und verklärenden Erinnerungen reden, sondern vielmehr von der Gegenwart und ihren unmittelbaren Eindrücken." — „Freilich", sagte Sophie; „aber ich habe für diese nun Alles gewonnen, was ihr gebührt. Oder was fehlt denn unserm Weimar und Ihrem Osmantinum, daß es nicht mit Athen und Tibur für alle empfängliche Seelen wetteifern könnte! Was mich betrifft, so vermisse ich hier nichts davon; im Gegentheil, die wirkliche Gegenwart beut mir dessen noch mehr, als die Vorzeit mit seinen berühmtesten Stätten mir bieten könnte. Und das sollte nicht poetisch machen dürfen! Ich kann mich jedoch nur in Prosa ausdrücken." — Wieland küßte sie auf die Stirn und sprach: „Ihre Prosa sagt mir weit mehr, als

ich hören ſollte. Meinem Glücke fehlt nichts, wenn meine holde Tochter Sophie ſich bei mir und den Meinigen ſo befindet, daß ſie ſich nicht angetrieben fühlt, von uns hinweg zu eilen." — Es entſtand hier ein gefühlvolles Schweigen, welches ich mit den Worten zu unterbrechen wagte: „Was Fräulein Sophie geſagt hat, das wird auch die Nachwelt erfahren, in welche ich faſt Luſt hätte, mich ein wenig zu verſetzen." — „Sie hätten alſo Luſt, ſich aus der Gegenwart hinaus zu ſetzen!" ſprach Sophie. — „Gerade die Gegenwart", bemerkte ich, „könnte mit ihrer Schönheit mich dazu anreizen!" — „Wie meinen Sie das eigentlich!" — „Ich denke mir eine Nachwelt, die von uns ungefähr eben ſo weit entfernt liegt, als unſere Jetztwelt von dem claſſiſchen Alterthum der Griechen und Römer. Auch dann, noch nach Jahrtauſenden, werden die gebildetſten und edelſten Menſchen nach Weimar und Osmantinum wallfahrten, und in dieſem Athen und Tibur der deutſchen Vorzeit ſich durch Erinnerungen begeiſtern und mit Gefühlen beſeelen, wie unſere Zeitgenoſſen an den heiligen Orten, wo die größten Geiſter des Alterthums weilten und wandelten. Und ſollten dann etwa von Weimar und Oſmannſtädt nur noch Trümmer vorhanden ſeyn, ſo ſchadete das nicht viel. Die Geiſter, die hier einſt lebten und wirkten, haben dieſe Erdenſtätten auf ewig geheiligt und umſchweben ſie mit ihrer glücklichen Zeit als Genien, eben ſo fühlbar und wirkſam, als die Genien

des Alterthums die Ueberreſte und Erdenſtätten, wo lange vor uns Heroen der Menſchheit ihre Zeit verherrlichten.“ — „Sich ſo in die Nachwelt verſetzen“, erwiederte Sophie, „das laſſe ich von ganzem Herzen gelten!“ — „Ich folgte dabei dem Geiſt und Herzen, wodurch Sie die Gegenwart verſchönern!“ — „O, lieber Vater!“ ſprach Sophie, „wenn dies hier poetiſchen Sinnes werden heißt, ſo müſſen Sie es ſchon geſtatten. Es iſt Natur der Sache!“ — „Kinder!“ rief Wieland, „wir müſſen zu andern Dingen eilen. Ihr ruft ſonſt die Nemeſis über mich und über Euch herbei!“

Auf der Oſtſeite von Wieland's Garten waren im vorigen Jahre zwei Reihen Linden gekröpft worden, deren Haupt von neuen kräftigen Zweigen umgrünt wurde. An dem Eingange derſelben begegnete ich eines Tages Wieland und Sophien. Nach einigem andern Geſpräch begann Letztere: „Dieſe Linden geben freilich noch wenig oder gar keinen Schatten; ſie ſprechen mich jedoch an, ich weiß nicht recht womit!“ — „Sie bezeugen uns vielleicht“, ſagte Wieland, „daß die Natur manche menſchliche Uebereilung wieder gut zu machen ſtrebt; denn die Linden wären beſſer ungekröpft geblieben.“ — „O!“ entgegnete Sophie, „ſie können uns ſo Mancherlei ſagen, wenn wir nur wollen. Manche abgehauene Hoffnungen grünen auch wieder aus!“ — „Das iſt ohne Zweifel auch Wille der guten Natur!“ ſagte Wieland. „Mir fällt dabei

eine Stelle des Arioſto ein, die ungefähr alſo lautet: Wie manches abgehauene Gebüſch immer neue Schoſſen hervor treibt, ſo ſchoßt mein Verlangen, wie oft es auch abgehauen wird, ſtets von Neuem empor!" — „Wenn ich nicht irre", fiel ich ein, „ſo ſpricht Arioſto in dieſer Stelle von ſinnlichen Begierden, die, wie Gebüſch, aus gemeinem Boden immer von Neuem hervor wuchern. Aber manche Hoffnung!" — „Nun!" fragte Wieland, ein wenig betroffen. — „Es giebt auch Hoffnungen, die aus dem edelſten Theile des Herzens erwachſen und unſerm innerſten Leben angehören. Wenn dieſe vom Schickſal abgeſchnitten werden!" — Sophie ſah mich bei dieſen Worten mit großem Auge an und ſprach dann mit ſchnell erhobener Lebhaftigkeit: „Das Herz in Ehren! Aber wir könnten bei dieſen Linden auch wohl an das denken, was man den Kopf zu nennen pflegt. Schlägt dieſer, wenn er abgekröpft worden, auch immer wieder aus!" — „Warum nicht!" erwiederte Wieland. „Ich weiß nur nicht recht, wie weit das, was wir den Kopf zu nennen pflegen, vom Herzen immer entfernt ſeyn mag. Der Kopf manches Erzplanmachers ſchlägt, wie kahl er auch abgeſcheren werden mag, immer wieder aus. Und wie iſt es mit Intriguanten gröberer und feinerer Art? Wir dürften hier auch wohl gutmüthiger Weltverbeſſerer und Narren noch beſonders gedenken, bei denen der Kopf im Herzen oder das Herz im Kopfe zu ſtecken pflegt. — Aber", fuhr Wieland in

lebhafterem Tone fort, „wenn wir bei dieſen Linden doch mit aller Gewalt ſinnbildern wollen, ſo hätten wir auch wohl auf den Stamm zu achten. Und was könnte uns dieſer ſagen? Was dir das Schickſal auch nehmen oder verſagen mag, behalte in dir Saft und Kraft der Menſchheit, und wirke damit unverdroſſen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem guten Willen!“ — „Sehr ſchön!“ entgegnete Sophie. „Aber giebt es nicht auch Bäume, die ihrer Natur nach edle Früchte tragen, und die, wenn ihnen Aeſte abgeſchnitten, oder ſie an ihrer Rinde hart verletzt worden, leicht Krebsſchaden bekommen?“ — Bei dieſen Worten kam uns Mutter Wieland entgegen und lud uns zu einer Erfriſchung in der Lindenlaube an der andern Seite des Gartens ein.

Ungefähr um Johannis wurde in Oßmannſtädt das Kirchweihfeſt gefeiert und Wieland hatte beſchloſſen, der kirchlichen Feier mit ſeiner Familie beizuwohnen. Ich war dazu auch eingeladen worden, und es war mir ſehr merkwürdig, mit Wieland einmal in die Kirche zu gehen. „Was ich heute erlebe“, ſprach ich zu Sophie auf dem Wege, „das iſt einzig in ſeiner Art!“ — „Wie ſo?“ fragte ſie. — „Der Liebling der Muſen und Grazien, und dieſe mit ihm, in einer gemeinen Dorfkirche!“ erwiederte ich. — „Aber die Muſen und Grazien und ihr Liebling gehören jetzt zur hieſigen chriſtlichen Gemeinde und beobachten

nichts, als die gebührliche Ordnung.“ — „Freilich!“ ſprach ich weiter; „aber das eben iſt mir eine ſo eigene Erſcheinung, daß mir eine Menge von ganzen und halben Gedanken und Vorſtellungen darüber durch die Seele ſchwärmt.“ — „So theilen Sie mir doch einige davon mit, wenigſtens von den ganzen Gedanken und Vorſtellungen.“ — „Vielleicht wären die halben die intereſſanteſten.“ — „Meinethalb! Reden Sie nur!“ — „Das Beſte wird mir entwiſchen, wenn ich zu Ihnen rede. Ich bin ein Dorfkind, und kenne die Dorfkirchen, wie ſie meiſtentheils beſchaffen ſind. Nach meinem Gefühl iſt's eine Verirrung und ein ſchreiender Uebelſtand, wenn Sie und Wieland da hinein treten. Nur ein Muſentempel, oder ein Odeon, oder ein heiliger Hain von Lorbeer, Myrten und Roſen ſollte Sie bei Feierlichkeiten empfangen.“ — Sophie überraſchte mich mit einem plötzlichen Ernſt, womit ſie ſprach: „Das menſchliche Herz iſt mehr, als Sie zu wähnen ſcheinen. Eine Dorfkirche könnte es auch wohl um ſo mehr anſprechen, je ſchlichter ſie wäre. Manche Gefühle finden in Muſentempeln und dergleichen nicht ihre Heimath und ihre tröſtende Gottheit.“ — Hallt ſcholl uns ein Geſang entgegen. Der Cantor wandelte mit den Schulkindern auf einem Umgange ſingend zur Kirche. Die Kinder waren mit Kränzen und Blumen geſchmückt. Sophiens letzte Worte hatten meine Stimmung verändert; mich ergriff eine unwillkürliche Rührung. Wieland war mit

seiner Gattin still und langsam durch's Dorf gegangen und trat jetzt in die Kirche. Ich blieb vor der Kirchthür stehen und sprach leise zu Sophien: „Die Erinnerung an meine Kindheit durchdringt mich und mir ist, als hätte ich mein reinstes Glück auf immer verloren!“ — Sophie erwiederte nichts, als die Worte: „Kommen Sie, es ist Zeit!“ — Wir betraten die Kirche und bestiegen ein Chor, worauf Wieland mit den Seinigen kaum Platz fand. Die Kirche war eng und, wenn nicht ganz baufällig, doch der Ausbesserung sehr bedürftig. Und wie überfüllte sie sich mit Menschen! Nach einem kurzen Gesange mit schreiendem Orgelspiel und nach einem Altar-Gebete kam eine Kirchen-Musik, die ich nicht nach Verdienst beschreiben kann. Der Cantor dirigirte mit gewaltiger Lebhaftigkeit, und nicht wenig Bauern und Bauernbursche machten ein kräftiges Orchester, in welches der Cantor mit einem Sänger-Chor von Knaben hinein schrie. Wieland saß dabei gebückt und in sich gesenkt; er lag gewiß mit seiner ganzen Seele auf der Folter. Ein paar seiner Kinder fingen an zu plaudern und sich scherzhaft zu äußern; aber er untersagte es ihnen mit einem Blick, der eben so ernst als leidend war; Sophie saß von mir abgewandt. Endlich begann die Predigt; und welche Predigt! Doch, sie selbst enthielt über den Text Hebräer 10, 21—23 vielleicht manches Gute; aber wer konnte es vernehmen! Alles wurde mit einem so schwachen, einförmigen, unbeschreiblich seelenlosen

Töne abgeleiert, daß es unmöglich war, darauf länger als ein paar Augenblicke zu achten. Wieland warf öfters einen Blick dahin und dorthin, und versank dann wieder in sich selbst. — Die Kirche sey vorbei; wir gehen nach Hause. Unser Gang im Dorfe unter Kirchbesuchern Alt und Jung war still und ernst. Kaum im Freien, trat ich zu Wieland und sprach: „Wie gern Sie auch Ihr heutiges Opfer gebracht haben mögen, es war zu groß, wirkliche Aufopferung!“ — „Der Cantor“, erwiederte Wieland, „hat gewiß sein Aeußerstes geleistet, und der Pastor that vermuthlich auch sein Mögliches, und so müssen wir zufrieden seyn.“ Wieland äußerte sich über seine ausgestandene Qual gar nicht, so groß war seine Schonung und Milde. Sophie rieb sich die Ohren und sprach mit lebhafter Laune: „Die fatalen Mißtöne! sie wollen gar nicht wieder heraus; sie waren aber auch arg. Wenn in der guten kleinen Kirche öfters solche Instrumental- und Vokal-Musik ist, so muß sie darüber am Ende in kleine Trümmer zerfallen. Schade, daß die Stimme des Predigers der Musik und dem Gesange nicht entsprach! sie hätte sonst ungefähr der Stimme des verwundeten Mars im Homer gleichen müssen. Ueber dem Organisten-Spiegel hing die heilige Cäcilia; mich wundert fast, daß sie nicht auch im Wilde ohnmächtig wurde!“ — Man lachte, und Wieland sprach: „Kaum hätte ich gedacht, daß Sie mit so grellen Farben malen könnten. Aber fahren Sie nur

fort!“ — „Nichts mehr in dem Tone!“ entgegnete Sophie. „Ich war beim Eintritt in die Kirche zur Sentimentalität geneigt, die in ganz ſchönen Empfindungen hätte erblühen können; aber in welche Welt gerieth ich damit! Die Menſchenwelt kann mit ihrem Sinn und Treiben dem erlebten Unweſen in der Kirche öfters wohl gleichen.“

An der hintern Gartenmauer fand ſich eine Raſenbank unter hohen pyramidenförmigen Fichten, in deren Geſäuſel ſich ein Geplätſcher miſchte, womit die Ilm jenſeits der Mauer hinfloß. Hier traf ich Sophien an einem ſchönen Sommer-Abend allein. Sie war ſo in Gedanken verloren, daß ſie mich erſt bemerkte, als ich ihr bis auf wenige Schritte genaht war. Ich hatte Briefe von Frankfurt und Wien an ſie abzugeben, die ich über ihr Anſehen vergaß. „Ich ſtöre Sie wohl zur Unzeit?“ fragte ich, in kleiner Entfernung ſtillſtehend. Sie warf einen flüchtigen Blick auf mich und ſprach mit ſchwacher Stimme: „O nein!“ — Um ihr Auge und ihren Mund ſchwebte eine Trauer, die, ich weiß nicht wie, mein Inneres mehr aufregte, als niederſchlug. „Vergönnen Sie mir einen kleinen Erguß deſſen, was eben meine Seele füllt!“ ſprach ich. „Ich wüßte mir nichts Schöneres, Phantaſie und Gefühl ſo lieblich, zart und tiefſinnig Anſprechendes zu denken, als Sie hier auf dieſem Platze. Erſt jetzt empfinde ich ſeine Natur und Bedeutung. Mit Ihnen weilt hier die Einſamkeit in ihrem eben ſo ſeelenvollen und

ſtillen Weſen, und während die Najade an den ſanften Wellen der Ilm die verrinnende Zeit abzuzählen ſcheint, flüſtern in den Wipfeln der Fichten geheimnißvoll ätheriſche Genien.“ — Sophie ſtand mit einem Anflug von Rührung auf, reichte mir die Hand, und ſprach: „Freund, je ſchöner das iſt, was Sie ſagten, deſto ſchmerzlicher iſt es mir.“ — Ich erwiederte betroffen: „Nicht meine Worte und meine Empfindungen können Ihnen Schmerz verurſachen, denn ſie ſind Verehrung, die aus dem beſten Theile meiner Seele fließt. Sie nannten mich Freund; o! ich fühle es, daß ich es wirklich ſeyn könnte. Aber —.“ — „Nun!“ ſprach ſie. — „Ich werde nicht erfahren, was Sie hindert, ſo glücklich zu ſeyn, als Sie es vor Tauſenden Ihres Geſchlechts und Standes ſeyn könnten.“ — „Woher wiſſen Sie denn, daß ich unglücklich bin!“ fragte ſie in einem Tone, der meiner Empfindung nicht entſprach. — „Ich habe mich ſchlecht ausgedrückt!“ verbeſſerte ich. „Glücklich! das ſind Sie ja, im Uebermaaße; denn Glück iſt ein äußerliches Ding. Sie ſind auch noch mehr als glücklich; denn die Muſen und Grazien, die Sie mit ihren Schätzen überhäuft haben, ſind keine Glücksgöttinnen. Wenn ich jedoch Ihr Freund ſeyn dürfte, ſo würde ich inſonders auf Ihr Herz ſehen, und fragen: Was hindert Sie, glückſelig zu ſeyn!“ — Sophie ſprach hierauf mit herzlichem Tone: „Ich verſtehe Sie nicht. Aber da kömmt Vater Wieland.“ — Dieſer war in der

That uns ſchon nahe. Wir gingen ihm entgegen. — „Es wäre unverantwortlich", ſprach er, „eines ſo ſchönen Abends nicht zu genießen. Ich laſſe Sie nicht länger allein, weil ich mich ſeiner mit Ihnen erfreuen möchte." — „Ach!" erwiederte Sophie, „wiſſen Sie, was ich wohl möchte? Bis an meinen Tod bei Ihnen bleiben!" — „Bis an Ihren Tod!" entgegnete Wieland etwas entrüſtet. „Das iſt weit mehr, als ich verlange. Oder glauben Sie etwa, daß ich Methuſalems Alter erreichen werde! Da würden Sie bei mir am Ende freilich vor Laſt und Langeweile ſterben." — Sophie faßte ſich mit einer Kraft, womit ſie nach meinem Gefühle ſich Gewalt anthat, und ſprach wie leichthin: „Man ſagt zuweilen leicht, was man nicht ſagen wollte; oder es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen in die Aeolsharfe unſrer Seele, und erweckt wunderbare Anklänge. Das kann auch an einem ſchönen Abend geſchehen." — „Ei wohl!" bemerkte Wieland, „und ich erfuhr vorhin etwas Aehnliches. Als ich in die Lindenſchatten trat, war mir auf einmal, als wandelte ich in Delphi's heiligen Hainen, mit aller Sehnſucht meine Pſyche ſuchend." — „Sie ſcherzen, lieber Vater!" ſagte Sophie lachend. — „Und warum denn?" entgegnete Wieland. „Meinen Sie vielleicht, ich wäre der Empfindungen und Einbildungen Agathons gar nicht mehr fähig? Ich verſichere Sie, in allen verſchiedenen Perioden meines Lebens überfiel mich zuweilen

eine Sehnſucht nach den delphiſchen Hainen; ſie wehte auch, ich weiß nicht woher, wie ein Lüftchen in die Aeolsharfe meiner Seele, und erweckte darin wunderbare Anklänge." — „Das glaube ich gern", ſprach ich. „Was in Agathons Gemüth lag, und was er ſelbſt als ſein Innerſtes empfand, das war auch — wie ſoll ich ſagen? etwas ſo Hohes und Schönes, daß deſſen Verluſt durch nichts Anderes in der Welt erſetzt werden konnte. Von dem wahrhaft weiſen Archytas ſelbſt wurde dieſes, dünkt mich, anerkannt." — „Aber was ſagt Ariſtipp dazu!" fragte Sophie. — „Ich weiß nicht", antwortete Wieland, „ob Ariſtipp weiſer iſt als Archytas; ich zweifle daran. Oder meinen Sie, ich müßte in aller Rückſicht ſo ariſtippiſch ſeyn, als ich den Ariſtipp in ſeinen Briefen darzuſtellen habe!" — „Aber ſchwärmen können Sie doch nicht mehr!" erwiederte Sophie. — „O!" entgegnete Wieland, „wenn mich auch nichts als Liebe für die Menſchheit beſeelte, ſo könnte ich dabei doch zuweilen ſchwärmen. Und das habe ich gethan, das thue ich noch, und das werde ich thun bis zum letzten Hauch meines Lebens!"

Nach einer heißen Dürre im Auguſt ſtieg von Südweſt ein großes ſchweres Gewitter auf. Es war Nachmittags drei Uhr, und Alles verſammelte ſich im Gartenſaale. Langſam und mit vielen, zum Theil ſtarken Blitzen und Donnern nahte das Gewitter. Wieland's Familie

ſaß und ſtand einzeln und in kleinen Gruppen umher, und bei viel guter Faſſung verrieth ſich auch ein wenig bange Erwartung. „Bode ſagt“ *) — begann Wieland's älteſter Sohn — „alle Verfälle in unſerer Atmoſphäre, zum Beiſpiel heftige Donnerwetter, Wolkenbrüche, Orkane und ſo weiter, hätten im Ganzen nichts auf ſich, weil unſer ganzer Dunſtkreis verhältnißmäßig ſo unbedeutend wäre, als das Bischen Feuchtigkeit, was ſich an einem einfüßigen Erdglobus anlegt, wenn man ihn aus einem kalten in ein warmes Zimmer verſetzt!“ — „Mit Bode's Verhältnißmäßigkeit mag es ſeine Richtigkeit haben“, erwiederte Wieland. „Schade nur, daß wir armen Erdenwürmchen ganz unten in dem Bischen angelaufener Feuchtigkeit leben und weben, und daß ein Donnerwetter, Wolkenbruch und Orkan uns mit unſerer äußerlichen Habe leicht zerſchmettern, erſäufen und zerblaſen kann! und das hätte für uns doch immer etwas auf ſich.“ — „Freund Bode“, ſprach Sophie, „könnte mit gleichem Recht ſagen, daß es mit unſerer ganzen Erdkugel nichts auf ſich habe, weil ſie gegen das Weltall nur wie ein Sonnenſtäubchen ſey.“ — Hier begann Sturm und Regen. Das Gewitter war heftig, ging aber bald vorüber, und die Sonne trat aus dem letzten Gewölk mit verdoppeltem Glanz hervor. —

*) In ſeiner „Betrachtung des Weltgebäudes“.

„Nun iſt's Zeit, hinaus zu ſchauen!“ ſprach Sophie, und trat vor die halb geöffnete Saalthür. Ich ging ein paar Schritte weiter hin. Tief erdunkelnd wich das Gewittergewölk mit hin und her ſchießenden Blitzen und mit rollenden Donnern, als zürnte es mit erhabener Macht, und es hatte nur himmliſchen Segen herab geſchüttelt. Ein ſchöner Regenbogen krümmte ſich auf, mit unendlicher Luſt ſchweiften Schwalben hoch am Gewölk und im Glanze der Sonne, und Bäume und Büſche, Kräuter und Blumen regneten blitzende Tropfen herab. — „Sehen Sie!“ ſprach Sophie; „ich weiß nicht, was das Alles ſagt und andeutet. Wäre meine Seele auch noch ſo groß und noch ſo voll Kraft zu vernehmen, der Anblick und Geiſt der Natur bliebe ihr doch unerſchöpflich.“ — „Unſer Herz faßt das Beſte in unausſprechlichen Gefühlen!“ erwiederte ich. — Hier trat Wieland herbei. „Sagen Sie was Sie wollen“, ſprach Sophie mit plötzlicher Lebhaftigkeit; „unſer Erdenleben iſt am Ende wie ein Gewitter; wenn's vorüber iſt, ſo ſcheint uns eine ſchönere himmliſche Sonne, und unſre Seele fühlt ſich erquickt, wie dieſe Blumen hier!“ — „Recht ſchön!“ entgegnete Wieland. „Es thut mir jedoch leid, daß meine Sophie, die ſo fähig iſt, guten Menſchen dieſes Leben zu verſchönern, ſich ſo leicht davon abwendet.“ — Sophiens Gemüthszuſtand und die Urſach deſſelben war Wieland ohne Zweifel nicht mehr unbekannt. Sie wurde bald nachher

von einem Nervenfieber befallen, und ihr Tod war für Wieland der Anfang ſchwerer Prüfungen.

Einzelne Züge.

Wieland über das Sittliche.

Als Wieland einmal wieder die Erfahrung machte, daß man eine unſchuldige Aeußerung ihm zur Unſittlichkeit verdrehen wollte, ſagte er: „Wenn der Leſer einer ſolchen Rüge wahre ethiſche Scheu hat, ſo muß er Dem zürnen, der ihn durch Wiederholung deſſen, was er unſittlich nennt, beleidigt. Auch zeugt Dergleichen nur von der eigenen unreinen Phantaſie; denn es giebt beinahe keine Rede, die ein in Niedrigkeit verſunkener Geiſt nicht auf ſchändliche Weiſe zu ſeinem Sinnenkitzel benutzen könnte.“

Zurechtweiſung.

Wieland wurde bekanntlich von vielen jüngeren Literaten angefochten, die ihre erſte Gluth für Himmels-

ſtamme und ihre Ausſprüche für den Inbegriff aller Weisheit hielten. Einer derſelben ſchickte ihm einſt für ſeinen „Merkur“ einen Aufſatz, der gegen dieſe Zeitſchrift und Wieland ſelbſt gerichtet war. Dieſer ließ ihn zwar ohne vorläufige Antwort abdrucken, ſchickte dann aber dem Verfaſſer ſein Manuſcript zurück, nachdem er Folgendes darunter geſchrieben:

„Willſt Du von Deinen Lehren wiſſen:
Wieviel nur Wort, wieviel Gehalt?
Wirſt Du den Wunſch erfüllen müſſen:
Sey erſt ſo gut und werde alt.
Wenn Zeffein dieſes Lebens dann
So Willen Dir als Thal beſchränken,
Wenn's heißt: Wer darf ſtets, was er kann?
Wirſt mehr Du ſchau'n und minder kränken.“

Wieland und General Sebaſtiani.

Der bekannte franzöſiſche General und Diplomat Sebaſtiani beſuchte Wieland und überhäufte ihn mit großem Lobe über ſeine literariſchen Leiſtungen, wobei er beſonders hervorhob, daß Wieland der erſte deutſche Schriftſteller ſey und der deutſchen Sprache erſt Schwung und Würde gegeben habe. Den Gelobten verdroß es aber, ſich auf Koſten ſeiner Freunde Klopſtock, Leſſing,

Herder und Goethe lobhudeln zu hören und er wurde übellaunig. „Haben Sie denn", fragte er endlich den Sprecher, „die Autoren geleſen, über welche Sie ſo den Stab brechen?" — „In einer Ueberſetzung", entgegnete Sebaſtiani. — „Nun wohl! ich leſe ſeit vierundſechzig Jahren alle franzöſiſchen National-Schriftſteller im Original und wage kein ſolches Urtheil." — Das war Deutſch geſprochen von Wieland, und Sebaſtiani wird ſpäter wohl unter den auswärtigen Angelegenheiten die der deutſchen Literatur als die widerwärtigen betrachtet haben.

Klopſtock.

Klopſtock in Schulpforte.

Klopſtock brachte bekanntlich einen Theil ſeiner Jugendjahre in Schulpforte zu. Unſtreitig hat der Aufenthalt daſelbſt, die romantiſche Schönheit der Gegend, ſo wie ſeine dortige Lage auf den Geiſt des Dichters mächtig eingewirkt. Ich weiß nicht, ob man ſchon damals ahnte, was nachher aus ihm wurde. Schwerlich aber ließ er ſelbſt viel davon laut werden, daß er ſich mit der deutſchen Poeſie beſchäftige. Denn dort, wo das Drechſeln griechiſcher und lateiniſcher Verſe über Alles galt, war es noch lange nach ihm das Schimpflichſte, was man von einem Schüler ſagen konnte: „Er lieſt deutſche Bücher!“ — Indeſſen heißt ein Spazierweg, welchen Klopſtock oft zu beſuchen pflegte, daher noch immer der Poetengang. — Auf dem alten, jetzt außer Gebrauch gekommenen Carcer in Pforte, mitten unter

den Namen und Kunſt-Denkmalen, wodurch ſich ſeine Bewohner eine Ewigkeit an der Wand bereitet haben, ſtehen folgende Verſe von Klopſtock's Hand ſtatt ſeines Namens:

„Mich ſchreibt die Nachwelt einſt in ihre Bücher ein,
Drum ſoll mein Name nicht bei dieſen Namen ſeyn;
Löſcht dieſe Worte weg, ſo bald Ihr ſie geſehen,
Und ſprecht: So werden wir dereinſtens auch vergehen."

v. R.

Erinnerung an Klopſtock.

Als Klopſtock noch auf der Fürſten-Schulpforte war, zeigte ſich ſchon ſein poetiſches Genie, und er fertigte bereits damals verſchiedene vortreffliche Gedichte in lateiniſcher und deutſcher Sprache. — Er wurde tödtlich krank und Jedermann zweifelte an ſeinem Aufkommen. Er empfand bei ſeiner Zubereitung zum Tode eine beſondere Freudigkeit, wenn er an das Erlöſungswerk Jeſu Chriſti dachte, und ſagte: „Ja, mein Heiland! wenn es dir gefällig iſt, mir das Leben zu ſchenken, ſo will ich es, dich zu beſingen, anwenden!" — Er wurde geſund, und entwarf ſchon auf der Schule den Plan und den Anfang des „Meſſias".

Als ihn im Jahre 1767, im Juli, ein junger Gelehrter aus Leipzig, in Hamburg — wo er bei dem Paſtor Alberti, am Katharinen-Kirchhofe, wohnte — beſuchte, ſprach er von jenem Muſen-Sitze und von Gellert mit Entzücken. Auf die Frage: ob er die Welt bald mit dem dritten Bande des „Meſſias" erfreuen würde? antwortete er: „Dieſe Frage iſt ſchon viele hundert Mal an mich geſchehen. Meine Geſundheit iſt ſchwach, und die Empfindungen der Freude, die ich in dieſem Bande zu beſingen habe, ſind ſo ſtark und ſchwer, daß meine Einbildungskraft bis zum Krankwerden angegriffen wird." — Den Grafen von Bernſtorff nannte er den beſten Miniſter auf der Welt, und ſprach von einer Sammlung ſeiner Oden, die er nächſtens werde herausgeben, ſo wie auch Abhandlungen über die alte celtiſche und cimbriſche Mythologie, die noch größere Ideen als die heidniſche habe. " —.

Kaiſer Joſeph und Klopſtock.

(Briefliche Mittheilung vom Jahr 1782.)

Aus dem „Mercure de France" las mir jüngſt eine Freundin den Artikel: „Francfort, le 12. Avril" vor:

„On dit que Mr. Klopstock, l'un des plus celèbres poëtes de l'Allemagne, a envoyé à l'empereur

une ode à la louange de nouvelles reformes, qu'il vient de faire, et que S. M. J. n'en a pas permis l'impression, mais a envoyé 50 ducats à l'auteur."

Wenn ich auch dieſes „on dit" für nicht mehr und nicht weniger gelten laſſe, als für ein irrendes munkelndes Geſchwätz, was die Akademiſten in ihren gelehrten Zuſammenkünften, und die unakademiſchen Schöngeiſter auf dem Café ſich mit Erſtaunen oder Naſerümpfen in und außer Frankreich in die Ohren raunen, ſo fordert es doch jetzt, da dieſes Geſchwätz durch den „Mercure de France" zum öffentlichen Gerüchte gedruckt, und, wie man mir ſagt, auch in auswärtigen Zeitungen rumoret, die Ehrlichkeit von mir, der ich in der Sache ſelbſt mit die Hand hatte, daß ich dieſem ruchbaren Geſchwätze widerſpreche und aus Ehrfurcht für meinen Kaiſer und zu Ehren meines Freundes hiermit öffentlich darthue, daß oben angezeigtes Merkur-Anekdötchen je Zeile für Zeile unwahr, falſch und grade im Gegenſatze wahr iſt.

Im Gegenſatze wahr, daß Klopſtock ſeine Ode dem Kaiſer eingeſchickt hat. Er verbat in dem erſten Briefe ausdrücklich die Uebergabe in ſeinem Namen. Sie ſollte nur für den kleinen Kreis ſeiner hieſigen Freunde und Freundinnen und — nur wenn ſie Gutes ſtiften könnte — auch für Andere ſeyn. Noch ſchrieb er mir unterm 30. Januar, da ich ihm gemeldet, daß man Miene machte, ſie denn doch zu übergeben: „Um Alles, was den Muſen je

heilig geweſen iſt, verhindern Sie das auf alle Weiſe; laſſen Sie es die Frau v. ... hindern; laſſen Sie *** in Ketten und Banden legen, wenn er ſich nicht geben will. Hindern Sie, daß die Ode vom Ober-Mönche dem Kaiſer nicht aufgedrungen werde."

Falſch, daß Klopſtock den Kaiſer lobte. Klopſtock ſtellte lebendig die Thaten dar, die unſer Kaiſer, und wer vor ihm? — that, gethan hat: die Prieſter-Macht beſchränkt, die Leibeigenſchaft und den Frohndienſt aufgehoben. Wenn die That lobt, lobt den der Dichter, der die That einſchreibt?

Im Gegenſatze wahr! daß der Kaiſer dieſe Ode vom Drucke zurückgewieſen. Wer durfte, außer Matt und mir, dieſe Ode dem Drucke bieten? Auf wiederholte Anforderungen an mich lieh ich ſie nicht her, weil ich es für eine Impertinenz halte, eine Handſchrift ohne Willen oder Erlaubniß des Verfaſſers durch die Preſſe zu verbreiten; wenigſtens hat Klopſtock uns nicht durch ein einziges Wort dazu veranlaßt.

Falſch, unwürdig falſch, daß der Kaiſer einem Klopſtock für eine Ode, die er belohnenswerth fand, funfzig Dukaten ſollte verehrt haben. Ich möchte wiſſen, wie viel der König von Frankreich einem der berühmteſten Gratulanten, die unlängſt dem Dauphin ein Genethliakon bei der hohen Wiege leierten, geſchenkt hat? Klopſtock ſingt für keine Münze, wenigſtens hat er es durch ein Leben von funfzig Jahren dargethan, daß keine Fürſten-

gnade ihm auch nur einen Saitengriff abzuſchmeicheln vermochte. Wer kann mir widerſprechen? — und unſer Kaiſer thut entweder nichts, oder er thut, was oder wie es ſeiner würdig iſt. Hier hat man ſich doch wenigſtens mit einer anſtändigen Sage getragen: Der Kaiſer würde Klopſtock nach Wien einladen, um ihn kennen zu lernen.

Unwahr endlich: daß „Mr. Klopstock l'un des plus celèbres poëtes" iſt. Die Nation hat ihn ſchon längſt für den erſten erklärt und eben deswegen, meine Herren Franzoſen, weil ſeine Werke Ihnen ſchlechterdings unüberſetzbar ſind, iſt er le plus celèbre poëte de l'Allemagne.

Dieſes zu meines Kaiſers und meines Freundes Ehren bezeuge ich hiermit öffentlich mit dem ſtrengen Ernſte der Wahrheit, welcher der tiefſte Zug im Charakter deutſcher Nation iſt.

Klopſtock und Frau von Genlis.

Frau von Genlis erzählt ihr Zuſammentreffen mit Klopſtock ganz — wie eine Franzöſin. — Im fünften Theil ihrer „Memoires" heißt es: „Ich reiſete von Berlin nach Hamburg und trat bei meiner Nichte Matthieſen ab. Hier erhielt ich einen Beſuch von Klopſtock. Es giebt

Schriftſteller und Dichter, deren erſte Unterhaltung für gewiſſe Leute unausſtehlich iſt. Sie wollen nicht ſo ſehr die Bekanntſchaft derer machen, zu denen ſie kommen, als ihnen zeigen, wer ſie ſind, was ſie wiſſen, und wie groß ihre Gelehrſamkeit, ihr Geiſt, ihr Genie, ihr Talent iſt. Eben dieſe Erfahrung machte ich bei Klopſtock. Ich werde es nie vergeſſen, was der Sänger des „Meſſias“ für eine Figur ſpielte, als er das erſte Mal bei mir einſprach. Ich wohnte bei dem Prediger Wolters. Klopſtock ließ ſich melden; ich nahm ihn an und empfing ihn allein mit meiner Nichte. Es iſt mir noch wie heute; ich ſehe einen kleinen alten, hinkenden, ſehr häßlichen Mann eintreten. Ich ſtehe auf, gehe ihm entgegen und führe ihn zu einem Armſeſſel; er nimmt ſchweigend Platz, nimmt eine nachdenkende Miene an, ſchlägt die Beine über's Kreuz, rückt tief in den Lehnſtuhl und macht es ſich bequem, als habe er Luſt, recht lange in dieſer Stellung zu bleiben. Jetzt öffnet er den Mund, huſtet, und mit lauter, kreiſchender Stimme fragt er mich: „Madam, wer ſchreibt, Ihrer Meinung nach, beſſer in Proſa, Voltaire oder Büffon?“ — Dieſer Eingang, nicht zu einer Unterhaltung, ſondern zu einer literariſchen Unterſuchung, verſteinerte mich, und Klopſtock, dem gewiß nicht ſo ſehr daran gelegen war, meine Meinung zu erfahren, als mir die ſeinige mitzutheilen, fuhr fort: „Was mich betrifft, ſo entſcheide ich für Voltaire, und gebe meine Gründe an.

Der erſte iſt —.“ Und ſomit trug er zwölf Gründe weitläuftig hinter einander vor. Dann unterhielt er mich von ſeinem Aufenthalt in Dresden und in Dänemark, von allen Ehrenbezeugungen, die er erhalten, und von einer franzöſiſchen Ueberſetzung ſeines „Meſſias“, womit ein Emigrant ſich beſchäftige. Während der ganzen Zeit fand ich nicht Gelegenheit, mehr als fünf bis ſechs einſylbige Wörter: Ja! So! Ei! Schön! und ſo weiter einzuſchieben. Und dennoch, als mich Klopſtock nach vollen drei Stunden verließ, machte er bei einem Freunde viel Rühmens von meiner Unterhaltungsgabe, und hatte mich äußerſt geiſtvoll und liebenswürdig gefunden. Dies Lob zu verdienen, hat mir (wie man ſieht) nicht viel Mühe gekoſtet.

S. H. Catel.

Die ſehr eitle Frau Gräfin von Genlis ſchrieb ihre Memoiren nach Klopſtock's Tode und man würde, was ſie über den deutſchen Dichter ſagt, nicht berichtigen können, wenn nicht die obige Aeußerung, die ich in einem Journal veröffentlichte, Anlaß gegeben hätte zu einem Schreiben, welches die Redaktion von einem Hamburger Senator empfing. Dieſer giebt Erläuterung in ſolcher Weiſe:

„Daß Klopſtock die Genlis beſucht hat, iſt richtig, es geſchah aber auf ihren Wunſch. Unſer Dichter hat darüber öfter geſprochen und ich war dabei als er darüber ſprach.

Nach der Begrüßung leitete die Frau Gräfin die Unterhaltung gleich auf die franzöſiſche Revolution. Sie hatte verſucht, mit den in Hamburg befindlichen Emigranten Verbindungen anzuknüpfen, was aber mißlungen war, weil ſie bekanntlich an den Pariſer Greuelthaten lebhaften Antheil genommen und dabei im Eifer für Orleans-Egalité alle Weiblichkeit verleugnet hatte. Jetzt, ſagte die Fama, lag ihr hauptſächlich daran, nach Paris zurückkehren zu dürfen, und die Emigranten hielten ſie bereits für ein Werkzeug der Spionerie. Dieſe Stimmung gegen die Genlis machte ſich ſo laut, daß auch Klopſtock ſie kannte, als er ihrem Wunſche nachgab und ſie beſuchte. Ihre Aeußerungen nun waren der Art, daß ſie offenbar Klopſtock für ſich gewinnen wollte, und dennoch geſchah dies in zweideutiger Geſchicklichkeit. Sie rechtfertigte ihrer Meinung nach ihr Betragen bis zum Jahre 1793 mit dem Einfluß der Familie Orleans, der ſie Anhänglichkeit ſchuldig geweſen ſei, verſicherte, Orleans-Egalité habe es ehrlich gemeint mit der Republik, weshalb ſie auch ihrem Zögling, dem vormaligen Herzog von Chartres,*) ſtets rathen würde, die Krone Frankreichs, ſelbſt wenn ſie ihm angeboten würde, nicht anzunehmen. Zuletzt berief ſie ſich darauf, daß Klopſtock ebenfalls ſich für die franzöſiſche Revolution begeiſtert und von dem Convent das franzöſi-

*) Später König Louis Philipp.

ſche Bürgerrecht dafür empfangen habe. „Ich ſaß wie auf Kohlen", ſo erzählte Klopſtock, „fühlte mich immer gedrungter und hätte mich am liebſten ſtill entfernt. Das ließ ſich nicht bewerkſtelligen, ich entgegnete alſo auf die Lobrede, die ſie ſich ſelbſt hielt, nichts weiter als: „Frau Gräfin, erinnern Sie mich nicht daran, daß ich meine Hoffnungen für die Menſchheit an Männer geknüpft hatte, die zu Unmenſchen geworden ſind!" Da ſie aber doch nicht aufhörte, jene Saite weiter tönen zu laſſen, begann ich von meinen derzeitigen Beſchäftigungen und dann von berühmten Schriftſtellern der Franzoſen zu ſprechen. Ich vertheidigte Voltaire, gegen den ſie geſchrieben hat, einigermaßen wider die Uebertreibungen der Genlis und vertiefte mich ſo in Vergleichungen, daß die Zeit des Beſuches darüber verfloß und ich mich verabſchieden konnte, froh, daß der anfängliche Stoff des Geſprächs, bei dem übrigens Frau von Genlis in der Beredtſamkeit meine Bewunderung erhielt, nicht weiter ausgeſponnen wurde." — Die Behauptung, Klopſtock verdiene mehr Glauben als die Genlis, wird wohl bei den Deutſchen nicht in Frage ſtehen."

S. H. Catel.

Thümmel.

Ein Nachmittag bei Thümmel.

Von Dr. Ernſt Weidemar.

Die erſte geiſtige Bekanntſchaft mit dieſem höchſt liebenswürdigen Günſtling der Grazien und Muſen machte ich nicht, wie ich billig geſollt hätte, durch ſeine „Wilhelmine“, noch durch „die Inokulation der Liebe“, ſondern, wie ſo Viele, die, über Wieland's „Oberon“ entzückt, eine Zeit lang faſt alles andere Schöne vergaßen, weit ſpäter durch ſeine „Reiſe in's ſüdliche Frankreich“. — Als der erſte Theil dieſes genialen Werkchens erſchien, und ſo, daß Niemand wußte, wo er herkam, lebte ich in einer Gegend, die recht eigentlich dazu geſchaffen iſt, dergleichen Nektar und Ambroſia zu genießen. Ich darf nur den Namen

Deſſau nennen, um in der Phantaſie der Leſer ſogleich das lachende Bild eines großen engliſchen Gartens hervor zu zaubern. Dort war dem durch Baſedow geſtifteten Philantropin ein fürſtliches Palais eingeräumt, worin früher nicht nur der ſentimentale Matthiſſon, ſondern meine dichteriſche Wenigkeit die Geſchenke und Gaben der holden Pierinnen mit allem möglichen Anſtande bei ſich willkommen heißen konnte.

Früh an die ewig jungen Meiſterwerke der Alten gewöhnt, wie auf die vorzüglichſten Geiſter Englands und Frankreichs mit Liebe aufmerkſam, war ich in meiner deutſchen Lektüre bereits mehr als gewählt, ich möchte ſagen, eigenſinnig. — Bei dieſer Richtung des Geſchmacks, die — ich geſtehe es — gegenwärtig noch ungleich weniger nach der Mode ſeyn dürfte, als ſie es in den unvergeßlichen Tagen Friedrich's und der heiteren Jugend war, verſprach ich mir von dem erwähnten erſten Theil der Thümmel'ſchen Reiſe eben nicht viel Beſonderes; und dies um ſo weniger, da ich bei dem flüchtigen Durchblättern deſſelben — auch Verſe witterte. Jedoch gönnte mir die Parze, als das neue Thümmel'ſche Geiſteskind aus dem Buchladen eben bei mir angelangt war, einen von jenen wonnevollen philantropiſchen Nachmittagen, wo ich, frei von allen läſtigen Geſchäften der wenig reizenden Göttin Erzieherin, an den paradieſiſchen Ufern der Elbe und Mulde ganz

mir ſelbſt leben konnte. Ich wanderte alſo, ohne ſie noch zu kennen die ſchlaue und doch liebenswürdige Margot mit mir führend, auf den ſogenannten Sielizer Berg, der, obſchon für einen Sohn des Harzes ſo gut wie kein Berg, doch zum Erſatz für einen Roßtrapp oder Rehberger Graben dem Luſtwandelnden eine der entzückendſten Ausſichten auf den breiten Silberrücken der majeſtätiſchen Elbe gewährt.

Hier war es, wo Herzog Franz, der Allgeliebte, von einer gefährlichen Krankheit geneſen, der Hygieia einſt aus Dankbarkeit einen zwar kleinen, aber ſehr geſchmackvollen Tempel errichten ließ. In der Mitte dieſes ländlichen Heiligthums durfte ich, ohne auf das Prieſterthum der Himmliſchen je die geringſten Anſprüche gemacht zu haben, dennoch gemächlich Platz nehmen. Ich zog mein Bändchen aus der Taſche, und dachte, indem ich es prüfend in der Hand wiegte, wie Mancher ſeinen Dukaten, ein wenig vornehm: „Nun, ſollte auch das Buch nicht viel taugen, dieſe Gegend bleibt ja darum nicht minder bezaubernd!“

Allein wie groß und angenehm war meine Ueberraſchung, als ich in meinem geliebten Begleiter nicht bloß den feinſten und geſchmackvollſten Weltmann, ſondern zugleich den glücklichſten und eleganteſten Dichter, ja noch mehr, ſelbſt den geiſtreichſten und gewandteſten Philoſophen für das Leben

entdeckte. Ich las und las, und konnte nicht aufhören zu leſen, als bis ich an die letzte Seite eines Werkchens gelangte, das mich mit magnetiſcher Allgewalt an ſich feſſelte. „O warum", ſo ſeufzte ich an dem viel zu früh eingetretenen Ziele; „o, warum ſingt und erzählt und philoſophirt dieſer beneidenswerthe Sterbliche nicht fort, wie die ruhigen Wellen jenes langſam wandelnden Stromes ſich unaufhörlich fort bewegen!"

Ich war, beſonders nachdem ich im dritten Theile das erſte Meiſterſtück deutſcher Beredſamkeit weniger geleſen, als eingeſchwelgt hatte, lauter Begeiſterung für den glücklichen Schöpfer und im eigentlichſten Sinne des Wortes voller Entzücken über ſein Werk. Ich empfand von Stund' an nicht nur den innigſten Wunſch, nein, die heißeſte Sehnſucht, einen ſo überaus liebenswürdigen Meiſter von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen; denn ich hielt dafür und vermochte es einer geheimen Ahnung nicht abzuſtreiten, daß er, gleich dem Günſtlinge Mäcens, durchaus ſo ſeyn müſſe, wie ſein Buch. — Allein es vergingen beinahe achtzehn Jahr, bevor mir dieſer erſehnte Herzensgenuß gewährt wurde. Endlich fügten es die Himmliſchen in dem Jahre 1808 ſo glücklich, und an einem Orte, wo ich am wenigſten darauf rechnen zu dürfen glaubte. Dieſer Ort war kein anderer, als das bekannte, in der ſchönſten Gegend

des reizenden Thüringer Waldes, unweit Gotha befindliche Schnepfenthal.

Wie ich dort hinkam! iſt eine Frage, die hier füglich unberückſichtigt bleiben kann, da in dieſem Aufſatze zunächſt nur von Thümmel und nicht von dem Erzähler die Rede ſeyn ſoll. Weniger überflüſſig ſcheint (mindeſtens für Leſer, welche der Gegend nicht kundig ſind) die Bemerkung: daß das Städtchen Sonneborn, wo ſich unſer Dichterphiloſoph am Abend ſeines Lebens gewöhnlich aufhielt, nicht viel über eine kleine Meile von Schnepfenthal entfernt liegt. Mir armen Sterblichen, von der böſen Sieben Hypochondrie leider weit mehr beengt, als Thümmel's Held, war aber davon im Gedränge des Lebens keine Sylbe kund geworden; man denke ſich alſo das freudige Erſtaunen, welches ich bei dieſer ganz unerwarteten Entdeckung empfand!

Durch den Erſten, der ihn ſprach, ließ ich dem Längſterſehnten mit dieſen Worten meinen merkurialiſchen Gruß entbieten: „Ich bewunderte zwar über ein reichliches Dutzend vaterländiſcher Schriftſteller, liebte aber von ganzem Herzen eigentlich nur ihrer Drei; und dieſe Drei hießen: Thümmel, Wieland und Lichtenberg.“ Kaum hatte der joviaiſche Dichter dieſe ſcherzhafte Aeußerung, die ſo viel Ernſt enthielt, von meinem Abgeſandten vernommen, ſo verlangte er auch das Warum! von der Sache zu

wiſſen. Ich ſäumte nicht, es ihm unverzüglich in vier gereimten Zeilen zu geben, die flüchtige Anſpielungen auf ein paar der intereſſanteſten Stellen aus ſeiner Reiſe enthielten. — Jetzt ward ich von ihm zu einem heitern Mittagsmahl eingeladen. Hätte man mir auch nicht zuvor geſagt, daß er, wie faſt alle geiſtreiche Männer ohne Ausnahme, kein Verächter mundender Schüſſelchen, ſo wenig, als des Sorgen verſcheuchenden Gottes, ja bei einem guten Glaſe Wein erſt doppelt und dreifach Thümmel wäre, ſo würde ich das aus der freundlichen Farbe ſeiner Lebensphiloſophie unſchwer ſchon von ſelbſt errathen haben. Aber:

Lugete, o Veneres, Cupidinesque,
Et quantum est hominum venustiorum!

Die Göttin Erzieherin hatte bei dieſer Gelegenheit, wie ſo oft in meinem Leben, wenig Erbarmen mit meinem innern Menſchen, und ſtrich mir eine Hoffnung, deren Erfüllung ich nach den unvergeßlichen Träumen der Kindheit für die erſte aller Seligkeiten halten mußte. Anſtatt mit dem Ariſtipp von Sennebern ſokratiſche Becher zu leeren, mochte ich, während die Sonne culminirte, mit Adam Rieſe zu Schnepfenthal an proſaiſchen Zahlengerippen nagen! Alles, was ich von der pädagogiſchen Zuchtmeiſterin erhielt, war, daß ich die Alltagsfeſſeln für einen Nachmittag abſchütteln, und dann nach Sennebern

traben durfte, um mit dem Auserwählten meiner Seele das helle Stündchen zu feiern.

Ich eilte, nein, ich flog zu ihm, den ich Jahre lang mit einer Anhänglichkeit und Herzlichkeit geliebt hatte, wie nur wenige selbſt meiner vertrauteſten Freunde. Ein kleines Männchen, ſchon in den Siebzigern, aber mit der heiterſten, freundlichſten Miene, und mit einem Auge ſo lebendig und ſprechend, als ich es je an einem Jünglinge bemerkte, kam mir mit Güte und Wohlwollen entgegen. Und doch was für gewaltige Klippen hatte das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre zwiſchen uns Beiden befeſtigt! Er war von Adel, ich nicht. Er hatte im Staate anſehnliche Aemter bekleidet; mir hatte Fortuna nur ſubalterne Privatrollen zugetheilt. Er beſaß ein eigenes Landgut; ich durfte auf der weiten Erde die Scholle nicht mein nennen. Ihm ſtand der Eintritt zur großen Welt offen; gegen mich that ſelbſt die kleine mitunter vornehm. Sein Schriftſteller-Ruhm ging durch ganz Deutſchland; ich hatte nie dergleichen geſucht und dachte: o beata obscuritas! Und über dies Alles ſchien er dennoch an Figur ein Kind gegen mich, ich aber mit meinen richtigen ſechs Fuß ein Rieſe gegen ihn.

Wie manchem Berühmten möchte nicht ſchon dieſer letzte Umſtand das Concept mächtig verrückt haben! denn gewiß nur ſelten blickt ein Bewunderter gern von ſich

in die Höhe. — Thümmel, der längſt gemerkt hatte, daß in dem großen Körpergebäude das Oberſtübchen doch wohl nicht ſo ganz ſchlecht meublirt ſeyn müſſe, forſchte geſchwind nur nach, ob auch auf dem linken Flügel deſſelben nicht ſtatt des Herzens etwa das Einmal-Eins ſchlage, oder die Aeols-Harfe der Aftergenies ihr monotoniſches Spiel treibe. Alles Uebrige, und hätte es mit ſeiner eigenen Perſönlichkeit noch tauſend Mal mehr contraſtirt, als dies wirklich der Fall war, ging den edlen, über jede gewöhnliche Rückſicht erhabenen Mann durchaus nichts an. Er ſtand, nachdem er mich ganz ergründet zu haben glaubte, herzlich, wie ein älterer Bruder vor dem jüngeren, und mit einer Liebenswürdigkeit zum Malen mir gegenüber.

Gewohnt, ſich ſtets den Kaffee ſelbſt zu brauen, ſchritt er nach dieſem freundlichen Empfange ſogleich zum Werke. Er war ſo behende bei dem kleinen häuslichen Geſchäft, daß es an einem Siebziger allerdings Bewunderung erregen konnte. Ein äſthetiſches Fäntchen, das einſt dieſer Brauerei zuſah, rief deshalb in Extaſe: „Der Verfaſſer der ſchönſten Reiſe iſt doch claſſiſch in Allem, ſelbſt in der Bereitung des Levantiſchen Tränkchens!“ Aber er kam ſchlecht damit bei ihm an, der eben nicht über jede Kleinigkeit beräuchert ſeyn wollte. — „Das gemahnt mir“, erwiederte der Geſchmeichelte (wohl nicht ohne Urſach ein wenig altfränkiſch im Ausdruck), „wie das Lob jenes

Jagdhundes, den mir ſein Herr, ein Oberförſter, aus allen Prädikamenten verrühmte und dann ſeinen Päan folgender Weiſe ſchloß: „Glauben Sie es nur, es iſt eine ganz unvergleichliche Beſtie, er frißt auch Talg!“

Um den Genuß des Kaffees zu würzen, gab er mir etwas aus ſeiner „Wilhelmine“ zum Beſten, von der er gerade eine neue Ausgabe veranſtaltete. Doch das Verleſen — wer ſollte dies von einem ſolchen Meiſter in der Eleganz erwarten? — war leider ſeine Stärke nicht. Er las vielmehr mit einer ſchier unleidlichen Monotonie. Von Jugend an der abgeſagteſte Feind derſelben, und in dieſer mit Unrecht vernachläſſigten Kunſt ungleich beſſer geübt als er, hatte ich wirklich alle Mühe, ihm das Büchelchen nicht abzufordern, um mir die geiſtreichſten Schönheiten nicht durch ihren eigenen Erfinder verleiden zu laſſen. — Ich glaube, daß ich ſo etwas dreiſt hätte wagen dürfen; denn er gab mir im Verlauf unſers Geſprächs einen ſo merkwürdigen Beweis von ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit, daß ich ihn als die ſchönſte Lobrede auf ſeinen Charakter hier nicht verſchweigen darf. Wir kamen nämlich, wie ſich vermuthen läßt, ſehr bald auf ſein Hauptwerk zu ſprechen. Er erzählte mir, wie er, nach dem mit Göſchen abgeſchloſſenen Contrakte, das Manuſcript poſttäglich und bogenweiſe zur Druckerei abgeliefert, und mit wie inniger Liebe er überhaupt daran gearbeitet habe. Oft ſey

er ganze Nächte dabei aufgeblieben, und dann nicht wenig über ſich ſelbſt verwundert geweſen, wenn der Diener am Morgen mit der Frage bei ihm eingetreten wäre: ob er noch nicht zu frühſtücken befehle! — Ich geſtand ihm offen und ehrlich, daß ich, der die Geſundheit ſtets höher ſchätzte, als den Ruhm, mir das nicht nach zu thun getraue; daß mir aber der grenzenloſe Enthuſiasmus, womit ich ſonderlich die drei erſten Theile jener Reiſe geleſen hätte, eine Verwandtſchaft des Geiſtes wie des Herzens und der Phantaſie mit ihrem Verfaſſer voraus zu ſetzen ſchiene, bei der ich Vieles gerade ſo und nicht anders geſchrieben haben würde, wenn mir das Glück der Unabhängigkeit und der Umgang mit der eleganten Welt in ſo reichlichem Maaße zu Theil geworden wäre, als ihm ſelbſt. Leſer, welche mit den Schriften des Unvergleichlichen längſt bekannt ſind, fragen ſich bei dieſer großen Unbefangenheit vielleicht: ob Thümmel wohl nicht ſatiriſch dazu gelächelt habe? Mögen Sie von meiner Anlage zur Satire halten, — was Sie können; ſo viel richtigen Takt für ihre Aeußerungen als nöthig iſt, ſolche ſelbſt aus der weiteſten Ferne zu wittern, werden Sie mir hoffentlich zutrauen. Nun denn, um mich an Beſcheidenheit nicht von den Beſcheidenſten übertreffen zu laſſen, muß ich freilich verſchweigen, wie er ſich bei dieſer Gelegenheit äußerte; daß es aber anders, wie ſatiriſch war, dafür bürgt — die ſtrengſte Wahrheit.

Als wir mit einander auf die Literatur überhaupt, und von ihr auf ſo manche andere Erſcheinungen des Lebens zu reden kamen, hatte ich das Vergnügen, das Urtheil eines der geiſtreichſten Sterblichen faſt überall auf meiner Seite zu ſehen. So erinnere ich mich, daß ich ihm unter Anderem die Frage vorlegte: ob ihm die Väter in der Regel nicht mehr auf die Töchter, ſo wie die Mütter auf ihre Söhne und umgekehrt zu halten ſchienen; und ob ſich in die Gefühle der reinſten Zärtlichkeit zuletzt nicht doch auch unvermerkt die Liebe des Geſchlechts mit einmiſche? — „Ei, das verſteht ſich“, war ſchnell ſeine Antwort; „nur ſind die Wenigſten Pſychologen genug, um eben das zu merken, was wir gemerkt haben. Ohne den Söhnen Unrecht zu thun, weiß ich, daß mein Herz jederzeit für die Töchter um ein Merkliches zärtlicher ſchlug. Und wer über eine ſolche Entdeckung erſchrecken oder ſie mißbilligen kann, vergißt, daß es die Natur ſelbſt ſo und nicht anders gewollt hat.“

Während dieſer und ähnlicher Geſpräche zeigte er mir ſein ganzes kleines Reich und deſſen Herrlichkeit. Sonnebern liegt, wie Horazens Sabinum, in einem Thale, aber in einem geräumigern; denn es läßt die Ausſicht auf einen großen Theil des Thüringer Waldes, und auf ſeinen Brocken, den Inſelsberg, offen. Der Herr Abbee Cap Martin de Chaupy hat ſich vergeblich gearbeitet,

um aus dem Meierhofe des römischen Dichters eine von jenen wundervollen Villen zu machen, welche Cicero sehr sprechend die Augen Italiens (Ocellos Italiae) nennt. Eben so eitel würde es seyn, wenn man von Thümmel's Landgütchen nicht ehrlich eingestehen wollte, daß mehr als ein Altenburger Bauer ein größeres und schöneres besitzt. — Allein wie glücklich und heiter lebte der geistreiche Mann darin selbst während des Alters! Wie der Greis von Teos die Stirne mit Rosen umkränzt, kann man auch von ihm sagen, daß er die goldene Aphrodite und die fröhlichen Gaben des Rebengottes so lange besungen hat, bis ihm der Genius des Lebens die Fackel kehrte. Wenige Jahre vor seinem Tode las ich noch ein Liedchen auf eine schöne Frau von ihm, das einem Tibull Ehre gemacht haben würde.

Indem wir mit einander sein ländliches Revier umgingen, erzählte er mir mit traulicher Umständlichkeit die Geschichte manches unter seinen dichterischen Auspizien entstandenen Wirthschaftsgebäudes. Meine Wenigkeit, die sich eine Zeit lang, mehr um Alles zu versuchen, als aus wirklicher Neigung, sehr ernstlich mit der prosaischen Mathematik beschäftigt hatte, bemerkte aber nur zu wohl, wie nicht selten der unbefangene Dichter von dem egoistischen Baugeiste über's Ohrchen gehauen war. So fand ich die Summe, welche er auf eine Art von Wagenremise

verwendet zu haben versicherte, und worauf er einen besonderen Werth zu legen schien, beinahe um die Hälfte zu groß. Man kann also aus einem Sprüchworte künftig deren zwei machen, und füglich auch sagen: wenn die Dichter bauen, haben die Kärrner zu thun!

Bei der Rückkehr in das Wohngebäude machte er es ganz nach Art auch der geistreichen Frauen; er führte mich oben wie unten fast in allen seinen Zimmern umher. Meiner Meinung nach mußte das unter allen das merkwürdigste seyn, wo die einzig unterhaltenden Romänchen von der Marget und Clara jung geworden waren; allein ich hatte mich geirrt, dieser geheiligte Tempel der Grazien und Musen hatte nichts Hervorstechendes, sondern zeichnete sich bloß durch die höchste Sauberkeit und Eleganz aus. Doch um das Originellste, was ich je von der Art gesehen habe, sein Badezimmer zu schildern, wünschte ich mit der Feder ein Maler seyn zu können. Die Wände glänzten dem Beschauer mit den hellsten Papageien-Farben entgegen, doch so, daß die sanfte grüne über die grelle rothe die Oberhand behielt. Eine Art von Verschlag verdeckte die geheime Wanne; bei Oeffnung derselben sah man sich über die letztere hinweg vom Scheitel bis auf die Fußsohle in einem mächtig großen Spiegel, und wenn die Thür gewendet war, bemerkte man auch auf deren Rücken einen gleichen Riesen von Spiegel.

Warum jene Farben? wozu dieſe Spiegel? Geliebte Leſer, ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, dürfte ich mir getrauen, es zu ſagen? — Was ich aber nicht zu verſchweigen nöthig habe, iſt: daß ich noch nie einen Sterblichen fand, der mir liebenswürdiger ſchien, als Thümmel, und daß ich ungleich zufriedener von ihm ſchied, als ich zu ihm gekommen war. — Aber ach! bald hieß es auch von ihm: linquenda Tellus!

Falk.

Erinnerungen an Johannes Falk.

Von L. M. Fouqué.

In einem nun ſchon ziemlich langen und mannigfach bewegten Leben iſt mir nicht leicht eine wunderſamer wechſelnde Erſcheinung aufgegangen, als die des Mannes, deſſen Namen dieſe Zeilen an der Stirn tragen.

Man wolle dabei an nichts Chamäleoniſches im ſchlimmeren Sinne des Wortes denken. Es galt eine durchaus muthig und ohne Zweifel ſtets redlich fortgeſetzte Bildung, wie ſich das in deren erhaben kräftiger Geſtaltung auf dem letzteren Stadion Ehrfurcht-gebietend und lebensfriſch offenbarte.

Doch juſt, weil er Alles, was ihn ergriff, auch wiederum ſeinerſeits rüſtig anfaßte, und damit rang aus voller Kraft, ſey es in Liebe oder Zorn, gewann ſeine eigne Erſcheinung eine Vielgeſtaltigkeit, die vielleicht Manchen an deren Selbſtſtändigkeit irre gemacht haben kann.

inſofern man etwa nicht vermochte, durchzuſchauen auf deren innerlich ſtarkbegründetes Weſen.

Es kann hier nicht die Abſicht ſeyn, die wechſelnden Phaſen von Johannes Falk's literariſcher und perſönlicher Laufbahn fortgeſetzt zu ſchildern. Nur wie er mir in Zweien derſelben, einander ſchier entgegengeſetzt, erſchien, werde hier angedeutet.

Ein feiner, bleicher, ſchlanker Mann, etwa in den dreißiger Lebensjahren, mit gepudertem Haupthaar, elegant und einfach gekleidet, erging ſich eine Zeitlang täglich — es war im Sommer 1804 — durch die Hallen der Dresdner Bilder-Gallerie. Auch pflegte er ſich wohl zur bequemeren Anſchauung ausgezeichneter Bilder einen Stuhl herbeizuholen, und ſo in angemeſſener Entfernung lange, faſt unbeweglich dazuſitzen. Ich, damals ein Siebenundzwanziger, auf einer heitern Reiſe nach dem Elb-Athen die poetiſchen Fittige dehnend zum erſten bevorſtehenden Ausfluge in die öffentliche Literatur, vernahm bald, Jener ſey Johannes Falk, dazumal nur vornehmlich noch als kecker Satiriker bekannt, aber durch Wieland gleich in ſeinem Auftreten auf's Glänzendſte empfohlen. Das allzumal wollte nun freilich bei mir juſt nicht viel verfangen. Ein eifriger Schüler der Schlegel-Tieck'ſchen Schule, und natürlich in jugendlicher Einſeitigkeit ſchroff, ſah ich Beide, Wieland ſowohl als Falk, durch das Augenglas

meiner Meiſter, alſo in unbilliger Verkleinerung. Was überdem die Satire als eigentliche Gattung betrifft, ſo iſt mir dafür von Anfang her wenig Gabe zu Theil geworden, alſo auch wenig Empfänglichkeit, und jene Falk'ſchen Produktionen hatten mich deshalb gleichgültig gelaſſen. Dennoch empfand ich perſönlich eine gewiſſe Anziehungskraft, Allem gegenüber, was da Schriftſteller war. Stand ich ja noch als Neophyt am Eingang des Myſterientempels, denn bis dahin war keine Zeile von mir gedruckt, und Einer, dem Solches ſchier zahllos gelungen war, kam mir vor, wie eine Art von Magus. Hatte er ja doch, welchen Geiſtern er auch durch ſeine Beſchwörungen in der Kunſt des Doktor Fauſt verbunden ſeyn mochte, die von mir zu ſelbiger Zeit nur geahnten Entzückungen ſchon mannigfach empfunden.

Zudem war Johannes Falk freundlicher Natur und feiner Sitte, und mochte ganz gern, was ihm über die Gemälde der Dresdner Sammlung aufgegangen war, wieder an andre Leute weiter geben, ſo daß wir Beide alsbald in mannigfach friſch-lebendige Geſpräche kamen. Daß unſere dichteriſchen Anſichten dabei öfters gegen einander ſtrittig anſtießen, lag ſchon in den Richtungen der Schulen, aus welchen wir Beide hervorgegangen waren, oder vielmehr ich erſt im Begriff ſtand hervorzugehen. Aber ſo ein die Eierſchaale brechendes Küchlein zeigt ſich bei ſeinem Picken immerdar ganz abſonderlich eifrig und erpicht.

Keineswegs entſtand jedoch zwiſchen ihm und mir ein eigentlicher Streit. Ein wechſelſeitiges Wohlwollen waltete vor, und wir ſchieden nach einigen Wochen beinah täglichen Geſpräches in ganz heitrer Stimmung.

Mir nur war es fatal, daß Falk ſo ganz rückſichtlos jeglichem Beſucher der Gallerie dieſelben künſtleriſchen Anſichten, die er mir geöffnet hatte, namentlich über Raphael und die ihm verwandteren Geiſter, mittheilte, ja hinwarf, ſofern ſich's eben machen wollte. Wie ſehr ich auch von meinen früheſten Tagen her an zart geſellige Umgangsformen gewöhnt war und es blieb: dieſer Schriftſteller kam dennoch mir allzu abgeſchliffen und im Ganzen allzu weltlich vor für den ernſten Beruf, den ich mir als Aufgabe dachte — oder vielmehr ihn dunkel ahnete annoch.

Semit blieben er und ich einander eine Reihe von Jahren ſehr fern. Und zwar galt es eine gewichtige Reihe von Jahren.

Denn in der Zwiſchenzeit geſtaltete ſich meine Schriftſteller-Laufbahn zur eigenthümlichen Wirkſamkeit, aber noch unausſprechlich Wichtigeres geſchah; gültig ſogar für die ganze Welt, nebenbei nothwendigerweiſe alſo für mich mit, ſo wenig es auf mein kleines Ich auch unmittelbar gerichtet war. Aber welcher Deutſche, namentlich insbeſondere welcher Schriftſteller wäre nicht getrieben worden, unendlich mehr gehemmt zugleich durch den Umſchwung

des Mühlrades, welches Napoleon gewaltſamlich eingeſenkt hatte in den Strom der Zeit!

Das Jahrhundert-Jahr Sechs feſſelte ſchrecklich bannend uns Allſammt.

Das Jahrhundert-Jahr Dreizehn löſete voll herrlichem Sturmesdonner uns Allſammt aus den Banden.

In der dazwiſchen hingehenden Prüfungs-Wuchtzeit — die ſchweren Spenda-Stiben ſind hier wohl an ihrer echten und rechten Stelle — vernahm ich ſo gelegentlich, daß Johannes Falk ſich von allem bloß literariſchen Streben abgewendet habe, einem wahrhaft geheiligten Beginnen zu: der Erziehung und Beſſerung verwahrloſeter Kinder. Eine eigene Anſtalt hatte er dazu errichtet, und ich erkannte das mit jener ernſten Rührung, welche der mahnende Gang der Zeit in jedem irgend Empfänglichen überhaupt angeregt und gefördert haben mußte. Näheres jedoch von Falk war mir unter dem mannigfachen Getriebe der Welt nicht zu Ohren gekommen.

Durchrungen war ſie, jene ſchwere Kampfeszeit — wider den äußerlichen Feind, meine ich, während der innerliche Feind uns erſt noch in ſeiner verderblichſten Gift-Herbigkeit erſtehen ſollte, kaum dazumal noch von den Treuen geahnt, — als ich im Sommer des Jahres Sechszehn auf einer heitern Reiſefahrt in Leipzig meinen nun auch ſchon verewigten literariſchen Genoſſen Adolf Wagner

beſuchte, und bei ihm einen kraftvollen, unterſetzten, bräunlich ausſehenden Mann mit ziemlich krauſem Haargelock antraf, der mich in der Weiſe eines früheren Bekannten begrüßte. Mein ſonſt ſcharfes Gedächtniß ſchien mich verlaſſen zu haben. Ich ſtand einigermaßen verlegen da. „Ei, es iſt ja Falk!“ ſagte Adolf Wagner, oder vielmehr, er wollte es zu mir ſagen, denn nach ſeiner etwas provinziellen Ausſprache klang mir: „Falk“ wie „Folk“. Nun giebt es bekanntlich in heitrer Geſelligkeit kaum etwas Verletzenderes, als wenn Einer uns auf- und vorgeführt wird, wie ein aller Welt Bekannter, und wir können uns nicht entſinnen, jemals auch nur das Mindeſte von ihm gehört zu haben. So ging es mir mit dem vermeinten „Folk“. Von einem Literaten ſolches Namens wußte ich durchaus nichts, und das ſchon damals in Verabgötterung von Manchen geprieſene: „Volk“ ſollte doch gewiß nicht durch dieſe einfach heitre Erſcheinung repräſentirt werden. Ich machte denn möglichſt unbedenkliche Miene zum bedenklichen Spiel, und ſaß dem unbekannten Bekannten freundlich gegenüber, immerfort ringend in mir, die verſunkene Erinnerung an „Folk“ wiederum herauf zu beſchwören. Da erwähnte Selbiger unſre Geſpräche vor den Bildern in der Dresdner Gallerie, und aus dem „Folk“ ſprang mir mit Eins erfreulich: „Falk“ an das Licht.

Was es nun ein erfreuliches Beſprechen ward, kann ich leider nicht mehr vollſtändig wiedergeben. Bei Weitem

nicht mehr! Aber das gesprochene Wort soll auch nicht allemal ein geschriebenes werden, minder noch ein gedrucktes. Und so ist es mir denn ganz lieb, daß ich, bei mannigfachem Umgang mit bedeutenden Männern, mich nimmermehr beeilt habe, unser Gespräch — wie man wohl nur allzupassend reden hört — niederzuschreiben. Man schreibt dergleichen nur allzuoft nieder, ich meine: herunter, wenn man es Schwarz auf Weiß bringt, gleich nach der empfangenen Gabe von Geist in Geist, von Herz in Herz, sintemal man doch nicht Alles mit hinzuschreiben kann: den Blick, den Klang, die Wendung des steigenden, sinkenden, schwebenden Lautes — und dergleichen unendlich mehr noch. Außerdem scheint es auch eine Art von Veruntreuung, ja von Spionir-Unwesen fast, solchergestalt absichtlich auszubeuten und als Grob-Courant in Umlauf zu bringen, was — ich bediene mich der fragmentarischen Worte eines mir unbekannten Dichters, aber mir unvergeßlich —

„— — — wie Blumenduft
Um jede Kraft der Seele floß." —

Im Wesentlichen genügt es auch, solche Herzens-Ergießungen im Ganzen des Sinnes und Gefühles festzuhalten, und so genügt mir vollständig das tiefe Bewußtseyn: Johannes Falk und ich besprachen uns heiter über die ewigen Dinge, klar zugleich bewußt, wie uns bei jener ersten Bekanntschaft zu Dresden die endlichen Dinge mannigfach in den verworrensten Schlingen befangen gehalten hatten, und

nun innig froh, des Zeuges wenigſtens einigermaßen los und ledig worden zu ſeyn.

Ganz natürlich führte uns dabei die Bahn auf die gegenwärtige Thätigkeit Falk's in Betreff der verwahrloſeten Kinder, und dabei ward mir folgende Schilderung ſeines Ringens und Siegens in einem einzelnen Vorfalle zu Theil, die nun und nimmer in meiner Seele erlöſchen kann, und die wohl manchem ähnlich Kämpfenden zur heitren Erfriſchung dienen mag.

In Johannes Falk's Erziehungs- und Beſſerungs-Anſtalt gab es einen ganz vernehmlich abſcheulichen Burſchen von etwa zwölf bis dreizehn Jahren, den man ſich hätte verſucht fühlen mögen, für völlig verworfen zu halten. Seine Eltern waren unbekannt, und als der junge Herumſtreicher in die Anſtalt gerieth, hatte ihn ſein von Klein-auf wüſtes, ja ruchloſes Leben ſchon in Grund und Boden verderbt. Bald ſah ſich der Lehrer gezwungen, ihn von den Unterrichtsſtunden auszuſchließen, ihm unterdeß anderweitige Beſchäftigung unter Aufſicht anweiſend, weil die Störungen für ſeine Genoſſen durch Tücke, Schmutzerei und abſichtlichſte Rohheit gar nicht abriſſen. Beim Gottesdienſte jedoch ließ Falk, ſich im Gewiſſen gebunden fühlend, den gräulichen Wildling noch immer zu, oder vielmehr: er trieb ihn hinein. Denn von ſelbſt wäre das verdrehte Geſchöpf ſicherlich dahin juſt am allerwenigſten gekommen. Auch mußte man ihn von den Uebrigen da-

bei fern halten, damit er die in den jungen Seelen aufkeimende Andacht nicht ſtöre, oder wohl gar verderbe. Mehr denn ein Mal war er der Anſtalt entlaufen, doch immer wieder dahin zurückgebracht worden, theils durch eigne Noth, theils durch die Polizei, die den Verwilderten irgendwie aufgefangen hatte. In jenen Perioden ſogenannter Freiheit jedoch ermangelte er nie, die Anſtalt auf's Bitterſte durch Verleumdungen zu verunglimpfen, theils um ſein Davonlaufen zu entſchuldigen, theils auch wohl aus dämoniſchem Haß und eingewurzelter Luſt am Lügen. Wie es nun im Getriebe der Zeit überhaupt — vielleicht der unſrigen ganz insbeſondere — liegt, ſich zu wehren und aufzulehnen wider Alles, was aus überzeitlichen Motiven hervorging, und dergleichen nach Kräften herunter zu reißen in die Gemeinheit, wo es den Geſellen ganz kannibaliſch wohl iſt (Siehe Goethe's Fauſt), mußte natürlicherweiſe durch jenen Lügenbeten das ganze Unternehmen gar manch eine ſchmähliche Nachrede und Mißdeutung erleiden. Deſſen ungeachtet nahm Johannes Falk den vielfach wiederum bald heimgekehrten, bald heimgeſchleuderten Burſchen ſtets mit unerſchöpflicher Milde aber- und abermal auf. Doch das verhärtete Gemüth empfand davon, ſo viel ſich vermerken ließ, keine Spur.

Bis auf dieſe Stelle der Mittheilung gekommen, ſagte Falk, den ich hier wohl am angemeſſenſten ſelbſt

redend einführe, da ich eben das nun Folgende im ganz genauen Andenken, faſt wörtlich, bewahre:

„Seh'n Sie, wir allzumal auf Erden ſind eigentlich gehörnte Siegfriede. Ich meine hier nicht das Heldenthümliche dabei, ich meine die Hornhaut, welche geiſtig und geiſtlich uns umſchient, und uns unempfindlich macht für ſo manche der zarteren Anregungen von Außenher und von Obenher. Deshalb muß der himmliſche Werkmeiſter oftmal zum Pechhammer greifen, und auf uns, oder vielmehr auf die Hornhaut losſchlagen, bis ſie irgendwo zerſpringt. Wir Allſammt haben wohl ſchon Aehnliches erfahren, oder werden's noch erfahren"; — ich nickte dazu bejahend, der Erinnerung theils, und auch theils der Ahnung voll; — „wie es aber mit meinem allerungezogenſten Zögling dabei erging, ſollen Sie jetzt vernehmen.

Eines Nachts im Winter brach ein plötzlich heftiges Feuer in unſrem Gebäude los durch irgend einen ſogenannt zufälligen Anlaß. Der Flammenſchein drang von gegenüber gerade in des wilden Buben Gemach, und wie denn gewöhnlich die trotzigſten Gemüther auch zugleich die verzagteſten ſind, rannte Jener ganz beſtürzt aus dem Bette gleich auf den Hof in die eiſige Kälte hinaus. Dazu kam noch, daß er nach ſeinen rohen Gewohnheiten nicht dahin zu bringen war, auch nur einigermaßen bekleidet im Bett zu liegen, alſo die Erkältung ihn um ſo entſetzlicher faßte. Doch ward man deſſen nicht gleich inne, da

man ihn, alsbald nach schnellgelöschtem Feuer, wieder in seiner Kammer und auf seinem Lager fand.

Morgens drauf aber traf man ihn wie halbtodt an, von einem fürchterlichen Blutsturz nach jener Erkältung befallen, der sich zwar nun gestillt hatte, indeß ihn fast schwimmend in seinem Blute zurückließ. Der Arzt erklärte den Zustand zwar nicht für hoffnungslos, aber doch für höchst bedenklich.

„Als ich" — sprach Johannes Falk fürder — „an des Erkrankten Bette trat, sah er mich ängstlich verwirrten Blickes an, und sprach in seiner von roher Heiserkeit immerdar geschwächten Stimme die schwere Besorgniß aus, er werde ja nun wohl sterben müssen. Ich verhehlte ihm die Gefahr nicht, eben so wenig aber auch die noch vorhandene Hoffnung zum Genesen. Ich empfand, jene Hornhaut um seine Seele her sey zersprengt, und beginne zu weichen, so daß ich ernstfreundliche Ermahnungen mit einfließen ließ für jeden möglichen Ausgang, ob es nun Tod oder Leben gelten möge. Er hörte mich mit einer noch nie dergestalt an ihm gewohnten Aufmerksamkeit an, und sagte endlich: ihm sey in der verwichenen Nacht entsetzlich angst gewesen vor dem Tode, aber da habe er zu beten angefangen, und seine Seele sey still geworden, und sodann habe auch das fürchterliche Blutstürzen nachgelassen, und endlich gar aufgehört. — „Was hast Du denn gebetet?" fragte ich. — Und mit seiner heisern, hohlen

Stimme, jetzt ganz matt, und somit ohne allen äußerlich hörbaren Ausdruck, begann er mehr fast zu krächzen, als zu reden, einem Automaten vergleichbar:

„Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
Reiß, Herr, mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein."

„Ich hatte" — setzte er nach einer Weile hinzu — „die Worte so oftmal im Gottesdienste gehört, auch wohl mit nachgesungen, ohne zu wissen, was sie bedeuten sollten. Ja, nun empfand ich's." — Der verwilderte Mensch ist seit jenem Hammerschlage ein gemilderter Mensch geworden. Ein für diese Welt hochleuchtender Genius konnte sich freilich aus der zersprengten Hornhaut nicht entwickeln, aber doch ein Wesen, seinen Mitbürgern heiter brauchbar, und somit auch sich selbst ein frisches und würdiges Leben bereitend."

Was Johannes Falk und ich über diese Mittheilung fürder besprachen, gehört nicht mehr so ganz eigentlich an die vorliegende Stätte. Gleichfühlende empfinden auch wohl ohne ausdrückliche Anleitung, was wir dazumal empfanden. Allenfalls findet sich noch manch ein Fingerzeig für das Wesentliche jenes Gespräches mittelbar in Falk's Erinnerungen aus seinem Umgange mit Goethe.

Moritz.

Carl Philipp Moritz.

Vom Professor Dietmar.

Vor mehreren Jahren habe ich im „Morgenblatt“ einen Aufsatz über meinen ehemaligen Freund, Carl Philipp Moritz, der einst der Stadt Berlin eine Reihe von Jahren angehörte, mit vieler Theilnahme gelesen. Das Motto:

„Ja, Freund! den Hang zum Sonderbaren
Zählt grad' am stärksten ein Genie!“

welches sich (aus v. Göckingk's Schriften) über jenem Aufsatz befand, deutete auf den liebenswürdigen, freundlichen und tiefen Humoristen, wie ich ihn immer gefunden habe, und die letzten Worte des erwähnten Aufsatzes: „Was Moritz gelebt, gesprochen und gewirkt hat, ist lieb und werth, und Alles, was an ihn erinnert, eines

frommen Andenkens würdig!“ gaben mir die Anregung, nachſtehende Züge ſeiner Gemüthsart und Sonderbarkeit dem Abdruck zu überlaſſen. Ob ſich in der von ihm ſelbſt verfaßten Beſchreibung ſeines Lebens, die er unter dem Titel: „Anton Reiſer“ herausgab, oder in der Fortſetzung dieſer Biographie, von fremder Hand, von nachſtehenden Einzelheiten, zur Charakteriſtik ſeines Geiſtes gehörend ſchon etwas findet, iſt dem Mittheiler derſelben völlig unbekannt. Hier ſoll nur erzählt werden, was dem Verfaſſer von dem genialen Schriftſteller und Menſchen, theils aus eigener Erfahrung, theils aus den Bemerkungen Anderer, bekannt geworden.

Meine erſte Bekanntſchaft machte ich (1783) mit ihm bei dem damaligen Direktor des Gymnaſiums zum grauen Kloſter, dem berühmten Geographen Büſching. Nach den erſten Unterhaltungen über Schleſien, den Profeſſor Garve und Breslauiſche Schulleute, lud er mich zu einem Beſuch ein, worauf er abging und mich bei Büſching zurückließ. Dieſer ungemein höfliche Gelehrte erzählte mir, daß ſich der junge Moritz (er war ſechsundzwanzig Jahre alt) bei dem Propſte Spalding ſehr auffallend eingeführt habe. Er ſey nämlich zu dieſem, bald nach ſeiner Ankunft in Berlin, an einem Sonnabend gekommen, um ſich ihm zu empfehlen. Der würdige Spalding habe ſich aber nach einigen Minuten mit der Bemerkung entſchuldigt, daß er ihn bitten müßte, ſeinen Beſuch zu einer andern Zeit wiederholen

zu wollen, indem er ſich zur morgenden (Sonntags-) Predigt vorzubereiten habe. — „Wenn Sie", erwiederte Moritz, „kein anderes Hinderniß haben, dann erlauben Sie mir gütigſt, hier zu bleiben, und zugleich die morgende Predigt, nach dem mir gefälligſt mitzutheilenden Thema, für Sie zu übernehmen." — „Das wollten Sie wagen?" fragte Spalding. — „Gewiß, wenn Sie mir nur die Ehre gönnen wollen, Sie zu vertreten." — „Nun gut, ich bin es zufrieden, bleiben Sie hier!" — Das Geſpräch, welches ſie nun anknüpften, dauerte länger als eine Stunde. — Am folgenden Sonntage ſtand Moritz auf der Kanzel in der Nicolai-Kirche, wo er ſich mit ausgezeichneter Beredſamkeit bündig und herzlich, ungemein deutlich und verſtändlich, über das, von Spalding angegebene Thema ausſprach. Der ehrwürdige Propſt konnte und mochte ſeine Bewunderung und ſein Erſtaunen über das ſeltene Talent eines ſo jungen Mannes nicht verbergen.

Bevor ich den merkwürdigen, bei dem grauen Kloſter (nachmaligen Berliniſchen Gymnaſium) angeſtellten Conrektor Moritz aufſuchte, kam ich in der Poſtſtraße zu dem Buchhändler Maurer, der mir eröffnete, daß dieſer talentvolle Schulmann eine intereſſante Reiſe nach England gemacht habe, die in ſeiner Buchhandlung gedruckt erſchienen wäre. „Die Veranlaſſung" — ſagte Maurer — „habe ich ihm gegeben; denn, als er eines Tages in meinen Buchladen kam, forderte ich ihn auf, etwas für meinen Verlag

zu ſchreiben. — „Ich weiß nichts!“ gab er zur Antwort. — „Haben Sie nicht irgend eine Reiſe gemacht?“ — „Wohl“, hieß es, „aber meine Reiſen haben für Niemand Intereſſe!“ — „Nun dann machen Sie eine!“ — „Aber wohin?“ — „Wohin Sie wollen!“ — „Am liebſten möchte ich nach England reiſen!“ — „Gut, ſo reiſen Sie!“ — „Ich habe kein Geld dazu!“ — „Ich will Ihnen vorläufig einhundertundfunfzig Thaler geben, und wenn Sie mir von daher Manuſcript ſchicken, ſoll mehr nachfolgen.“ — „Ich nehm' es an. Geben Sie mir das Geld!“ — Dies geſchah, Moritz ging in ſeine Wohnung, ſchrieb an den Direktor Büſching ein Billet, worin er ihn erſuchte, ſeine Lehrſtelle bis zur Zurückkunft von einem Stellvertreter verſehen zu laſſen, denn er müſſe unverzüglich nach England reiſen. Hierauf packte er die äußerſten Bedürfniſſe an Kleidungsſtücken ein, befahl ſeiner Aufwärterin, die übrige Wäſche zu reinigen und ſie ihm nach Hannover, wohin er zuerſt ſeine Richtung nahm, nachzuſenden, und ſo reiſte er, ohne Weiteres, am folgenden Tage ab. Nach einem Zeitraume von einigen Wochen erhielt ich die erſten Bogen von ſeiner Reiſe nach England, die äußerſt anziehend, belehrend und originell geſchrieben waren. Der Druck begann, und kaum war er zurück, als dies Werkchen auch ſchon ausgegeben und mit Begierde und Beifall geleſen ward.“

Dieſe Originalität reizte mich, des ſonderbaren Mannes

nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich fand ihn in ſeinem Wohnzimmer mit einem taubſtummen Knaben beſchäftigt. „Er verſteht Alles, was ich mit ihm ſpreche", meinte Moritz; „denn er lieſt jedes Wort von den bewegten Lippen — er hört mit den Augen. Ich werde ihn ſprechen lehren. Einige Worte bringt er ſchon recht deutlich hervor. Sie ſollen es gleich hören!" — Hierauf zeigte er auf des Knaben Schuh am rechten Fuße. Der Knabe erhob die Schultern, die Röthe trat ihm von innerer Anſtrengung in's Geſicht und nun kreiſchte er auf eine ſchneidende Art die Laute: ächte Sch — huh! — ſoll heißen: rechter Schuh. Ich bezeugte zwar meine Verwunderung darüber, konnte aber nicht unterlaſſen zu bemerken, daß dem Zuhörer die Unterhaltung mit dem Knaben ſehr beſchwerlich fallen würde. — „Aller Anfang iſt ſchwer", meinte Moritz; „mit der Zeit gewöhne man ſich an eine ſolche Sprache — wie die Kaffern in Afrika hätten, die ihre Worte wie die Puterhähne herauskollerten."

Meine Reiſe nach Halle, um dort die Univerſitäts-Studien zu beginnen, hinderte mich, dieſe anziehende Bekanntſchaft länger unterhalten zu können. Moritz aber gab mir ſein Wort, wir würden uns bald wieder ſehen. Es verging auch kaum ein Jahr, als der muthloſe und in mancherlei Hoffnungen zur Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage getäuſchte und vielleicht mehr eingebildete als wirklich kranke Moritz nach Halle kam, um ſeine Geſundheit wie-

der herzuſtellen. Er ſuchte mich in der Wohnung des Dr. Röſſelt auf.

„Da bin ich!“ rief er beim Eintritt aus, „und mache meinen Freunden den verſprochenen Beſuch. Vielleicht kann ich hier beſſer als in Berlin geneſen. Ich bin krank — ſehr krank!“ — „Wo wohnen Sie?“ — „Im Garten beim Doctor Bahrdt. Da will ich friſche Luft ſchöpfen, auf den Hügeln von Gibichenſtein und auf dem fernen Petersberge umherwandern, und meine Geſundheit ſuchen.“ — „Warum tragen Sie einen ſo großen langen Stock in der Hand?“ — „Gegen tolle Hunde, nicht gegen Studenten; wenn ich die nur von ferne ſehe, verſtecke ich ihn unter den Rock, gehe auch nicht auf dem breiten Stein, und will allen Anlaß zum Zweikampf vermeiden — weil dieſer Kampf nicht geſund, und am wenigſten dienlich für einen Kranken ſeyn ſoll.“ Nach einigen Tagen machte ich dem kranken Moritz meinen Gegenbeſuch. — Doctor Bahrdt ſagte mir, als ich nach ſeinem Gaſte fragte: „Ich habe ihn, ſeit er in der Stadt geweſen, nicht geſehen. Sie werden ihn hier auf dem Heuboden finden; er ſcheint mir überſpannte Ideen zu haben.“ — Ich ſtieg die Treppe über der zweiten Etage hinauf, roch zwar das Heu, da aber durch kein Dachfenſter Tageslicht einfiel, konnte ich nichts ſehen. Ich rief jetzt des Kranken Namen: Moritz —! — einige Mal — und hörte endlich eine dumpfe Stimme, wie aus einem Grabe

tönen und fragen: „Wer iſt da!“ — Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, ſagte er: „Ziehen Sie zwei Dachſteine auf, dann können wir uns ſehen!“ — Nach dieſer Operation war der ganze Heuboden erleuchtet und ich erblickte eine große Menge gedruckte Makulatur-Bogen, aus allen Theilen der Wiſſenſchaften und Künſte, umhergeſtreut, und mitten unter dieſer vaganten Bibliothek kam ein Menſchenkopf aus dem Heu hervor, der mir zurief: „Willkommen im todten Graſe!“ — „Aber“, fragte ich, „was machen Sie hier!“ — „Ich brauche die Kräuter-Kur! Iſt der Geruch nicht angenehm und ſtärkend!“ — „So ſcheint es mir!“ — „Nein, ſo iſt es!“ — Hierauf kam er allmälig aus ſeinem tiefen Heulager hervor, aber — ganz unbekleidet — in puris.

„Macht Ihnen dieſe Einſamkeit und das Unbeſchäftigtſeyn nicht Langeweile!“ — „Nein, gar nicht. Wenn ich aber ſehen will, ob ich noch verſtehe, was andere Menſchen gedacht oder geſchrieben haben, dann ergreife ich die erſte beſte der hier umhergeſtreuten Schriften. Das iſt meine Leihbibliothek, deren Gratis-Gebrauch mir zu mancherlei Betrachtungen Gelegenheit giebt. — Es iſt hier eben ſo heimlich. Ich höre und ſehe von meiner Mitwelt nichts und das freut mich! Meine Leber und mein Herz ſind krank und — vielleicht auch die Lunge; ich bin an Leib und Seele unwohl! Oft kommt es mir vor, als hätte ich das Gehör verloren. Um mich aber

vom Gegentheil zu überzeugen, habe ich mir ein Klavier gemiethet. Da ſteht es im finſtern Winkel.“

Ich betaſtete es und fand nicht bloß eine Verſtimmung, ſondern es ſchwirrte auch eine Menge geſprungener Saiten durch die ſchmerzlichſten Mißtöne. — „Spielen Sie auf dem Inſtrumente?“ — „Nein, aber ich ſchlage zuweilen einige Klaves an und freue mich, die Töne noch zu hören; denn das, vom ehemaligen Kanzler Wolf gebaute Haus, worin ich mit dem Doctor Bahrdt wohne, liegt ſo iſolirt — man hört weder Menſchenſtimmen, Wagengeräuſch noch Hundegeblaffe.“ — Unvermuthet faßte Moritz mich am Arm und fragte: „Sind Sie mein Freund?“ — „Warum ſollt' ich es nicht ſeyn?“ — „Gut! dann ſind Sie Oreſtes und ich bin Pylades. Wir wollen als Freunde zuſammen ſterben!“ — Hier griff er nach einem Meſſer und ſagte: „Jetzt werde ich Sie erſtechen und dann erſtechen Sie mich!“ — „Das geht nicht; wenn ich erſtochen bin, dann kann ich Sie nicht erſtechen; aber ich weiß ein Mittel, wie wir Beide zugleich ſterben können; ich will noch ein Meſſer holen und dann zählen wir, indem wir Beide das Meſſer auf's Herz ſetzen: Eins, Zwei, Drei, und — wir ſind geweſen!“ — „Das iſt wahr — holen Sie ein Meſſer!“ — Ich ging hinab, und nicht wieder zurück! — „Solche tolle Ideen, die er öfters äußert“, ſagte Doctor Bahrdt, „entfernen uns Alle von ihm!“

Nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen ſprach ich den Doctor Wahrdt, und hörte, daß ſich Moritz wohler befände, auch zuweilen im Garten ſpaziere, Beſuche annähme, und geſund bei Sinne ſey. Dies bewog mich, ihn wieder zu ſehen; ich fand ihn Nachmittags eben im Begriff, in weißſeidenen Strümpfen ausgehen zu wollen. — „Wahrſcheinlich haben Sie entweder einen vornehmen oder galanten Beſuch zu machen!“ — „Nein! — ich gehe in den Kronprinzen, wo die Halliſchen Gelehrten zuſammenkommen, die ich werde kennen lernen. Dieſe Herren ſind weder vornehm noch galant, aber verſtändiger als die Meiſten von den beiden Klaſſen!“

Indem wir eben zum Gibichenſteiner Thore hinein gingen, trat er in einen ziemlich vollen Rinnſtein und beſchmutzte ſich den weißſeidenen Strumpf am rechten Beine. — „Verdammt!“ rief er aus, „da iſt alle meine Rückſicht, Höflichkeit und Mühe verloren! Doch, ich weiß mir zu helfen!“ — Er nahm ſein Taſchentuch und einen Holzſpahn, den er bei einem nahen Zimmerholze fand, reinigte damit die Ober- und Außenfläche des Strumpfes, gab einer vorbeigehenden Frauensperſon das Tuch, ſchickte ſie damit, für ein gutes Trinkgeld, in ſeine Wohnung vor dem Thore und ließ ſich ein reines bringen. Unterdeß hielt er den feuchten Strumpf in den Sonnenſchein, kehrte ihn endlich um, und ſetzte ſeinen Weg weiter fort. — „Man wird dies aber bemerken!“ — „Kann ſeyn,

aber minima non curant Philosophi, und ich wette, keiner von den Herren Gelehrten wird meinen verkehrten Strumpf entdecken!" — Mit dieſer Ueberzeugung ging er in das Hotel des Kronprinzen, wo er von den Anweſenden recht freundlich aufgenommen wurde. Als die Geſellſchaft auseinander ging, fragte er: „Meine Herren, man hat an mir etwas Verkehrtes finden wollen, ſcheint es Ihnen auch ſo zu ſeyn?" — „Nein, wir finden nichts, was uns zu ſolcher Aeußerung berechtigen könnte." — „Nun", ſagte er, „da will ich es Ihnen zeigen, daß man jetzt wohl recht hätte — ſehen Sie her, der Strumpf an meinem rechten Beine iſt verkehrt angezogen!"

Nach mannigfaltigen Unterhaltungen, die ich mit ihm über Gegenſtände aus der Experimental-Seelenlehre gepflogen, reiſte Moritz endlich wieder nach Berlin zurück, ward nun als außerordentlicher Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium beſchäftigt und erhielt auch ſpäterhin die Profeſſur bei der Akademie der Künſte.

In den folgenden Frühjahrs-Ferien machte ich über Berlin eine Reiſe nach Frankfurt an der Oder und nach Dresden. Der damalige Hofprediger Sack erzählte mir manches Sonderbare von Moritz und unter Anderem: Er habe eines Tages Unterricht in der lateiniſchen Sprache gegeben, und ſich bei der Correktur eines Gymnaſiaſten im genere verſehen. Von der Unrichtigkeit dieſer Verbeſſerung überführten ihn ſeine Schüler. Dies machte einen

ſo heftigen Eindruck auf ſein Gemüth, daß er in ſeine Wohnung ging, und zehn bis zwölf Bogen, die er zum Unterricht in der lateiniſchen Sprache ausgearbeitet hatte, augenblicklich zerriß, ſich auf den Fußboden, unter die Trümmer ſeiner Arbeit warf, und bis zur Ankunft eines Freundes, den er erwartete, liegen blieb. „Da" — rief er bei deſſen Erſcheinung aus — „liegen die Scherben umher!" — Seit dieſem Verſehen hat er nie mehr Unterricht in der lateiniſchen Sprache gegeben und geben wollen.

Neben manchen wunderlichen hypochondriſchen Grillen hatte er dennoch ein wahrhaft kindliches Gemüth, und war in ſeinen Unterhaltungen äußerſt angenehm. Dieſe Eigenſchaften erwarben ihm viele Freunde auch unter Militair-Perſonen. Einſt fiel es ihm ein, im Sommer eine Reiſe zu einem Freunde dieſes Standes nach Stendal zu machen. Ohne alle Begleitung, mit einem Bündel Wäſche und kleinen Bedürfniſſen für den Nachttiſch, ging er zu Fuße dahin. Am Thore fragte man ihn, wer er wäre? — „Wie Sie an meinen beſtäubten Füßen ſehen, ein Reiſender." — „Wo haben Sie Ihren Paß?" — „Ich habe keinen!" — „Was ſind Sie?" — „Ein Liebhaber der Wiſſenſchaften und Freund der Künſte." — „Wie heißen Sie?" — „Mein Name iſt gleichgültig, Sie kennen mich doch nicht!" — „Mein Herr, auf dieſe Antworten werden wir Sie, bis zu weiterer Entſcheidung, auf die Wache nehmen!" — „Das können Sie thun;

lieber aber wäre mir's, Sie führten mich zum Commandanten — den kenne ich!" — Der Offizier und Unteroffizier lachten, gaben ihm aber zwei Mann und einen Gefreiten, die ihn zum Commandanten von Knobelsdorf führten, der eben mit seinen Gästen bei Tische saß. Der Gefreite ließ sich anmelden: er brächte einen Arrestanten, der den Herrn Commandanten zu sprechen wünsche. — Bei dem Oeffnen der Zimmerthür kam der Herr von Knobelsdorf dem Arrestanten, als er ihn erblickte, mit einem Ausbruch der Freude entgegen und rief, ihn umarmend, aus: „Lieber Moritz, seyn Sie mir tausend Mal willkommen! Aber — wie sehe ich Sie in der Begleitung?" — „So", antwortete Moritz, „konnte ich Sie am sichersten finden — und habe darum gebeten!" — Der Bericht über den Vorgang klärte Alles auf, und die Begleitung trat mit Erstaunen zurück.

Als ich den Professor Moritz einst in Berlin, auf dem französischen Hof, bei der Jungfernbrücke, aufsuchte, erfuhr ich, daß er in einem Garten in der Oranienburger Straße wohne. Der Gärtner sagte mir, der Professor befände sich im Orangerie-Hause und ließ mich nach erforderlicher Anmeldung hinein. Die Temperatur dieses Sonnenhauses schien mir mehr als sechzehn Grad Wärme zu seyn. Moritz aber ging, in eine Wildschur gehüllt, unter blühenden und Früchte tragenden Orangen-Bäumen auf und ab. Ich konnte ihm mein Befremden nicht ver-

bergen, ihn, bei ſo groſſer Wärme, in einer Winterbekleidung zu ſehen. — „Das geſchähe nur, wenn fremde Beſuche kämen; da ich es aber wäre, hätte er auch nicht nöthig, ſich Zwang anzuthun, denn er lebe hier, wie Adam im Paradieſe"; — und, indem er dies ſagte, warf er die Wildſchur ab, und ging nun ohne alle Bekleidung in ſeinem Paradieſe mit mir auf und nieder. „Das iſt", meinte Moritz, „die rechte und natürliche Lebensart der Menſchen; — die Kleider ſind nur ein Beweis ſeiner Verkehrtheit, Gegenden zu bewohnen, wo ſie in der kalten Jahreszeit nothwendig wurden. Kein Putz iſt ſo ſchön, als der menſchliche Körper!"

Wenn ich nicht irre, ſo hatte er im Vorderhauſe, zu dem der erwähnte Garten gehörte, ſein Arbeitszimmer, in welchem ich ihn zu einer andern Zeit beſuchte und ihm freundſchaftliche Vorwürfe machte, daß er zu viel ſitze und dem Körper nicht hinlängliche Bewegung gäbe. „Sie irren ſich", entgegnete Moritz; „ich mache mir genug Bewegung, denn ich fechte oft länger als eine Stunde mit meinem Gegner. Sehen Sie, dort ſteht er wieder in der rechten Poſition." (Es war die lebensgroſſe Gyps-Statue eines römiſchen Gladiators.) „Dabei habe ich den Vortheil, daß er mir keinen Schaden thun kann, und wenn ich ihm auch einen Arm abſchlage, ſo kann ich ihm ohne groſſe Mühe und Koſten wieder einen andern ankitten laſſen. Ferner ſehen Sie" (er trat auf

einen Katheder), „hier habe ich zwei Thaler oder achtundvierzig einzelne Groſchen in der Hand, dieſe ſtreue ich überall in der Stube umher, und wenn die Aufwärterin Geld verlangt, dann muß ich mich bemühen, es zu ſuchen und aufzuheben. Das Gefundene bemerke ich in mein Ausgabebuch, um zu wiſſen, wieviel ich noch auf dem Fußboden, der nicht ausgefegt werden darf, zu ſuchen habe; das giebt Bewegung genug!“

Zu ſeinen hypochondriſch-phantaſtiſchen Leiden geſellte ſich endlich auch die Liebe zu einer verheiratheten Frau, wodurch er in die Schwärmereien Werther's gerieth; er würde unſtreitig, wie dieſer, das Opfer derſelben geworden ſeyn, wenn er nicht durch ſeine Freunde wäre beredet worden, eine Reiſe nach Italien zu machen. — Man erinnerte ihn an den ausgezeichneten Beifall, den ſeine engliſche Reiſe erhalten hätte, und ſchmeichelte ihm, daß er, der Geſchichte, ſchöne Kunſt und Wiſſenſchaften liebe, für die Jugend und Freunde des Alterthums bei der trefflichen, ihm eigenen Darſtellungsgabe den größten Nutzen ſtiften würde. Dies wirkte und Moritz reiſte nach Rom. — Nachdem er dort zwei Jahre gelebt, kam er (1788) ohne andere Vortheile zurück, als die Bekanntſchaft mit Goethe und dem Herzog von Weimar daſelbſt gemacht zu haben, von welchem Letztern er der Akademie in Berlin zur Mitgliedſchaft empfohlen, und aufgenommen ward.

Um ſein geſtörtes Gemüth zu beruhigen, riethen ihm hierauf ſeine Freunde, ſich zu verheirathen, welchen Rath er auch befolgte. Er wählte ſich dazu die Tochter eines Berliniſchen Kaufmanns. Kurz darauf zog er mit ihr in den Garten, wo ich ihn früher als Adam im Paradieſe geſehen hatte. Von ungefähr begegnete ich ihm unter den Linden. Da lud er mich ein, ihn zu beſuchen. Ich ließ mich, dem Befehle gemäß, den er dem Gärtner gegeben, der zugleich Portier war, zuerſt anmelden. Nach einer langen Weile kam der Letztere zurück, und ließ mich in den Garten eintreten. Es war ein ſchöner, freundlicher Herbſtmorgen. „Jetzt haben Sie die Güte", ſagte der Gärtner, „und folgen Sie mir langſam nach, bis ich Sie bitten werde, ſtill zu ſtehen." — Ich befolge ſeine Vorſchriften und ſehe in einem Gange, zu beiden Seiten, Weinlaubwände, und vor mir eine bunte Schirmwand, an der ich Halt mache. Der Gärtner zog ſie von beiden Seiten zurück und in einer Entfernung von etwa funfzig bis ſechzig Schritt erblickte ich zwei Liebende in einer meiſt offenen Laube: einen weißgekleideten Coridon mit ſeiner Phyllis, mit Roſa-Halstuch und Blumen in den Haaren, den Arm um die Geliebte legend; vor ihm ſtand ein feines Tiſchchen, auf welchem ein Korb mit ſchönem Obſte und noch zwei Körbe, mit den herrlichſten Blumen der Jahreszeit gefüllt, prangten. — Nachdem ich einige Minuten den Anblick dieſes Auftritts, bei der köſtlichſten

Morgenbeleuchtung, genoſſen, erinnerte mich der Gärtner, langſam weiter vorzugehen. — Jetzt küßten ſich Beide, und dann erheb der zärtliche Schäfer ſeine Stimme, und fragte: „Wie gefällt Ihnen dieſes Bild! — iſt es nicht maleriſch?“ — Ich geſtand ihm: dieſe Scene wäre herzergreifend!! — „Nun, da ſetzen Sie ſich zu uns und genießen den köſtlichen Morgen in unſerer Geſellſchaft bei einer Taſſe — Chocolade!“

In ſeinen letzten Lebensjahren hatte er ſich eine Equipage angeſchafft und fuhr beſtändig mit zwei weißen Pferden. — „Warum“, fragte ich ihn, „haben Sie zu Ihrem Fuhrwerk Schimmel gewählt?“ — Er antwortete: „Apollo fuhr mit vier weißen Pferden — warum ſoll ſein Verehrer und Sohn nicht mit zweien fahren?“

Heinrich v. Kleiſt.

Aus dem Leben Heinrichs von Kleist.

Von Peguilhen.

Heinrich v. Kleist war von einem jüdischen Mäcen zur Tafel geladen, und auch eine, damals sowohl wegen ihrer lebendigen Darstellung als zweite Lady Hamilton berühmte und außerdem wegen ihrer Naivetät und natürlichen Offenheit bekannte Schauspielerin S.*) — Der Wirth hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als dieses seiner Ansicht nach zusammengehörige, auf einer Stufe stehende Künstlerpaar bei Tische neben einander zu setzen und sein eignes Ich gegenüber zu pflanzen, um ja kein Wort von dem vorausgesetzten künstlerischen Zwiegespräch zu verlieren, und mit den aufgeschnappten, gehörig verdrehten Brocken seine Bekannten in Erstaunen zu setzen.

*) Händel-Schütz.

Kleiſt war damals wohl genannt, aber nicht berühmt, wie er es denn in der That erſt nach ſeinem Tode wurde. Das „Käthchen von Heilbronn“ (mit Erlaubniß der Herren Kleiſte-Coraze nicht die beſte ſeiner Arbeiten) war nur im Manuſcript vorhanden und noch auf keiner Bühne dargeſtellt. Es hatte bis dahin nur zu dem bekannten Billet an Iffland Anlaß gegeben, das wohl das Witzigſte ſeyn mochte, was je aus Kleiſt's Feder gefloſſen iſt.

Frau S. hatte damals ſchon den Gipfel ihres, als mimiſche Künſtlerin wohlverdienten Rufes erreicht, und in ihrem Innern vielleicht wähnend, durch Entgegenkommen ſich zu dem weniger Bekannten herabzulaſſen, wohl gar ihn zu ehren und zu heben, vielleicht auch deſſen künftige Lorbeern ahnend, begann ſofort die Unterhaltung mit dem ihr ganz Unbekannten. Sie ſprach von dem allverbreiteten Orden der Dichter und Dichterinnen aller Länder, von der nahen Verwandtſchaft mit den Schauſpielern, von Hyazinthen, Tulpen, Roſen und anderen Blumen-Namen der Dichter als geheime Paß- und Erkennungswörter unter ſich und ſo weiter. Dem guten Kleiſt, der nicht zu dieſer Verbrüderung gehörte, und weder öffentlich noch heimlich ſich als Lilie — vielleicht für ihn das paſſendſte Stichwort — bezeichnen ließ, war dies Geſpräch weder verſtändlich noch annehmlich. Er, der nicht äußerlich, nur innerlich glühte, und, von Natur wortkarg, ſich nicht beſonders angezogen fühlte, war ſo ungalant, die Dame faſt

mit Schweigen zu beſchämen, und mehr auf die irdiſche Speiſe des Wirthes, als auf die geiſtigen Broſamen ſeiner Nachbarin zu achten. Eben ſo wenig fruchteten die poetiſchen Brocken, die der kunſtſinnige Wirth mit echt iſraelitiſcher Zudringlichkeit von Zeit zu Zeit dazwiſchen warf, um ein ordentliches Geſpräch, wo möglich eine der äſthetiſchen Controverſen, wie ſie damals an der Tagesordnung waren, in den Gang zu bringen, zum Beiſpiel: daß Muſik nichts als die höchſte Poeſie, und die Baukunſt nichts als gefrorne Muſik ſey. Das lebende Bild, nämlich die S. — denn gerade durch ſolche Darſtellungen, wozu ein tadelloſer Körper und verrätheriſche Verhüllung nicht alltäglicher Reize ſie vorzugsweiſe befähigte, war ihr neuerer Ruf begründet — wurde zwar etwas piquirt, ſpann aber doch ihr Thema weiter. Sie ſtrafte ihren Nachbar mit ſeinem Vornamen durch eine witzige Anſpielung auf die bekannte Blume gleiches Namens als: ſtolzen Heinrich — und ſich ſelbſt als sensitiva pudica nach der homöopathiſchen Lehre von der Einwirkung ähnlicher und entgegengeſetzter Stoffe, fing auch allgemach an, die Rechte und Pflichten der durch ein geheimes magiſches Band auf dem ganzen Erdball verbrüderten Dichter und Dichterinnen zu entwickeln. Sie ſprach die ſo verſchwiſterten Seelen als hoch über Menſchenſatzung und Vorurtheil erhaben an, als entbunden von conventionellen Verhältniſſen und Formen, beſonders nach dem Ausſprechen des Loſungswortes; gleich beim

ersten Zusammentreffen nicht bloß als alte Bekannte, sondern gleichsam durch ein siamesisches Zwillingsband mit einander verwachsen, oder in den magischen Ring des Mesmerismus gebannt, der ohnfehlbar in beiden gleichartige Gefühle hervorriefe.

Kleist, mit einem gesunden Appetit begabt, hörte diese schönen, noch weiter ausgesponnenen Sachen nur mit halbem Ohre, ohne die noch verblümter vorgetragene Lehre von einer so schranklosen Gemeinschaft, wie etwa bei der Harmonie-Gesellschaft in Amerika, zu begreifen. Er ließ kaum hin und wieder ein Wort fallen, arbeitete mit dem Munde bloß um zu kauen, und that schon wie die damaligen (jetzt noch ausgebildetern) Incrojables, die einen Ruhm darin setzten, das schöne Geschlecht mit Hintansetzung aller Höflichkeit nachlässig zu behandeln.

Der Mäcen gegenüber vergaß einen Caviar-Semmelschnitt auf seinem Teller, und fühlte eine Anwandlung von Aerger, nicht bloß über Kleist's Schweigsamkeit, sondern mehr noch über das leise Geflüster der Sensitive, wovon er selbst mit seinen gespitzten Ohren nur abgebrochene Sylben vernahm. Vergebens suchte er durch einzelne, besonders an Kleist gerichtete Querfragen der Unterhaltung eine ihm mehr zusagende Richtung zu geben. Kleist antwortet kurz mit vollem Munde und ohne merkliche Unterbrechung seiner gastronomischen Studien, und eben so wenig ist es möglich, die Sensitiva von der ihr höchst

intereſſanten Ausſicht: einem Neuling die Dichterweihe zu geben, abzulenken. Sie tritt endlich gegen den ſtolzen Heinrich geradezu mit dem Anſinnen hervor, ihn noch heute als Neuaufgenommenen zu taufen, und ihm Abends in ihrer Wohnung die volle Weihe zu geben, wozu ſie durch das Statut ermächtigt ſey; dabei wurde ſie genial vertraulich und andringlich.

Der in aller Hinſicht ſtarr ehrenwerthe Kleiſt, Reinheit in Wort und That beim ſchönen Geſchlecht fordernd und ehrend, begriff nun erſt, wovon die Rede ſey. Aber ſo wie ihm dies klar geworden, war es auch um ſeine gemüthliche Gaumenluſt geſchehen.

Nicht ſchneller durchzuckt der elektriſche Funke den durch die Kette verbundenen Kreis, als er, ohne ein Wort zu ſagen, mit dem Taſchentuch die in ſeinem Geſicht aufloderude Gluth verbergend, aufſprang, aus dem Speiſeſaal die Treppe hinab auf die Straße ſtürzte und, wie von Furien verfolgt, zu ſeinem in der Nähe wohnenden [illegible] P. *) flüchtete.

Kleiſt fuhr, ohne anzuklopfen, in deſſen Arbeitszimmer hinein, und warf ſich glühend, ganz außer ſich auf ein Sopha. Anfangs unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. P., der ihn in ſolcher Aufregung nie geſehen, ſtutzte, und fragte gutmüthig, ihm ein Glas Waſſer reichend, was ihm begegnet ſey?

*) Pregulhen.

Kleiſt goß das Waſſer haſtig hinunter, und nach einiger Erholung trug er das Begegniß mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Exaltation und mit Aeußerungen des innigſten Verdruſſes über Verletzung weiblicher Würde ausführlich vor, und hätte vielleicht noch lange fortgeſprochen, wenn ihn nicht P., ſobald er unterrichtet war, durch ein lautes, nicht zu ſtillendes Gelächter unterbrochen hätte. Kleiſt ſah ihm eine Zeit lang zu, faſt verſteinert durch das unhöfliche Benehmen des Freundes, bis dieſer endlich folgende Worte an ihn richtete: „Faſſe Dich, lieber Freund, und erhole Dich hier vollends. Erlaube aber auch, daß ich inzwiſchen zum Mäcen gehe, Deine Unhöflichkeit durch plötzliches Naſenbluten entſchuldige, und das Abenteuer mit Deiner Senſitive ritterlich vollende, wo ich denn Deinen Hut mitbringen werde, damit Du beliebig nach Hauſe gehen kannſt."

Da brach der Sturm noch gewaltiger los. Er warf dem P., ihn mit einer Sündfluth genialer Scheltnamen überſchüttend, Undelicateſſe, Gemeinheit vor, kündigte ihm alle Freundſchaft auf, die zwiſchen ſo ganz verſchiedenen Naturen nicht ferner beſtehen könne, und ſo weiter.

Als P. bemerkte, daß alle beſänftigenden Worte in den Wind geredet waren, doch ſein unmöglich zu unterdrückendes Gelächter immer von Neuem Oel in's Feuer goß, bemühte er ſich, ſein Geſicht in ernſtere Falten zu legen, reichte Kleiſt einen Hut, und erſuchte ihn, nach

Hauſe zu gehen, um die Sache zu beſchlafen; worauf Kleiſt blitzſchnell, ohne ein Wort zu erwiedern, davon lief.

P. hatte zwar viel Berührungspunkte mit Kleiſt, aber hinſichtlich des ſchönen Geſchlechts, dem man, namentlich wenn von Künſtlerinnen die Rede, nicht Alles auf gewöhnliche Wage legen muß, war er ſein vollſtändiger Gegenſatz. Dies trug vielleicht bei, ihr Freundſchaftsband inniger und dauernder zu knüpfen, da Erfahrung lehrt, daß bei ganz gleicher Sinnes- und Denkart die Freundſchaft an Langeweile kränkelt, und ein Umgang, wo beide Theile überall derſelben Meinung ſind, einem Congreſſe zweier Stammgäſte in einem Bierhauſe ähnlich wird, wo jene ſtundenlang neben einander ſitzen, ohne daß ein Laut, als etwa das Klingen der Gläſer, oder eine andere Bewegung als der abwechſelnd aufwirbelnde Tabaksdampf wahrgenommen wird. P. war nicht ohne Talent, eine kräftigere Natur als Kleiſt; aber dem Weibe gegenüber ſchwächer als ein Kind, unfähig einem lockenden Genuſſe zu widerſtehen, und dieſen, ohne Ahnung von Unſittlichkeit, nach Kräften verfolgend. In der Ueberzeugung, daß er nun einmal ſo erſchaffen ſey, hatte er auch dieſer Denkweiſe gar kein Hehl.

Bei dem Mäcen entſtand zwar eine allgemeine höchſt unwillkommene Störung, indeſſen wurde Kleiſt's Flucht wirklich auf Naſenbluten oder einen andern plötzlichen Krankheitsanfall geſchoben. Nur die Senſitive glaubte

das Richtige zu treffen, indem ſie den raſchen Aufbruch zwar auf Rechnung des ſtrengſten und heiligſten Feuers ſchrieb, das ſie entzündet zu haben glaubte, aber zugleich überzeugt war, Kleiſt habe nur die Abſicht, mit ihr eine Weibe-Zuſammenkunft vorzubereiten, in welcher Meinung ſie unter einem Vorwande ebenfalls den Speiſeſaal verließ, um ihn in ſeinem Verſteck aufzuſuchen. Als ſie die Gewißheit erhielt, daß er wirklich ohne Kopfbedeckung das Haus verlaſſen habe, beſuchte ſie ihn am folgenden Tage in ſeiner Wohnung, wozu zarte Beſorgniß für ſeine Geſundheit einen ſchicklichen Vorwand bot, und gab ihren Plan erſt auf, da er ſich als unwohl verleugnen ließ.

P. fand es nicht unter ſeiner Würde, am andern Tage den Freund in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Da deſſen Lebensgeiſter durch die Stille der Nacht beruhigt waren, ſo fand ein gutes Wort eine gute Statt, und bald wurde unter gemeinſchaftlichem Gelächter und Witzworten der Freundſchaftsbund von Neuem geſchloſſen.

Wenige Monate darauf lag Kleiſt in einer waldumkränzten Grube entſeelt neben ſeiner Himmelsbraut, mit welcher auf Erden die innigſte Vereinigung unmöglich war! Die Innigkeit dieſes Verhältniſſes erfuhr P. nun erſt und erklärte ſich dann Kleiſt's Ueberſpannung. Hätte P. früher darum gewußt und ſeinen Freund an einen edlern Tod für König und Vaterland gemahnt, ſo wäre gewiß Kleiſt einem muthigeren Entſchluſſe gefolgt.

Knebel.

Karl Ludwig von Knebel.

Bericht eines ihm Verwandten.

Es war am 23. Februar 1834 Vormittags zehn Uhr, als dieser edle erhabene Geist sich seiner irdischen Hülle entkleidete und zu den höheren Regionen der Lichtwelt empor schwang. — Mit diesem trefflichen Sänger zarter Naturpoesieen verstummte die letzte Harfe in den Sängerhallen von Weimars goldener Vorzeit, in ihm schwand das letzte der weithin leuchtenden Gestirne schöner Zeiten. Neunzig Jahre wandelte er auf Erden in einem Zeitraum von drei Menschen-Altern, der vielleicht an Thatsachen für jeglichen Zweig menschlicher Kultur der reichhaltigste genannt werden darf. Wie viele große und wichtige Ereignisse sind an ihm vorübergegangen — und welche reiche

Erfahrungen konnte dieſer feine Beobachter der Zeit ſammeln, den die Natur in geiſtiger Beziehung ſo hoch geſtellt und das Schickſal in ſo einflußreiche Verbindungen geführt hatte! — Wir dürfen daher wohl mit Zuverſicht darauf rechnen, daß ſelbſt die wenigen Bruchſtücke, welche wir jetzt hier niederlegen, den Leſern nicht unwillkommen ſeyn werden, da zur Beurtheilung jener großen Epoche auch die kleinſten Momente von Bedeutung ſeyn können.

Die Familie von Knebel ſtammt zunächſt aus Holland, von wo aus ſie ſich, wegen Religions-Verfolgungen, nach Deutſchland verbreitete. Es zeigt ſich ſchon in den erſten Mitgliedern derſelben ein hoher, kräftiger Sinn für das Wahre und Gute, den die Zeit auch in den ſpäteſten Enkeln nicht vertilgen konnte. So ließ ſich zum Beiſpiel einer dieſer Familie, Hans Knebel, im Jahre 1522 zu Antwerpen lieber verbrennen, ehe er ſeinen Glauben aufgab, und alle Verſprechungen und Drohungen des Hofes, alles Bitten und Flehen einer zarten und liebenswürdigen Hofdame vermochten ihn auf keine Weiſe, dem Wahren und Beſſern zu entſagen. Auch der Vater unſeres Knebel, der als Miniſter zu Ansbach fungirte, bewahrte dieſen Sinn der Rechtlichkeit ſeiner Verfahren; denn als er durch den damaligen Oeſterreichſchen Geſandten verſucht wurde, zum Nachtheile Preußens eine Urkunde zu unterzeichnen und zu dem Ende ihm eine bedeutende Summe

Geldes dargeboten wurde, wies er den Antrag kalt zurück und wachte deſto ſtrenger über das Intereſſe Preußens, wie die Zukunft auch nachmals gelehrt hat: ja er war ſo uneigennützig dabei, daß er ſelbſt ſpäter, als Ansbach und Bayreuth an Preußen gekommen war, keine Anzeige von dieſer Beſtechung machte, um ſich etwa einer Belohnung zu verſichern, ſondern er fand ſeinen ſchönſten Lohn im Bewußtſeyn treuer Pflicht-Erfüllung.

Ganz im Sinne ſeiner Vorfahren lebte auch der Verblichene in allen Beziehungen ſeines Lebens. — Er iſt zu Wallerſtein in Franken am 30. November 1744 geboren. Bis zu ſeinem neunzehnten Jahre lebte er in ſeiner Eltern Hauſe und genoß einer ſtrengen Erziehung. Den erſten Unterricht erhielt er zum Theil durch einen Hofmeiſter, zum Theil von ſeinem Vater ſelbſt und von ſeinen ältern Geſchwiſtern. Später bekam er zwei der vortrefflichſten Lehrer, den Dichter Uz, damals Juſtiz-Secretair, und den General-Superintendenten Junkheim. Dieſe beiden ausgezeichneten Männer ſuchten ihn wechſelweiſe zu bilden und zu erziehen, und er war ſchon im vierzehnten Jahre im Stande, zu ſeines Vaters Geburtstage eine fehlerfreie lateiniſche Ode zu dichten. Die Methode, welche man bei ſeinem erſten Unterricht befolgte, möchte ſchwerlich bei Jedem ſo gute Früchte tragen. Er mußte nämlich, unter Anderem, jeden Tag eine Ode, Epiſtel oder Satire aus Horaz oder einen Abſchnitt aus

Virgil und Ovid auswendig lernen, noch ehe es sein Lehrer mit ihm vorher durchgegangen oder übersetzt hatte, und er erzählte oft, daß ihm dies manchen Schweißtropfen gekostet, und daß Virgil, Horaz und Ovid gar manche Nacht unter seinem Kopfkissen geruht hätten, um sich mit Tages-Anbruch mit ihnen beschäftigen zu können. Wenn er auch später diese Methode mißbilligte, so freute er sich doch sehr, Alles glücklich überstanden zu haben; denn er wußte an sechzehnhundert Verse auswendig und bei vielen Gelegenheiten, und in den verschiedenen Lagen seines Lebens, fand er Trost und Beruhigung in der Philosophie und in den Sprüchen der Alten.

Junkheim verdankte er einen guten Religions-Unterricht und er war in seiner Jugend durch diesen trefflichen Religionslehrer so sehr begeistert, daß er sich schon fest entschlossen hatte, Theologie zu studiren. Da dies jedoch nicht in dem Willen seines Vaters lag, der ihn vielmehr zu einem Juristen bestimmt hatte, so fügte er sich, und bezog in seinem neunzehnten Jahre die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Allein weder die juristischen noch die philosophischen Vorlesungen sagten ihm zu und er hielt es daher schon nach einem halben Jahre für zweckmäßig, die Universität zu verlassen, um eine andere Laufbahn einzuschlagen. Sein Bruder war damals bei Friedrich dem Großen Leib-Page; zu diesem reiste er, und es gelang ihm, durch dessen Vermittlung,

in wenig Monaten als Offizier bei dem Regiment des Prinzen von Preußen angestellt zu werden. So hatte er nun Minerva's Hallen verlassen, um in den Wachtstuben Mavors sein Glück zu suchen, allein auch hier fand er nicht was er suchte. Wenn andere Offiziere sich von geheimen Liebes- und andern Abenteuern unterhielten, so sehnte er sich nach seinen Jugendfreunden Horaz und Virgil, und jeglicher Versuch, seine Kriegsgenossen für das Wahre und Schöne zu begeistern, war vergebens. Nur ein Versuch ist ihm gelungen, den er immer als den schönsten Sieg seiner Kriegsdienste anzuführen pflegte. Es war nämlich damals ein Offizier im Regiment, den er für den geistreichsten unter ihnen hielt, der sich aber leider erlaubte, über die heiligste Sache der Menschheit, über die Religion, zu spotten, was sein Herz immer tief verwundete. Er ergriff daher die Gelegenheit und redete ihm so nachdrücklich zu Herzen, daß dieser Offizier mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat, und ihm auf Handschlag und Ehrenwort angelobte, es nie wieder zu thun; so lange ihn Knebel kannte, hat er auch Wort gehalten, und sich immer freundlich und dankbar gegen ihn erwiesen. — Nachdem er zehn Jahre lang einen mechanischen und strengen Dienst in Friedenszeiten ertragen hatte, der ihm nur durch die freundschaftlichen Verbindungen mit mehreren damals zu Berlin lebenden ausgezeichneten Männern: Ramler, Gleim, Jacobi, Moses

Mendelssohn und Nicolai, erleichtert wurde, sehnte er sich nach andern Verhältnissen.

Die Bekanntschaft mit diesen Männern hatte bald in ihm den Wunsch nach einem ungestörten ruhigen und unabhängigen Leben rege gemacht, um sich ganz den Wissenschaften hingeben zu können. Er beschloß nach der Schweiz zu reisen, sich dort ein Plätzchen auszusuchen, wo er seinen Wohnsitz aufschlagen könne. Er bat daher um seinen Abschied, der ihm nur mit vieler Mühe, erst durch Vermittlung des Prinzen selbst gewährt wurde. Der Prinz, welcher ihn sehr liebte und ihn daher auch oft zur Tafel zog, übersendete ihm noch vor seiner Abreise ein eigenhändiges sehr huldvolles Schreiben, dem zu Folge er jeder Zeit wieder in Preußische Dienste treten konnte, wenn es ihm anderwärts nicht gefallen sollte.

Knebel beschloß über Weimar zu reisen, um Wieland, dessen Dichtergrazie ihn vorzüglich anlockte, persönlich kennen zu lernen. Dieser, und die unsterbliche Herzogin Amalie, nahmen ihn äußerst freundlich auf und er verlebte vierzehn genußreiche Tage an diesem Hofe. Als er sich eben zur Abreise anschickte, wurde ihm durch den Minister von Fritsch die Stelle eines Hofmeisters bei dem zweiten Prinzen, Constantin, angetragen, allein er lehnte diesen und einen zweiten deshalb an ihn ergangenen Antrag ab, indem er seine Untauglichkeit zum Hofleben verschützte, und reiste weiter. Kaum im elterlichen Hause

angelangt, fand er einen Brief, in welchem die Herzogin ihm vorſchlug, wenigſtens zum Verſuch nach Weimar zu kommen. Auf Anrathen ſeiner Schweſter, die ihm in allen Fällen als Orakel galt, nahm er dieſen Vorſchlag an und ging nach Weimar. Alle Bedingungen, welche er ſtellte, wohin unter Anderem gehörte, daß er weder im fürſtlichen Schloſſe wohnen, noch immer bei Hofe erſcheinen müſſe, wurden gewährt. Er war aber noch nicht lange in Weimar, als er ſchon Verfolgungen erfuhr. Graf G...., ein feiner Hofmann, hatte ſehr bald eine Partei gegen ihn gebildet, die nichts Anderes bezweckte, als ihn zu verdrängen. Als Knebel die Abſicht des Grafen erfuhr, ſchrieb er ſogleich an die Herzogin und bat um ſeinen Abſchied, indem er die Geſinnungen des Grafen offen und unumwunden darlegte. Der Graf G.... kam am andern Morgen ſelbſt zu ihm und bat dringend, daß er bleiben möge, da ſeine Behauptungen, welche er gegen die Herzogin ausgeſprochen, bloße Muthmaßungen und Mißverſtändniſſe ſeyen. Knebel ließ ſich wirklich bereden und blieb. Im Jahre 1774 trat er mit den beiden Prinzen, Graf G.... und einigen andern Perſonen die Reiſe nach Paris an. In Frankfurt ſuchte er Goethe auf, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er lange gewünſcht hatte, und ward dadurch die Veranlaſſung, daß Goethe mit dem nachmaligen Großherzog von Weimar bekannt wurde. Merkwürdig iſt, daß ihm Goethe ſchon

damals eine der letzten Scenen des „Faust“ vorlas (1774) und die ersten Scenen gar noch nicht vorhanden waren. Auch wegen dieser Anknüpfung war Graf G.... nicht wenig auf Knebel erbittert. Man setzte nun die Reise über Straßburg nach Paris fort. In Paris hatte Knebel das Glück, bald der Freund und Liebling der dortigen Gelehrten zu werden und wurde ohne Graf G.... in ihre Zirkel eingeladen, ein Umstand, der den Neid des Grafen noch mehr reizte. Als aber Knebel auf der Rückreise in Karlsruhe, wo er Klopstock's nähere Bekanntschaft machte, die Gunst des Markgrafen in hohem Grade gewann, kam endlich die stille Wuth des Grafen zum Ausbruch, auf eine Weise, die wir hier um so mehr übergehen, da theils zu delikate Verhältnisse obwalten, es uns aber auch theils zu weit abführen würde. Genug Knebel reiste früher ab als die Uebrigen. In Bamberg traf man sich erst wieder und in Hildburghausen kam Graf G.... auf Knebel's Zimmer, als dieser eben im Begriff war, einen Brief an ihn zu schreiben. Knebel gab ihm den noch unvollendeten Brief, indem er sich über sein Betragen hart beschwerte. Graf G.... mußte jetzt der Nothwendigkeit nachgeben, und bat Knebel, daß man gegenseitig von Allem, was während der Reise vorgefallen sey, schweigen wolle, um die Herzogin, welche man in Ilmenau treffen würde, nicht mit Unannehmlichkeiten zu behelligen; Knebel versprach es und man gab sich hier-

auf das Wort. Kaum war man einige Tage in Weimar angelangt, ſo gab die Herzogin Knebel zu erkennen, daß Graf G.... weder mit ihm noch mit dem Prinzen zufrieden ſey und machte Knebel bittere Vorwürfe deshalb. Jetzt ſchien der Augenblick gekommen, wo Knebel den Grafen entlarven mußte; er theilte ihr Alles auf's Genaueſte mit, was während der Reiſe vorgefallen war und bemerkte, daß er gern geſchwiegen, wenn der Graf nicht ſelbſt das Wort gebrochen hätte. Graf G.... bekam unmittelbar darauf ſeinen Abſchied und Knebel behielt die ungeſchwächte Gunſt der Herzogin bis zu ihrem Tode. Knebel, der ſich am liebſten einer philoſophiſchen Einſamkeit hingab, wählte ſich, mit ſeinem fürſtlichen Zöglinge, das einfache, drei Viertelſtunden von Weimar gelegene Dörfchen Tiefurth, und geſtaltete es durch Anlegung eines geſchmackvollen Parks und anderer ſinnigen Einrichtungen zu einem der ſchönſten Punkte jener Gegend, der bald nachher der Lieblingsort der fürſtlichen Familie und ihrer Umgebung wurde. Dies kleine und beſcheidene Dörfchen barg oft in einem kleinen Raume Wieland, Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul und Knebel; ein Vorzug, um welchen ſelbſt Rom und Athen dieſes Dörfchen beneiden dürften. Das innigſte Verhältniß fand wohl ſtatt zwiſchen ihm und Herder, denn jede Freude und jedes Leid ward zwiſchen ihnen getheilt, kein literariſches Unternehmen fand ohne vorangegangene gegenſeitige

Mittheilung ſtatt, und es wurde in der Herder'ſchen Familie kein häusliches Feſt begangen, bei welchem nicht Knebel als Mitgenoſſe zugezogen wurde. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Herder beweiſt, wie nahe ſich die Herzen dieſer beiden Freunde ſtanden.

Herder's ſteten Anregungen und Aufmunterungen haben wir es auch zu danken, daß uns Knebel den Properz und Lukrez in deutſcher Zunge wiedergab, und die meiſten ſeiner herrlichen Gedichte ſind in Folge jener Aufmunterungen entſtanden. Nach dem Tode ſeines fürſtlichen Zöglings erhielt er eine lebenslängliche Penſion, mit dem Charakter eines Majors, und lebte abwechſelnd bald in Weimar bald in Jena.

Er verheirathete ſich erſt im höheren Alter, mit einem Fräulein von Rudorff aus Landsberg in Pommern, welche, Schülerin des Königlich Preußiſchen Concertmeiſters Benda, als eine der vortrefflichſten Sängerinnen jener Zeit nach Weimar berufen wurde. Dort war ſie wegen dieſes glänzenden Talents nicht allein der Gegenſtand der Bewunderung des trefflichen Kreiſes ſeltener Geiſter, ſondern auch ganz beſonders der Liebling der Herzogin Amalie. Aus dieſer Ehe ſind ihm zwei Söhne, Karl und Bernhard, geboren worden. Möchte auch in dieſen der würdige Geiſt ihres trefflichen Vaters, dieſes ſchönen Muſters und Vorbildes großer Tugenden, fortleben! —

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zog er nach dem ihm früher liebgewordenen, romantisch gelegenen Bergstädtchen Ilmenau, wo ihn Goethe, Herder, Jean Paul und andere seiner Freunde abwechselnd besuchten und oft mehrere Wochen bei ihm verlebten. Dort sind die meisten und besten Erzeugnisse seiner Muse entstanden, dort sang er in den Bergwäldern, im vertrauten Umgange mit der Natur, seine schönsten Hymnen und Elegien. Er hat uns zwar nur wenig hinterlassen, aber das Wenige sichert seinen Namen in den Annalen unserer Literatur, denn es trägt das Gepräge echt-klassischer Gediegenheit an sich. Er pflegte oft selbst zu sagen: „man geht nicht mit vielem Gepäcke nach der Ewigkeit", und warnte immer vor Vielschreiberei. Strenge gegen sich und Achtung für das Publikum konnten ihn nie mit dem Grundsatze so mancher Schriftsteller: mundus vult decipi, befreunden. Daß seine Poesieen, wie überhaupt seine literarischen Erzeugnisse, weniger bekannt sind als sie es verdienen, ist wohl mehr der Anonymität zuzuschreiben: denn seine im stillen frohe Muse war nie lohn- und gefallsüchtig. Im Jahr 1805 zog er nach Jena, theils wegen der Erziehung seines ältesten Sohnes, theils wegen näheren Umganges mit mehreren ihm liebgewordenen Freunden, wohin namentlich Griesbach, Loder, Thibaut, Batsch, Büttner und viele Andere gehörten. Hier arbeitete er fleißig an seinem Lukrez. Schon vor dem Jahre 1790 hat er

dieſe Arbeit begonnen. Er ſuchte ſich zunächſt alle nöthigen Quellen und beſſern Ausgaben des Lukrez zu verſchaffen, und nach genauerem Studium derſelben ging er an die Ueberſetzung ſelbſt; zunächſt rein wörtlich: dieſe feilte er dann zu beſſerer Proſa um, und begann erſt bei der dritten Umarbeitung die Verſe, welche er dann noch drei Mal umarbeitete, ehe die erſte Ausgabe zu Leipzig bei Göſchen (1821) erſchien.*) Er las die Verſe mehrmals und ließ ſie ſich vorleſen, ſang ſie ſich ſogar vor, und ſtand oft des Nachts auf und zündete ſein Licht an, wenn er einen beſſern als den bisher gewählten Ausdruck gefunden, oder wenn er durch eine kleine Wortverſetzung ſeinen Verſen mehr Wohlklang verſchaffen konnte. Von ſeinem unſäglichen Fleiße zeugen die ſieben Abſchriften ſeiner Ueberſetzung und die große Anzahl von Bemerkungen, die er zum Behuf eines Commentars niederſchrieb und die ſich in ſeinem Nachlaß vorfinden. Mit Recht iſt daher von Kennern ſeine Ueberſetzung ein Nationalwerk der Deutſchen genannt worden.

Seine offene Gutmüthigkeit und ſein reiner Sinn für alles Gute und Schöne erwarben ihm nicht nur viele würdige Freunde, ſondern ließen auch in der Regel das

*) Eine zweite Ausgabe, nebſt einer Lebensbeſchreibung des Epikur, iſt im Jahre 1832 bei Göſchen in Leipzig unter ſeinem Namen erſchienen; die erſte erſchien nämlich, wie alle ſeine Schriften, anonym.

angeknüpfte freundſchaftliche Verhältniß als ein ungeſchwächtes und ungetrübtes fortbeſtehen. Ueberhaupt gehörten Treue und Aufrichtigkeit, die wahren Stützen der Freundſchaft, zu ſeinen glänzendſten Eigenſchaften; Heuchelei, Falſchheit und Neid haben nie ſein Herz bewegt.

Er hörte nie gern über Jemand Böſes reden, ſuchte in der Regel den Abweſenden zu vertheidigen und legte jeder zur Beurtheilung gezogenen Handlung die reinſten Motive unter. Sein ſchönſter Genuß war das Geben und Andern Freude zu machen und er wußte jede Gabe, auch die kleinſte, auf eine dem Individuum des Beſchenkten entſprechende, angenehme Weiſe zu veranſtalten. Er war immer darauf bedacht, Diejenigen, welche um ihn waren, zu erfreuen, konnte nichts allein genießen und theilte jede Kleinigkeit mit den Seinen.

Gegen Arme und Unglückliche war er höchſt freigebig und theilnehmend, und dies Gefühl des Mitleids erſtreckte ſich bei ihm ſogar bis auf das Pflanzenreich; jedem Thiere, jedem kleinen Käfer, den er leiden ſah, ſuchte er zu helfen und ihn zu ſchützen, jede trockne Pflanze ſeines Gartens begoß und pflegte er ſorgfältig. Er grüßte Jedermann freundlich und unterhielt ſich gern auf der Straße mit Gewerbtreibenden, Landleuten und Kindern, ließ ſich von ihren Beſchäftigungen erzählen, lobte oder tadelte ſie, gab ihnen gute Regeln und munterte ſie auf zu Fleiß und guten Werken. Wenn er Jemand

unglücklich oder krank wußte, ohne helfen zu können, so raubte ihm dies oft mehrere Nächte hindurch den Schlaf. Jedes Ereigniß in den Familien seiner Freunde berührte ihn auf das Innigste und er zeigte in allen Lagen des Lebens die aufrichtigste Theilnahme.

In religiöser Beziehung mag er vielleicht anders beurtheilt werden seyn, als er es verdiente. Er wohnte zwar besonders in der letzten Zeit, wegen seines hohen Alters, dem öffentlichen Gottesdienste nicht mehr bei, empfahl aber den Besuch desselben sehr den Seinen, ließ sich gern von ihnen den Haupt-Inhalt der Predigten mittheilen, und erwies den Lehrern des Christenthums besondere Ehre und Achtung. Nur war seine Religion nie an Formeln und Confessionen gebunden und er beurtheilte Jeden bloß nach seinen Werken, nie nach seinem Glauben. Die Schriften unserer Theologen gewährten ihm immer ein großes Interesse, und wenn er auch die des Paulus, Schleiermacher, Wegscheider, Röhr, Bretschneider, Schuderoff und Anderer vorzugsweise gern las, so ließ er doch die Schriften ihrer Gegner nicht unbeachtet, sondern prüfte Alles. Er nahm überhaupt an jeder interessanten und wichtigen Erscheinung in der Literatur, Kunst und Politik, bis zu den letzten Tagen seines Lebens, den wärmsten Theil. Seit einer großen Reihe von Jahren hatte er sich Excerpten-Bücher angelegt, in welchen er das Wichtigste niederschrieb, oft mit eigenen Bemerkungen, oft mit Pa-

rallel-Stellen aus den ihm jeder Zeit gegenwärtigen Alten begleitet. Aus dieſer reichhaltigen Sammlung dürfte, wenn ſie in gute Hände fiele, manches Erſprießliche geſchöpft werden. Beſonders findet ſich in denſelben viel über die Beſtimmung des Menſchen, ein Thema, daß ihn ſeit ſeiner Jugend beſchäftigt hat, über welches er auch ein eigenes Werk zu ſchreiben gedachte.

Seine Lebensart war ſehr geregelt und es dürfte wohl einige Entſchuldigung finden, wenn wir uns hierüber etwas umſtändlicher auslaſſen, da man ja aus der Lebensweiſe eines bis zum neunzigſten Lebensjahre kräftigen und thätigen Mannes ſich vielleicht manche Regel adoptiren darf. Seine Haupt-Elemente waren reine Luft und friſches Waſſer. Jeden Morgen und jeden Abend wuſch er ſeinen ganzen Körper mit friſchem Waſſer, wechſelte oft zwei Mal des Tages die Wäſche und ließ ſeine Kleider, ehe er ſie anzog, immer erſt der friſchen Luft ausgeſetzt. Er trank jeden Morgen zwei Taſſen ſchwarzen Kaffee mit viel Zucker und eben ſo nach Tiſche. Mittags aß er viel und gut, im Weintrinken war er ſehr mäßig und er hat nur ein einziges Mal zu viel getrunken, nämlich zu Potsdam, bei der Geburt des jetzt regierenden Königs von Preußen*), was er auch nie vergeſſen konnte. Abends aß er ſehr wenig, in der Regel etwas Suppe. Im Tabakrauchen

*) Friedrich Wilhelm III.

war er ſehr mäßig und trank friſches Waſſer dabei. Er blieb jede Nacht bis zwei Uhr auf und las ohne Brille bis in ſein neunzigſtes Jahr die klarſte Schrift. Er ſchlief ſehr ungern in Federbetten, träumte immer ſehr angenehm: denn ſeine Träume ſpielten in der Regel auf dem Lande, in ſchönen Thälern, Gärten und Wieſen. Selbſt die Art und Weiſe, wie er bei ſeiner Arbeit zu ſitzen pflegte, können wir nicht unberührt laſſen. Er ſaß nämlich nie vor dem Tiſche, das heißt Geſicht und Bruſt demſelben zugekehrt, ſondern immer von der Seite, ſo daß der rechte Arm an oder auf dem Tiſche lag; auf dieſe Weiſe war immer Bruſt und Unterleib frei. Die Lichter ſtellte er, da er viel des Nachts arbeitete, hinter die rechte Achſel, auf dieſe Weiſe konnte das Licht bequem auf's Buch fallen und ſeine Augen wurden weniger angegriffen, weil die Lichtſtrahlen nicht ſo ſcharf in die Augen ſtrömten. Sein Körperbau war äußerſt kräftig und ſtark. Er hatte ſich durch öfteres Lüften ſeines Zimmers gewöhnt, den ſtärkſten Zug zu ertragen. Unterkleider, beſonders wollene, waren ſeinem Körper fremd. Ein Halstuch trug er nur, wenn er ausging oder größere Geſellſchaft bei ſich ſah, ſonſt war Bruſt und Hals immer frei und unbedeckt. Seine Kopfbedeckung war ein breites Sammet-Barett und ſtatt des Rockes trug er einen weiten leichten Mantel. Er war groß und ſein ganzes Anſehen, mit kraftvollem Geſicht, hoher Stirn, kahlem Scheitel und Silberhaar, flößten un-

willkürlich Ehrfurcht ein. Wir beſitzen von ihm nur wenig wohlgelungene Abbildungen. Pſychologiſch merkwürdig iſt noch, daß ſein Gedächtniß, ſeine Phantaſie und Urtheilskraft in den Stunden des Nachts von zehn bis zwei Uhr ungleich ſtärker waren als zu andern Zeiten; was nicht allein die, welche in jenen Stunden oft bei ihm waren, deutlich bemerkt haben, ſondern er fühlte und ſagte es mehrmals ſelbſt. Auch verſtand er in der letzten Zeit die Wörter, welche ſich mit S oder Z anfingen, nicht nur nicht gut, ſondern er konnte ſich auch in der Regel auf ſolche Wörter nicht ſo leicht beſinnen, daher er ſich manchmal nur mit vieler Mühe auf den Namen der mit ihm ſehr vertrauten Familie von Ziegeſar beſinnen konnte.

Der Großherzog von Weimar und deſſen allgemein verehrte Gemahlin haben dieſem würdigen Greiſe viel Huld und Gnade erwieſen, und Erſterer, der die alten Freunde ſeiner Vorfahren ſehr zu ſchätzen weiß, und überhaupt gegen das Alter ſehr zart fühlt, denkt und handelt, hat ihn immer fleißig mit ſeinem Beſuche beehrt. Von den vielen Freunden, welche ihn beſonders in den letzten Jahren öfters beſuchten und in deren Umgang er ſich ſehr gefiel, wollen wir nur die vorzüglichſten anführen, unter welchen der Oberſt und Landrath Freiherr von Lynker wohl die erſte Stelle einnehmen dürfte. Dieſer war ein biederer und treuer Freund deſſelben, der theils durch ſeinen trefflichen Humor und ſeinen Weltverſtand, theils aber, und

vorzüglich, durch mehrere edle und wahrhaft freundschaftliche Handlungen sich das Verdienst erworben hat, zur Erheiterung seiner letzten Lebensjahre nicht wenig beigetragen zu haben. Ferner, besonders in literarischer Beziehung, der Geheime Rath und Kanzler von Müller zu Weimar, der auch Goethe's genauester Freund und Vertrauter war, und dessen Bruder, der Hauptmann von Müller in Jena, Knebel's Nachbar und täglich willkommener Gast. Dieser sprach seine Theilnahme bei dem Tode Knebel's auf eine schlichte aber tiefgefühlte Weise in einem Gedicht aus, womit er, nebst einem Lorbeerkranze, den Sarg des Verstorbenen schmückte. Wir werden dies Gedicht am Ende dieses Fragments mittheilen. Der Curator der Universität, Präsident von Ziegesar, die Professoren Luden, Döbereiner, Zenker, Stark, Succow, von Schröter, Göttling, Wachmann, Schwarz, Fries, Schulz und Scheidler gehörten zu seinen liebsten Freunden; sie besuchten ihn öfters, und gewährten ihm durch ihre verschiedenen Unterhaltungen manche angenehme Stunde seines Alters, was er immer sehr zu schätzen und dankbar anzuerkennen wußte. Unter den Frauen, welche als Schriftstellerinnen bekannt sind, gehören noch hierher: Frau von Wolzogen, Lina Reinhardt in Jena, und Frau von Ahlefeld und Frau von Voigt in Weimar.

Sein Begräbniß, welches am 25. Februar Abends sieben Uhr statt fand, wurde sowohl von Seiten der Aka-

demie als der Bürgerſchaft auf eine des Verewigten würdige und jene ehrende Weiſe begangen. Der Abend war ſanft und mild, klar und hell wie der Geiſt des Hingeſchiedenen. Die Studirenden, welche ſich ſowohl während ſeiner Krankheit, als bei der ganzen Feier, auf eine Weiſe benommen haben, welche nicht genug gerühmt werden kann, begleiteten ihn, der ihnen im Leben die Fackel des Geiſtes vorangetragen, mit mehreren hundert Fackeln zur Gruft, und in dem Augenblick, wo der Sarg eingeſenkt wurde, ſtieg ſeine Gedankenfreundin über die Berge und winkte ihm den letzten Gruß zu.

Nachruf an Knebel.

Ausgelitten, ausgerungen
Haſt Du, der Du einſt geſungen
Lieder klangvoll und erhaben,
Anmuthreiche Geiſtesgaben.
So begünſtigt von den Muſen,
Menſchenfreundlichkeit im Buſen,
Hat uns Dein befreundet Bild
Mit Verehrung ſtets erfüllt.
Ehrfurcht Deinen Silberhaaren,
War uns ſüße Pflicht ſeit Jahren;
Sie, die letzten treuen Zeichen
Jener Zeiten ohne Gleichen,
Wo an Weimars Firmament
Ihre Namen Jeder kennt.

Wird Dein Saitenſpiel nun ſchweigen,
Wirſt Du ſelbſt Dich nie mehr zeigen,
Darf es nimmermehr mir glücken,
Deine liebe Hand zu drücken —
Wird Dein Bild doch immer leben,
Immerdar uns hold umſchweben,
Denn voll Kraft und Geiſtesſtärke
Strahlen ewig Deine Werke,
Und Dein Grab im Nachruhms-Glanz
Schmücke dieſer Lorbeerkranz.

Lessing.

Ueber eine Predigt von Leſſing.

Mitgetheilt von F. V. Schloſſer.

In Leſſing's Briefwechſel mit Ebert iſt in einem Briefe des Erſteren vom 28. Dezember 1769 folgende Stelle zu leſen: „Alberti befindet ſich wohl, und was mich an ihm eben ſo ſehr freut als ſeine Geſundheit, iſt, daß ſeine Verſöhnung mit Goezen ein falſches Gerücht geweſen. **Yorik wird daher wohl predigen und** ſeinen Sermon mit nächſten einſenden." — Dies wird ſchwerlich Jemand verſtehen. Wie kommt Yorik zu Alberti und Goezen? Ebert hatte bei Herausgabe der Briefe dieſe unverſtändliche Stelle nicht erklärt, obwohl ihm dies ein Leichtes geweſen wäre. Unterdeß zerbrach man ſich den Kopf darüber, bis endlich Nicolai ſich ver-

anlaßt fand, das Räthſel in einem Aufſatz zu löſen, der zugleich eine Charakteriſtik Leſſing's in der Auffaſſung ſeines Zeitgenoſſen enthält. Zuerſt äußert er ſeine Verwunderung, daß in dem erſchienenen Bändchen von Leſſing's theologiſchen Schriften ſich der merkwürdigſte Aufſatz, nämlich jene Predigt, deren er in ſeinem Briefe erwähnt, nicht vorfindet, ein Mangel, der ihn zu der Vermuthung veranlaßt, daß das Manuſcript der Predigt verloren gegangen ſeyn müſſe. Er führt darauf an, daß es eine Predigt über zwei Texte, und deren Veranlaſſung die folgende geweſen.

Leſſing war im Jahre 1769 in Hamburg. Er hatte daſelbſt einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böſe Gerüchte bekannten Paſtor Goeze. Dieſer Umgang nahm alle ſeine Hamburger Freunde Wunder und einige äußerten ſich darüber. Leſſing kehrte ſich freilich nicht daran, ſo wie er in allen Dingen gern ſeinen eigenen Weg ging. Goeze war ein gelehrter Mann und beſonders ein guter Bücherkenner. Leſſing ſchätzte Alles, was zur Gelehrſamkeit gehört, ungemein, und beſaß bekanntlich ſelbſt eine ſehr ausgebreitete Bücher-Kenntniß. Urſachen genug, daß Leſſing an Goezens Umgange Gefallen fand, und des Letzteren theologiſche Orthodoxie konnte auch gewiß dieſes Gefallen nicht vermindern. Unter denjenigen von Leſſing's Freunden in Hamburg, die vorzüglich ſeinen beſtändigen Umgang mit Goezen

nicht begreifen konnten, war der Paſtor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Leſſing; Beide ſchätzten einander hoch und liebten ſich, ob ſie gleich in vielen Dingen nicht mit einander übereinſtimmten. Ueber theologiſche Materien hatten ſie oft freundſchaftlichen Streit, denn Leſſing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich nothwendig hielt, nicht für nothwendig anerkennen. Hierzu kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtſchaffenſte und redlichſte Mann, dennoch in Geſellſchaft bei Behauptung ſeiner Meinungen etwas heftig und peremptoriſch war. Leſſing hingegen konnte das Alzudeciſive nicht wohl leiden und pflegte in geſellſchaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Partie zu nehmen, welche die ſchwächere*) war oder die, wovon Jemand poſitiv das Gegentheil behaupten wollte; zuweilen auch, umgekehrt, gerade die, wovon Jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eigenen Geſichtspunkte zu betrachten ſchien. Dies that er, um Jenem Muth zu geben, ihm ſeine Gedanken ganz im Zuſammenhange zu

*) Viele von Leſſing's Freunden werden ſich noch erinnern, daß er während des ſiebenjährigen Krieges, ſo lange er ſich in Leipzig aufhielt, beſtändig in Geſellſchaften die Preußiſche Partie nahm, und in Berlin die ſächſiſche. Er ward deshalb an beiden Orten von den eifrigſten Patrioten, die bekanntlich ein wenig biſſig waren, herzlich gehaßt.

zu ſagen. Auch nachdem die Leute waren, die er vor ſich hatte, war er in Geſellſchaften wohl Liebhaber einer Sache, was die Engländer Fun nennen, und wofür unſere deutſchen ſolennen Landsleute keinen Sinn haben, und vielleicht auch ſelten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um ſich mit ſo manchen ſchalen Menſchengeſichtern durch ſo manche langweilige Geſellſchaft zu ſteuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich ſcheinen mag. Beſſer doch immer Fun zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden!

Leſſing war dogmatiſch in ſeinen Prinzipien, aber ſkeptiſch in ſeinen Unterſuchungen, Eigenſchaften, die er auf die edelſte Weiſe anwendete, und die ihn oft zu den herrlichſten Ideen leiteten, wenn er ſich bloß zu verirren ſchien. Er iſt deswegen nicht ſelten von Leuten, die ihn nicht kannten, ſehr mißverſtanden worden, wenn ſie das, was er irgend einmal, ſogar mit vieler Lebhaftigkeit und ſcharfſinnigen Gründen behauptete, für das Reſultat ſeiner Prinzipien anſahen. Wer Leſſing nicht genau kannte, konnte ſich ſehr in ihm irren, wenn er ihn disceptiren hörte.

Während Leſſing's Aufenthalt in Hamburg entſtand daſelbſt ein großer theologiſcher Zwiſt. Seit langen Zeiten war in den Hamburgiſchen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgeleſen worden, worin unter andern auch die Worte aus Pſalm LXXIX, 6: „Schütte deinen

Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen", ſtanden. Im Jahr 1769 hielten Alberti und ein anderer Prediger, Liebrecht, es wider ihr Gewiſſen, dieſe Worte ferner von der Kanzel zu ſprechen, und ließen ſie aus dem Bußgebete aus. Goeze, ſtreitſüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu ſchlagen und ſeine Collegen auf das Bitterſte zu verunglimpfen. Alberti gerieth auch in Eifer: der Pöbel nahm Partei für Goezen und wollte Gottes Grimm über alle ausgeſchüttet wiſſen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich ſo arg, daß der Senat Herrn Goeze bei Strafe der Suſpenſion befahl, die Sache ruhen zu laſſen.

Leſſing billigte gewiß Goezens hämiſche Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes erbeten werden ſollte. Aber er ward nun von ſeinen Freunden geneckt, daß er ſeinen vertrauten Goeze, ſo wie er ſonſt zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in geſellſchaftlichen Streitigkeiten ſich auf die ſchwächſte Seite zu ſchlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider ſich, beſonders aber erſtaunte Alberti, daß Leſſing Partei gegen ihn nahm. Dieſer aber ſetzte die Vertheidigung mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinn fort und ſagte unter Anderem: „Man müſſe in dieſer Sache wohl diſtinguiren,

dann werde sich's finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse." Alberti erwiderte dagegen: „Hier helfe keine Distinktion, denn in jedem Betracht sey es abscheulich, ein solches Gebet zu beten." Lessing verfocht seinen Satz; beide Theile wurden heftig. Alberti sagte endlich: „Christus spricht, Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!" Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen." Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten." Lessing erwiederte schnell: „Das sollen Sie sehen!" Alberti und Andere lachten.

Lessing ging fort und in wenig Tagen erschien: „Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm LXXIX, 6: „Schütte Deinen Grimm über die Heiden" und so weiter, und über Matthäi XXII, 39: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst"; von Yorik aus dem Englischen übersetzt."

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede gedruckt war, absetzen, und nur ein halbes Dutzend Exemplare abdrucken, woven er seinem Freunde Alberti eins unbemerkt in die Hände spielen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit

einem Blick, daß mit einem Manne wie Leſſing nicht zu ſcherzen ſey, und daß bei der damaligen Gährung, wenn dieſe Predigt bekannt würde, ſie eine für ihn ſehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn unbilliger Weiſe aufgehezte damalige Hamburger Publikum haben könnte. Der edle Leſſing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene ſeines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihm verſicherte: es ſey bloß Scherz, und die Predigt ſolle nicht bekannt werden, obgleich im Grunde Goeze gar nicht mit derſelben zufrieden geweſen ſeyn würde. Nur Alberti und einige andere von Leſſing's vertrauten Freunden bekamen ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu leſen, und dieſe damals nöthige Verſchwiegenheit hat auch Niemand bis jezt gebrochen.

Dieſe Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meiſterſtück, und es wäre ein großer Verluſt, wie ich faſt befürchte, wenn dieſes Manuſcript verloren gegangen ſeyn ſollte. Yorik's Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die ſcharfſinnige und gutmüthige Philoſophie, eben die menſchenfreundliche Toleranz und Theilnahme, eben dieſelben Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernſthafteſten Gegenſtande natürlich entſtehen. Ich erinnere mich, ſie mit unausſprechlichem Vergnügen zweimal geleſen zu haben; aber von der Predigt ſelbſt habe ich nichts in einigem Zuſammenhange behalten. Es iſt mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede ſehr lebhaft

im Gedächtniß geblieben: eine Dichtung, welche die Veranlaſſung enthält, die Yorik gehabt haben ſollte, dieſe Predigt zu verfertigen. Sollte je Leſſing's Manuſcript oder wenigſtens ein Exemplar der gedruckten Blätter noch zum Vorſchein kommen, ſo wird man ſehen, daß ich das Weſentlichſte treu im Gedächtniß behalten habe. Sollte indeſſen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede ermittelt werden, ſo wird ein Bruchſtück dieſes meiſterhaften Werkes, das ich hier mittheile, gewiß ſehr ſchätzbar ſeyn.

Die Idee der Erzählung iſt folgende:

Der Obriſt Shandy ging eines Tages mit ſeinem getreuen Trim ſpazieren. Sie fanden am Wege einen abgezehrten Menſchen in einer zerlumpten franzöſiſchen Uniform, der ſich auf eine Krücke ſtützte, weil einer ſeiner Füße verſtümmelt war. Er nahm ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen den Hut ab, aber ſein kummervoller Blick ſprach für ihn. Der Obriſt gab ihm ſogleich einige Schillinge, ungezählt wie viel. Trim zog einen Penny aus der Taſche und ſagte, indem er ihm denſelben gab: french dog!

Der Obriſt ſchwieg einige Sekunden und ſagte darauf, gegen Trim ſich wendend: Trim, er iſt ein Menſch, und nicht ein Hund!

Der franzöſiſche Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obriſten Rede gab Trim noch einen Penny, aber ſagte dennoch dabei: french dog!

Und Trim, dieſer Mann iſt ein Soldat! — Trim ſah ihm ſtarr in's Geſicht, gab wieder einen Penny und ſagte: french dog!

Und Trim, er iſt ein tapferer Soldat! Du ſiehſt, er hat für ſein Vaterland gefochten und iſt ſchwer verwundet worden! — Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, aber dennoch nicht zu ſagen unterlaſſen konnte: french dog!

Und Trim, dieſer Soldat iſt ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder! — Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Taſche hatte und ſagte doch, etwas leiſe: french dog!

Als der Obriſt nach Hauſe kam, ſprach er mit Yorik über dieſen Vorfall; dieſer ſagte: Es iſt klar, Trim haſſet die ganze Nation, welche ſeinem Vaterlande feindſelig iſt, aber er kann jedes Individuum lieben, wenn es Liebe verdient.

Ich erinnere mich, daß Swift ſchon einen ähnlichen Gedanken wie Leſſing hatte, worauf dieſer ſeine Predigt gründete. Swift ſagt nämlich in einem Brief an Pope: I have ever hated all nations, professions and communities; and all my love is towards individuals. For instance i hate the tribe of lawyers but i love consellor such a one, and judge such a one. This so with physicians — I will not speak of my own

trade — soldiers, Englisch, Scotch, french and the rest. Dieſe Denkungsart hatte mit der Leſſing's etwas Aehnliches. Er glaubte auch, Stände und Profeſſionen brächten ſowohl der gelehrten als der bürgerlichen Welt gewiſſe Nachtheile, in ſo fern die Mitglieder derſelben dadurch von der übrigen Welt abgeſchnitten und zu einem Privat-Intereſſe oder zu einer Privat-Denkungsart vermocht würden. Wenn aber Swift hinzuſetzt: But principally i hate and detest animal, call'd Man, although i heartily love John, Peter, Thomas and so forth, ſo war dies ganz und gar nicht Leſſing's Denkungsart. Er haßte weder den Menſchen noch die Menſchen. Swift hingegen hat nicht nur den Menſchen, ſondern auch oft die Menſchen gehaßt. Dies letztere geſchieht nur zu oft bei Einem, welcher viel Egoismus und Prätenſion beſitzt. Wer hatte deſſen wohl mehr als Swift? wer aber hatte deſſen weniger als Leſſing! —

Basedow.

Baſedow's Beſtrebungen

Von Dr. Ernſt Waldemar.

Johann Bernhard Baſedow war eines Bleichers Sohn aus Hamburg, ſtudirte daſelbſt unter dem berühmten Reimarus, darauf in Leipzig, führte einen jungen Holſteiner von Qualen auf Akademieen, und lehrte ihm ex uno ſo vortrefflich Latein, daß er in Kiel mit allgemeinem Beifall disputirte.*) Als Profeſſor auf der Ritter-Akademie zu Soroe vertheidigte Baſedow mit Einſicht Examern wider

*) Vergl. Préface du Traducteur; S. VIII. der Nouvelle Méthode d'Education, par Basedow, traduit de l'Allemand par Huber. 1772.

die „Literatur-Briefe", worauf dieſer ſeinem Lobe ein ganzes Blatt im „Nordiſchen Aufſeher" widmete und ihn auch dem Miniſter, Grafen von Bernſtorff, empfahl. Graf Taneſkjeld, ein Feind Bernſtorff's und Cramer's, ward Curator erwähnter Ritter-Akademie, und verfolgte Baſedow, der nun nach Copenhagen ging. Bernſtorff nahm ihn in ſeinen Schutz, überhäufte ihn mit den größten Lobſprüchen, verſchaffte ihm achthundert Thaler Gehalt, und befahl ihm, zu ſchreiben. Er ging nach Altona, und wie er dem Befehl, für die Menſchheit heilbringend, genügte, iſt bekannt. Er widmete ſein ganzes Leben der moraliſchen Verbeſſerung der Erziehung und der Studien, und war überzeugt, zum Reformator geboren zu ſeyn. Daß er hierin nicht irrte, bewies Alles, was der aufgeklärte, muthvolle und liberale Philantrop that. Es war in der Ordnung, daß dieſer enthuſiaſtiſche Vertheidiger der Wahrheit und Aufklärung — welcher glaubte, der Sohn Gottes habe im Traum einmal mit ihm geredet, der eine beſtändige Ebbe und Fluth in ſeinem Verſtande, und manches Wunderliche und Bizarre in ſeiner Lebensart hatte, aus dem aber oft die vortrefflichſten Wahrheiten ſtrömten — viele Kämpfe beſtand. Als durch ihn die Verbeſſerung der Erziehung in Anregung gebracht werden, war dieſe der Lieblingsſtoff der deutſchen Schriftſteller. Schlözer griff den Baſedow in der Vorrede und den Anmerkungen

eines anerkannt guten Buches,*) dem er auch dadurch mehr Theilnahme zu verſchaffen dachte, ſehr lebhaft, feurig und, bisweilen gegen deſſen Verdienſte offenbar ungerecht, in einem auffallend harten Tone an. Er beſchuldigte ihn: niemals einen Plan gehabt zu haben, und behauptete: ſein „Elementarwerk" ſey ganz unbrauchbar und unnütz. Selbſt ein berühmter Ausländer**) rügte Schlözer's grobes Verfahren mit den Worten: „Quand Mr. Basedow a travaillé a perfectionner l'éducation en Allemagne, son seul antagoniste, si l'on excepte quelques prêtres, a été Mr. Schlözer; et ce même Mr. Schlözer a voulu, que sa fille fût une virtuose dans toutes les sciences. Il vient d'en faire un maitre-ès-arts, tant il connoit bien les vrais rapports de la nature humaine, sur lesquels doivent se fonder les principes de l'éducation." — Baſedow gab eine bündige Vertheidigungsſchrift heraus, und nannte darin — weil ihn Schlözer „den Pädagogen" genannt hatte — dieſen als

*) Ludwig Renatus de Caradeuc de la Chalotais, königl. franzöſiſchen General-Procureurs im Parlament von Bretagne, „Verſuch über den Kinderunterricht" aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Baſedow'ſchen Erziehungs-Projekte betreffend. Göttingen und Gotha, 1771. 8.

**) Mirabeau „Monarchie prussienne" T. VI.

einen öffentlichen Lehrer an der Georgia Augusta, wieder: „Göttingens Pädagogen". Dies gab dem Käſtner, der vermöge ſeines Charakters nicht mit Schlözer harmoniren konnte, Veranlaſſung zu folgendem etwas boshaften Sinngedicht, zu deſſen Verſtändlichkeit man wiſſen muß, daß Schlözer Informator ſeiner nachmaligen vortrefflichen Gattin — der würdigen Tochter des berühmten Leib-Medicus und Profeſſors Röderer zu Göttingen — geweſen war.

„An Baſedow.

Warum nennſt Du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch Niemand hier als ſeine Frau erzogen!
Und hätte die Verſtand durch ſeine Zucht bekommen,
So hätte ſie ihn wahrlich nicht genommen."

Käſtner, der, trotz ſeinem epigrammatiſchen Treiben, für alles Gute empfänglich war und als Freund der Wahrheit auch Baſedow's raſtloſe Thätigkeit ſchätzte, und keineswegs an deſſen guten Abſichten, wohl aber an dem Erfolg einiger vorgeſchlagenen Mittel zweifelte, ſprach zu eben der Zeit ſeine Meinung über ihn öffentlich in folgendem Verſe aus:

„Vielleicht iſt Baſedow ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menſchenfreund, kein Prahler und kein Schwätzer."

Uebrigens konnte ein Mann von Baſedow's Geſinnungen keine große Anzahl von Freunden in ſeinem Zeitalter haben; er beſaß jedoch die Achtung und Liebe der Beſten, war ſelbſt ein treuer, edelmüthiger und eifriger Freund, und Niemand, als ein Feind der Gerechtigkeit, konnte ſein Feind ſeyn. — Daß ſich kein eigentliches Philantropin nach ſeiner Idee zu Stande bringen ließ, war ihm überaus ſchmerzlich; aber ſein Jahrhundert war vermuthlich ſo wenig noch dazu reif, als das unſrige. Seine Ideen, durch ein ſolches Philantropin Deſſau zu einem allgemeinen Zufluchtsorte der Tugend und zum Mittelpunkt Europens zu machen, waren vortrefflich, grenzten aber an das Romanhafte. — Von den Brüder-Gemeinden war er ſehr eingenommen, und hielt ſie für die einzigen wahren chriſtlichen Gemeinden. — In das Stammbuch eines Theologen hatte Baſedow im Jahr 1779 geſchrieben:

Der Geiſt der Wahrheit beſſ're bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn' alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

Der Todestag dieſes in ſo vieler Hinſicht großen Mannes, des Vaters der neuen Pädagogie (er ſtarb am 28. Juli 1790 im ſiebenundſechzigſten Jahre, zu Magdeburg, ſehr ſanft und als ein frommer Weltweiſer), der eine

„Philantropie" und „praktiſche Philoſophie" ſchrieb, ein Philantropin dachte und ſtiften wollte und ein philantropiſches Inſtitut gründete, nach welchem der unvergeßbare Salzmann die noch blühende Schnepfenthaler Erziehungs-Anſtalt ſchuf — ſollte in allen deutſchen Lehr- und Erziehungs-Anſtalten jährlich gefeiert werden.

Jean Paul.

Das Schrecken im Walde.

Von einem Augenzeugen.

In der sogenannten Bankschenke des Neustadt-Orlaischen Waldes war es in einer August-Nacht des Jahres 1821 oder 1822 sehr unruhig hergegangen. Sie liegt sehr romantisch einsam am Fuß eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgerentet hat, und der Weg, im Anschauen der weiten, herrlichen Umgegend, nach Pösneck und Saalfeld hinüber führt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und auch neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Mordthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen; vollends in der Nacht. Nun traf es sich aber, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankschenke — gewöhn-

lich nur der Bankfleiſcher genannt, weil er ſeines Handwerks ein Fleiſcher iſt — mit den Seinigen zu Bett gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür ſich erhob. Zitternd öffnete nach langer, ängſtlicher Zögerung endlich die Wirthin, und ſiehe da! ein großer, wie ſie erzählte, „baumſtarker Kerl“ ſtand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenſtock in der Hand und einen großen Hund neben ſich. Wer hätte nicht bange ſeyn ſollen! — Mit lauten Aeußerungen des Unwillens über das lange Warten trat er ein, und warf ſich ohne Weiteres auf die Ofenbank oder den Höllenſtein, wie man ſie insgemein nennt. Die Nacht ging in ungewiſſer Erwartung hin, denn man betrachtete den unheimlichen Gaſt als den Vorboten einer Räuberbande, und der Morgen verſcheuchte noch nicht alle Sorgen. Ein ſonnverbranntes Geſicht, Hals und Bruſt ganz entblößt, von gleich brauner Farbe, erhob ſich vom unſanften Lager. Ein ſchlichter, leichter Ueberrock, weite, lange leinwandne Beinkleider und plumpe Reiſeſchuhe vollendeten das Bild eines unmodiſchen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Waldſcepter und der zottige Geſelle daneben beſtätigten zum Ueberfluß, daß es der Schreckensmann von geſtern war. Mit dem Frühеſten brach er auf, nachdem er mit einem ſehr groben Frühſtück vorlieb genommen hatte. Als er den Bankfleiſcher in dem abgelaſſenen Teiche dicht neben der Schenke fiſchen ſah, nahm er Theil daran. Man gab ihm dazu ein Paar alte

Stiefeln aus dem Hauſe, mit dieſen knetete er rüſtig in dem Schlamme herum; darauf gab er in der Stube die ſchmutzige Fußbekleidung dem Eigenthümer zurück, warf einen Speziesthaler als Entſchädigung für Alles auf den Tiſch, und ging davon. — Kein Menſch wußte aus der Erſcheinung klug zu werden. Alles ſtand im grellſten Widerſpruch an ihm, Armuth der Kleidung und Reichthum des Beutels, Gemeinheit der Bedürfniſſe und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefallens an den Naturſchönheiten der Gegend. Ein Bettler konnt' es nicht ſeyn, und auch nicht wohl ein Räuber, wenigſtens verrieth er keine Luſt zur Ausübung ſeines Handwerks. — „Ein Gelehrter jedenfalls", meinte das Fräulein vom Herrnhofe, als ſie den Bericht der Schenkwirthin von dem nächtlichen Abenteuer auf dem Felde beim Schneiden des Getreides am andern Morgen vernahm; „ein etwas malpropres Genie, ein Dichter, der die Muſe der Einſamkeit ſucht, vielleicht auch nur ein Sonderling, der auf dieſem Wege nach Auszeichnung jagt, vielleicht Alles zuſammen." — Sie hatt' es kaum geſagt, als die Bankwirthin plötzlich aufſchrie: „Ach, da kommt er, da kommt er wieder! Gerade auf uns los!" — Wirklich ſah Jene die abenteuerliche Geſtalt, genau zu der Beſchreibung paſſend, den Feldrain aus dem Waldthale herauf kommen, und konnte ſich einer Anwandlung von Furcht nicht erwehren. Nach einer einfachen Begrüßung und Belobung der Gegend nahm der Fremde

auf einem Feldſtein Platz, zog ein Pergament-Täfelchen aus der Taſche, und ſchrieb lange, erhob ſich dann, fragte nach dem nächſten Meierhofe und ſtieg leſend und ſchreibend wieder hinab, wo er bald darauf verſchwand. Niemand hatte ſich getraut, ihn über Stand und Namen zu fragen. — Nach dreien Tagen ſah man dieſelbe originelle Geſtalt in dem Gaſthof des nahegelegenen Städtchens mitten unter Fuhrleuten bei einer Flaſche Wein ſitzen. Augenblicklich wurde der Wirth über ihn gefragt. „Das iſt ein großer, weltbekannter Dichter", erklärte dieſer, „der da unter den Fuhrleuten nur ſitzen und liegen will. Er heißt Jean Paul!"

Rochlitz.

Friedrich Rochlitz.

Von L. A. Frenaué.

1843.

Abermals ein edler Geiſt geſchieden von dieſer Welt, vielfach und heilſam gewirkt habend in ihr, als Schriftſteller, als Mitbürger, als Spender und Verpfleger der Armen, als heiter ſorglicher Wirth in ſeinen gaſtlichen Hallen, deren Wände von einer eben ſo ſinnig zuſammengebrachten, wie ſchön geordneten Bilderſammlung leuchteten, ein tief gründender Kenner der Muſik und aller dahin gerichteten Studien, ganz vornehmlich auch der Metrik, worin er ſelbſt von Meiſtern der Kunſt zu Rath gezogen ward, insbeſondere wo es die Geſanges-Weiſe der antiken Zeiten galt.

Seine Poeſie zeigt ſich mehr dem Verſtande verwandt als einer kühn auflodernden Phantaſie, aber eine innige Gemüthlichkeit durchdrang und durchwebte in ſeinen Dichtungen jede Zeile, wie man wohl ſprechen mag. Am glücklichſten bewegte er ſich in Stoffen, der Zeit entnommen, worin er äußerlich lebte. Eine eben ſo ſcharfſinnige als menſchenfreundliche Beobachtungs-Gabe vergönnte ihm manch ſinnvolle Bearbeitung von Gegenſtänden, ihm dargeboten von der wirklichen Welt, obgleich auch auf dieſem Gefilde die Muſe ihm oftmals erfundene Geſtaltungen erſcheinen ließ.

Der von dem Schreiber dieſer Zeilen aufgeſtellte und mehrfach verfochtene Satz: „Es giebt, außer dem abſolut Sündhaften, nichts abſolut Unpoetiſches in der Welt", findet ſeine ſchönſte Bewährung in Rochlitzens oft ernſtfeierlicher, oft humoriſtiſch kecker Darſtellung des ſogenannt gewöhnlichen Lebens.

Hier iſt weder Zeit noch Raum vorhanden zu näher ausführender Betrachtung jener angedeuteten Momente auf der vielbedeutenden literariſchen Bahn des theuern Verewigten. Das kann ich mir aber nicht verſagen, einen Nachklang aus ſeinem und meinem hienieden letzten Beiſammenſeyn folgen zu laſſen.

Es war in Leipzig, vor nun etwas über zwei Jahren. Wir hatten bis dahin mit einander nur Einmal Auge in

Auge geſehen. Darüber war etwa ein Viertel-Jahrhundert verlaufen, während deſſen wir uns jedoch brieflich ſtets inniger, den Bruder-Namen zwiſchen uns eintreten laſſend, verbunden hatten, wobei es denn gelegentlich herauskam, daß wir außer dem, Beiden gemeinſchaftlichen Taufnamen Friedrich auch noch die Aehnlichkeit theilten, Beide am 12. Februar geboren zu ſeyn; — nur freilich Rochlitz um ein Decennium früher beinahe als ich. Ob wir uns nach dem ſo lange äußerlich Fernſeyn und Altern auch gleich beim erſten Anblick wieder erkennen würden? — „that is the question!“ ſagte ich mit Hamlet zu mir, als ich in Leipzig nach der ſchönen Wohnung des lieben Freundes ging. Eben nur als einen alten Freund bat ich mich anzumelden, und gewann ſogleich Zutritt. Da ſtanden wir nun einander allein gegenüber in des Hausherrn ſchöngeordnetem Studir-Gemach. — „Wer bin ich?“ fragte ich ihn lächelnd. — Er ſah mich aus den klaren, klugen Augen forſchend an, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Noch weiß ich's nicht, wer eigentlich vor mir ſteht. Daß es ein alter Freund iſt, ſagt mir die Anmeldung, und ſagt mir auch jetzt mein Herz, und fügt hinzu, ein mir beſonders lieber Freund. Jedoch der Name fehlt mir noch.“ — „Wenn wir einander an dritten Ort getroffen hätten, unvorbereitet, wer weiß“ — erwiederte ich — „mir wär' es wohl mit Dir gegangen, wie jetzt

Dir mit mir.“ — „Du grüßeſt mich mit dem Brudergruße“ — ſprach Rochlitz — „und auch mir wird mehr und mehr brüderlich zu Sinn. Wäreſt Du etwa Fouqué!“ — Bejahend voll tiefſter Bewegung faßte ich die Freundeshand, und nun quoll der ſelige Strom der Mittheilungen, aus Herz in Herz, aus Seele in Seele, ungehemmt ſeine Bahn entlang. Verſteht ſich, daß davon ſich nur wenig eignet zur öffentlichen Mittheilung, ſonſt wär' es ja eben kein unbedingt voller Freundſchafts-Erguß geweſen. Einiges jedoch mag auch hier laut werden. So, als wir auf unſerer Beider Verhältniſſe zu Goethe zu ſprechen kamen — Rochlitz hatte ihm viel näher geſtanden als ich — und er mir perſönlich holde Aeußerungen Goethe's über mich berichtete, fiel mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich mußte zu ihm ſprechen: „Sieh, Rochlitz, wie Du nun unſern Poeten-Kaiſer*) ſo redend einführſt, wird mir's deutlich, warum Du mir ſo verwandelt vorkameſt bei unſrem Wiederſehen vorhin. Nicht eben, daß Du ausnehmend gealtert wäreſt, aber Du haſt während dieſes Viertel-Jahrhunderts eine wunderbarliche Aehnlichkeit gewonnen; eine Aehnlichkeit, die ich

*) Zu Goethe's achtzigſtem Geburtstage hatte ich ihm mit einem Liede angeſungen, das er nach ſeiner gewöhnlich bequemen, faſt etwas nachläſſig zu nennenden Weiſe unbeantwortet ließ. Ich ſandte ihm folgende Reime ſpäterhin

früher nimmer an Dir bemerkt hatte — die Aehnlichkeit mit Goethe.“ — Und wahrlich, so verhielt es sich auch, und das Gleiche sollen schon Andre bemerkt haben. Eine gewisse vornehm freundliche Würde in beider edler Männer Benehmen herrschte wohl zunächst dabei vor, jedoch hatte sich diese eigenthümliche Gattung von Aehnlichkeit erst in späteren Jahren so recht bemerkbarlich entfaltet. Auch in den Zügen der würdigen Angesichter war das immer deutlicher hervorgetreten. Obzwar die Augen Rochlitzens weder an Farbe noch an Umfang jene dunkelrollenden Sphären unter Goethe's Jupiter-Stirn erreichten, bewahrten sie doch denselben Ausdruck sanfter Kraft und tief durchdringender Gewalt für Alles, was sie zur Betrachtung anzog.

---

zu, und weiß, daß sie dem edlen Heros zum Ergötzen gereicht haben:

„Alter Kaiser, alter Kaiser
Aller Dichter, bleib'st Du stumm?
Sieh', ich flocht Dir Kranzes-Reiser,
Und Du sagst nicht 'mal: „Hum, hum!“
Silbern unter'm Kranz gelockt Du,
Reifer als wir All', und weiser,
Schwiegst auch noch so schlimm verstockt Du,
Bleibst mein guter, alter Kaiser!“

Zu etwa nöthiger Erläuterung diene, daß wenn Goethe nach poetischen, ihm vorgetragenen Mittheilungen weder belobt noch tadeln wollte, ein wohlwollend klingendes „Hm, hm!“ über seine Lippen ging.

Auf's Anmuthigſte überraſchte mich Rochlitz in jenen paar Tagen unſres letzten zeitlichen Beiſammenſeyns, als er in einem erkornen kleinen Kreiſe von Frauen und Männern mir ankündigte: er wolle für heut einige Gedichte vorleſen. Ich faßte es in dem Sinne auf, es ſeyen Dichtungen aus ſeinem eignen erhabnen Geiſte, und ſprach unverhohlen meine Erwartungs-Freude darüber aus. Er lächelte mild, und begann zu leſen mit all dem vollen Wohllaut ſeiner ſchönen Stimme, und dem noch ſchönern Wohllaut hervorquellend aus ſeiner lieben Seele. Faſt hätte ich mich verleiten laſſen, nach den erſten zuſammengedrängten Zeilen die Trefflichkeit des Gedichtes zu preiſen. Da ging es mir jedoch auf: das Vorgeleſene war von mir ſelbſt und nur ſo wunderſamlich tief mich eben diesmal ergreifend durch des Freundes begeiſterten Vortrag. „Nicht wahr, lieber Poet", ſagte Rochlitz, „ein tüchtiger Rhapſode iſt doch auch was werth?"

Bevor wir zum Letztenmale ſchieden, war noch zwiſchen uns, wie das ja ohnehin allen beſonnenen und auf das Ewige geſtellten Greiſen heilige Pflicht gebietet, vom Ausgange aus der Zeit und vom Eingang in die Unendlichkeit ausdrücklich klar die Rede, und ich meinte, Rochlitz möge, unerachtet ſeines vorgerückten Alters, noch länger hienieden weilen, als ich. Er wies mich auf mein kleines Söhnlein an, das er mit inniger Liebe angeſchaut und aufgenommen hatte, meinend, dem ſey doch ich für

manch ein Jahr lang nöthig, ſchier unentbehrlich, während er, der kinderloſe Wittwer, mehr auf das Jenſeit als auf das Dieſſeit hingeſtellt ſey; wogegen wiederum ich den Freund an einige holde Jungfrauen-Geſtalten mahnte, die ihn pflegetöchterlich umwebten und ſeiner pflegten, eben ſo ſinnig erfreut durch das, was er aus ihren lieblichen Händen empfing, als was dagegen er ihnen geiſtig und fromm gemüthlich zu bieten vermochte.

Ausdrücklich erwähnte er noch des dazumal erſt unlängſt abgeſchiedenen, auch in Leipzig tief betrauerten Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, und des Umſtandes, daß er ſelbſt mit dem frommen Fürſten in gleichem Alter ſtehe, wobei es ihm ſeither vorkomme, als werde er über dieſes Ziel nicht weit hinausleben.

„Wie Gott will!“ ſagten Rochlitz und ich beim Scheiden.

Ich blieb mit ziemlicher Zuverſicht dabei, er ſolle meinem vielbewegten Erdendaſeyn einſt noch am Ziele das Grabmal aufſtellen, wenn auch mit kurzer Inſchrift nur.

Nun iſt er mir vorangegangen. — Gott helfe mir zu rechter Zeit und Stunde ihm nach!

Nimm fürlieb, lieber Rochlitz, mit dieſem Dir nachgeſandten Pilger-Gruß, Du ſtets mir treuer Pilger-Genoß!

Nahmſt Du es ja auch ſo gütig auf, als ich noch unlängſt Dir meine geſammelten Werke durch eine Zueignung weihete, und Du mich zum letzten Mal durch den Anblick Deiner bis an's Ende regelrecht und ſchön geformten Schriftzüge erfreuteſt. — Nun ſchaueſt Du voll Pſalmen-Dankes in das ewige Weihnachts-Feſt.*)

*) Jouaus ſtarb in demſelben Jahre 1843.

Wetzel.

Einiges über Friedrich Gottlob Wetzel.

Von Dr. G. W. Grohe.

Der Consistorialrath, Herr Friedrich August Köthe, hat, bei Gelegenheit einer von ihm erfolgten Anzeige der Funkschen, die Dichter Hoffmann und Wetzel biographisch darstellenden Schrift, einige Bemerkungen niedergelegt, welche die genannte Schrift theils bestätigen, theils erweitern und einen lesenswerthen Beitrag zu der Schilderung beider ausgezeichneten Männer, besonders Wetzel's, liefern. Diese Bemerkungen sind nicht ohne tiefen Eindruck auf mich selbst geblieben; innig befreundet seit der Zeit meines Schullebens in Bautzen mit Herrn Köthe und eben so durch die ergreifendsten Erinnerungen an

meinen früh vollendeten Wetzel geknüpft, konnte ich nicht ohne tiefe Rührung mich in eine Periode des Daseyns versetzt sehen, welche, unter nicht ganz ungünstigen Verhältnissen zurückgelegt, durch eigenthümliche, unvertilgbare Reize das ganze übrige Leben hindurch auf Gedächtniß und Gefühl eben so nachhaltig, als wohlthätig, einwirkt. Dies ist auch der Grund, warum ich an jene Bemerkungen noch einige ähnliche, wenn gleich unbedeutendere, zu reihen mich aufgefordert finde.

Wetzel zeigte schon auf der Schule ungewöhnliche Anlagen. Er besaß die Kraft, sich in jedem wissenschaftlichen Gebiet in kurzer Zeit einheimisch zu machen. So war es ihm eingefallen, Hebräisch zu lernen, ob er gleich der Kenntniß dieser Sprache für seinen Berufskreis, als künftiger Arzt, leicht entbehren konnte. Früh genug wirkte auch diese Betrachtung auf den Fleiß, welchen er auf diese Sprache wandte und er unterließ nun jede Vorbereitung und Wiederholung des Gelesenen, kam überhaupt in die Stunden nur aus Gefälligkeit für einen unserer Lehrer, den damaligen Subrektor Demuth, der ihn in seinen Lektionen nicht gern vermißte. Dennoch mochte er wohl unter der nicht unbeträchtlichen Zahl von Schülern, welche eben damals sich mit dieser Sprache beschäftigten, an Kenntniß derselben leicht der vorzüglichste seyn.

Ein früh gereiftes Nachdenken, eine reich begabte Phantasie, ein in dem Alter, in welchem er damals stand,

ſeltenes äſthetiſches Gefühl, waren Eigenſchaften, durch welche er alle ſeine Schulfreunde überragte. Er ſchrieb gern Gedichte, lateiniſche und deutſche, und betheilte ſeine Vertrauten mit denſelben. Sie ſind hin und wieder ſchwerfällig — der gewöhnliche Fehler eines von Ideen gedrängten, doch ſie zu bezwingen noch nicht mächtig gewordenen Geiſtes — aber Tiefe des Gedankens, Sprachreichthum, Sprachgewandtheit treten auch in ihnen ſchon unverkennbar auf. Ihrer Lesbarkeit ſteht allerdings ein ſehr gewichtiges Hinderniß entgegen: die undeutliche Handſchrift nämlich, auf die auch Herr Köthe hinweiſt, allein es gehörte zu den Eigenheiten Wezel's, auf dieſelbe keinen Fleiß zu wenden, ſelbſt wenn es ihm ein Leichtes geweſen wäre.

Eins ſeiner auf der Schule gedruckten Gedichte, das ich noch beſitze, zeigt unverkennbar ſeine hervorſtechenden Anlagen zum denkenden Dichter, die er in der Folge ſeines Lebens bis zu einer nicht gewöhnlichen Höhe ausgebildet hat.

Ich ſpreche meinen lieben, im Tode noch treu und innig von mir verehrten Wezel nicht von einer kleinen Neigung zum Sonderbaren frei. Abweichendes, Ungewöhnliches, Auffallendes, war für ihn anziehend, doch dies keineswegs aus Verſchrobenheit, aus Mangel an klarem Erkennen des Würdigen und Angemeſſenen, ſondern wohl meiſt aus dem Grunde, ſeinen Freunden und Bekannten

Gelegenheit zum freundlichen Tadel, zum arglosen Spott, zum traulichen Ausschelten und Verweisen zu geben. Wenn er dann so ruhig saß, gelassen, und ohne ein Wort zu erwiedern, die gut gemeinten Ermahnungen anhörte, drauf, wenn er deren genug zu haben glaubte, den Mund mehr und mehr zu einem Lächeln verzog, in welchem sich das schuldlose Vergnügen, wodurch es erzeugt wurde, nur gar zu deutlich ankündigte, endlich ohne Kraft, sich länger zu halten, in lautes Lachen ausbrach: da konnte man tief und sicher in sein Inneres blicken und den Menschen sehen, der, um Andern einen unbeneideten Triumph zu gewähren, es nicht verschmähte, selbst in einiger Blöße zu erscheinen.

Es kann hier überhaupt am Orte seyn, mit kurzen Worten anzuführen, woher es wohl komme, daß Menschen von ungewöhnlichem Talent selten ganz frei von Sonderbarkeiten sind. Der vorzügliche Grund von dieser Erscheinung mag allerdings darin liegen, daß die Richtung des Verstandes und des Nachdenkens bei Menschen dieser Art dem Alltagsleben, aus einer niedern und aus unzähligen, ein folgerechtes Denken mehr störenden als fördernden Kleinigkeiten bestehenden Sphäre, abgewendet, dagegen dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst zugewendet ist, da in diesem letzteren die Bewegungen der Seelenkraft freier, weniger unterbrochen und durch großartigere Erfolge des Denkens befriedigender hervortreten.

Ein anderer Grund iſt wohl der, daß in dergleichen Menſchen Phantaſie und Gefühl eine allzuverherrſchende Gewalt behaupten und das Urtheil mit ſich dahin reißen. Anſichten und Neigungen, welche entweder ein Zufall erzeugte, oder welche mit den innerſten Bewegungen ihres Organismus in einem ſelten erkannten Zuſammenhange ſtehen, wurzeln dann ſo tief in ihnen, daß es weder ihnen ſelbſt noch Andern gelingt, ſie zu verdrängen.

Endlich darf man aber auch, um gerecht zu ſeyn, nicht ableugnen, daß talentvolle Menſchen nur gar zu oft durch ein zu hohes Selbſtgefühl, durch Eitelkeit verleitet, von der graden Bahn des Wahren, des Nothwendigen und Empfehlenswerthen ſich verirren, und in unwegſame, unerquickliche Gebiete ſich verlieren. Dieſer letztere Fall kommt leider oft genug vor, und wie könnte es anders ſeyn? Kaum zeigen ſich in einem Weſen die erſten Spuren eines hervorſtechenden Talents, beſonders eines ſolchen: deſſen Erzeugniſſe oder Leiſtungen das Sinnenſyſtem ergreifen und ergötzen, als das eines Dichters, eines Muſikers, eines plaſtiſchen Künſtlers, ſo ſtrömen Beifallsbezeugungen und Lobpreiſungen, die ſelten das rechte Maaß halten, ihm von allen Seiten zu. Der Geprieſene, der ſich da gewöhnlich noch in einem ſolchen Alter befindet, in welchem Mangel an Umſicht und Erfahrung, verbunden mit Unreife des Urtheils, ihm nicht verſtattet, das Verdiente in dem Weihrauch, der ihm geſpendet wird, von

dem Uebertriebenen zu ſondern, nimmt, was er hört, willig auf, und legt ſich den Werth bei, der ihm von Andern zugeſprochen wird. Was geſchieht? Die Spender des Beifalls erſchöpfen ſich oder wenden ſich andern Begabten zu, und der an den Genuß des Lobes Gewöhnte ſieht ſich, anſtatt, wie er hoffte, daſſelbe im Verhältniß zu ſeinen Anſtrengungen wachſen zu ſehen, in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Aber Aufmerkſamkeit muß er erregen, ſo will es die bereits herrſchend gewordene Tendenz ſeiner Natur, und da dieſe durch das frühere, edlere Streben ſich nicht mehr gewinnen läßt, ſo muß ſie durch Seltſames, je auffallender, je beſſer, erzwungen werden.

Zu dieſer letztern Kategorie zählt ſich unſtreitig mit vollem Rechte J. J. Rouſſeau, und wem die kurze Zeit vor ſeinem Tode zu Paris geſpielten Scenen ſeines vereinſamten, und doch immer aus ſich hinausgehenden Lebens nicht unbekannt ſind, wird ihn aus derſelben nicht verdrängen wollen.

Ich habe einen Mann — den Verfaſſer von Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen — in ſeinem ſchon vorgerückten Alter kennen gelernt. Dieſer, der außerdem „Miß Fanny Wilkes“ und ſo manches Andere, freilich jetzt Vergeſſene, geſchrieben, wurde zu ſeiner Zeit nicht mit Unrecht unter die berühmten Schriftſteller ſeines Volks gezählt. Er war als Menſch ſehr achtungswerth,

von mildem, freundlichem Weſen und durchaus redlicher Geſinnung. Einen kleinen Fehler hatte er an ſich, den man ihm, dem gutmüthigen, argloſen Greiſe, gern verzieh. Er that ſich nämlich viel darauf zu Gute, oder bildete ſich vielmehr nur ein, ein vollkommener Kenner der franzöſiſchen Sprache und ihrer Feinheiten zu ſeyn, beſonders aber die Ausſprache in ihrer Vollendung ſich eigen gemacht zu haben. Dieſer Fertigkeit ſtanden in ſeinen Augen alle ſeine übrigen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen nicht gleich, und wer ihn gewinnen wollte, verfehlte ſeinen Zweck gewiß nicht, wenn er ihm von dieſer Seite beizukommen ſuchte.

Eine der ſonderbaren Gefühlsrichtungen des braven Wetzel's, der er ſchon auf der Schule nicht zu widerſtehen vermochte, war die Neigung, allen ſeinen Bekannten eine hohe Meinung von der Stärke und Feſtigkeit ſeines Körperbaues beizubringen. Irgend eine ſeiner vielen trefflichen Eigenſchaften, welche es auch ſeyn mochte, durch den Zweifel Anderer angefochten zu ſehen, galt ihm nur wenig: an dieſem vermeinten Vorzuge durfte Niemand, ohne ihn zu betrüben, zweifeln. Und doch war er nur klein von Perſon und dem Anſehen nach faſt ſchwächlich, aber bedeutende Anſtrengungen ließ er ſich's koſten, um [illegible]den bei dieſer Anſicht zu erhalten. Einſt, an einem der kälteſten Wintertage, erſcheint er noch am ſpäten Abend auf der Stube Göthe's. Er findet mehrere unſerer

Freunde dort verſammelt. Alle beklagen ſich über die große Kälte. Wetzel allein ſtreitet dagegen. Ihm iſt die Witterung erträglich und eher angenehm, als beſchwerlich. Keiner aber der Anweſenden tritt ſeiner Meinung bei und er ſieht ſich überſtimmt. Da bleibt ihm Nichts übrig, als durch einen, wie er glaubt, unwiderlegbaren Beweis Jeden zu überzeugen, daß, wie läſtig man die Kälte immer finden möge, ſie doch auf ihn keinen Eindruck mache. Er wirft nämlich ſogleich ſeinen Frack von ſich und will hinaus. Wie? Wohin? rufen Alle. Doch indem ſie noch auf Antwort warten, iſt er ſchon aus ihren Blicken. Nach einer Stunde erſcheint er wieder, zwar zitternd vor Kälte und faſt ſprachlos, doch triumphirend und der feſten Ueberzeugung, jetzt durch ſeinen Spaziergang in der finſtern eiſigen Nacht jeden fernern Einwand vernichtet und ſich ſeiner Vorbilder, der Homeriſchen Helden, nicht gänzlich unwerth gezeigt zu haben.

Diesmal ging ihm die kleine Renomiſterei noch ſchadlos hin; da er aber als Student zu Leipzig ſich kurze Zeit nachher aus gleichen Bewegungsgründen bis in den November hinein in der Pleiße badete, mußte er ſeinen Uebermuth mit einer Krankheit büßen, an welcher er nicht ohne die größte Gefahr für ſein Leben, ein Vierteljahr zu leiden hatte.

Wie ſehr Wetzel durch jedes Ungewöhnliche, wenn es ſonſt ſchuldlos war und Niemand wehe that, angezogen wurde, dazu kann auch das folgende kleine Abenteuer einen Beitrag liefern. Wetzel, Burſcher zu Cottbus und ich, wir hatten uns einſt vorgenommen, eine nächtliche Wanderung zu machen. Es war in der Zeit der langen Tage; das Wetter war angenehm, der Himmel unbewölkt, und der blinkende Vollmond verſprach uns keine andere, als eine glückliche Fahrt. Mit dem Schlage Zehn wurde die Reiſe begonnen. Doch, als ob es darauf abgeſehen wäre, unſern Muth zu prüfen, umhüllte den Horizont eine Wolkendecke, die ſich mehr und mehr verdickte, und, ehe wir uns deſſen verſahen, ſelbſt das helle Antlitz des Mondes verdunkelte. Zum Thore waren wir bereits hinaus, keinem von uns war aber der Weg nach dem Orte bekannt, den wir uns als Ziel geſetzt hatten. Dieſer war Marienſtern, ein Frauenſtift, drei bis vier Stunden von Bautzen entfernt. Die Straße, auf der wir wandelten, war groß und breit, doch daß ſie an unſern Zielpunkt nicht führte, erkannten wir bald. Eine andere mußte geſucht werden, und zu dieſer andern war nur über ein Feld, das uns zur Seite lag, zu gelangen. Aber das Feld war ausgedehnt und friſch gepflügt; tief lagen die Furchen, hoch die Schollen und die aufgeworfenen Ränder, und kein Ende der beſchwerlichen Bahn zeigte das Halbdunkel des Mondlichts. Da wandelte den guten

Burſcher ein Verzagen an; die Ausſicht, den übrigen Theil der Nacht auf ähnliche Weiſe zu durchleben, ſchreckte ihn, und nach der Stadt, die noch nicht ſo gar weit entfernt lag, zurückblickend, wendete er ſich, ſagte uns gute Nacht, und trennte, wiewohl nicht ohne einigen Schmerz, das traute Kleeblatt der Don Quixotenjünger. Wetzel's Muth allein und der meinige hielt ſich aufrecht, und bald lohnte der Erfolg unſere Mühen. Denn ein Weg zeigte ſich, von dem wir glauben konnten, daß es der rechte ſey, und er war es. Wir zogen hierauf getroſt und fröhlich unſere Straße, und der Himmel ſelbſt ſchien von nun an unſer Unternehmen zu begünſtigen. Denn mehr und mehr entzog ſich die Scheibe des Mondes ihrer Wolkenhülle und endlich um Mitternacht glänzte ſie in voller Klarheit. Da blickten wir heiter hinaus, links und rechts in die freundliche, offene Landſchaft; was uns an Weite der Ausſicht entging, erſetzte uns die Beleuchtung, und die Entſchlummerung alles Lebens, das auch kein Windeshauch zu wecken wagte, erhob uns über jede gewohnte Sphäre unſers Denkens und Empfindens. Nach einer mehrſtündigen Wanderung traten deutlicher und immer deutlicher der Thurm und das Kloſter des Stifts vor unſere Augen, und ſchon hatten wir es erreicht, und unter keinen andern als erwünſchten Umſtänden erreicht, jenes erſehnte Ziel, dem wir den ſchönen nächtlichen Schlaf als willige Gabe opfernd brachten. Ruhig wandelten wir nun, doch ver-

laſſen und vereinſamt die ſtille Straße des Dorfes auf und nieder, denn keine Stimme rief uns gaſtlich zu, keine Hand ſtreckte ſich uns zum Druck entgegen, umzäunt war jedes Obdach, verſchloſſen jede Pforte. Doch nein! Eine Thür ließ ſich öffnen, dieſe allein weigerte ſich nicht, daß wir den Raum betraten, zu dem ſie führte. Es war die Thür des Kirchhofs. Eine Fläche, von einer Mauer eingeſchloſſen, reich beſetzt mit Hügeln, wenig Steine, geringer Prunk, aber überall friſches Grün. Einige Augenblicke ſchritten wir zwiſchen den Hügeln hin, dann ſetzten wir uns Jeder auf ein Grab, ermüdet und ſchweigend.

Guter Wetzel, wer mag wiſſen, ob du nicht oft noch ſpäter dich unſerer Wanderung und dieſer kurzen Ruhe auf den Gräbern erinnert haſt? Wer mag wiſſen, ob die Wanderung dir nicht als das Bild deines Lebens und die kurze Ruhe als das Bild der längern, die du ſchon ſeit geraumer Zeit gefunden haſt, erſchienen ſey. Denn du und Leute deiner Art ſind es nicht, welche die Welt beſonders begünſtigt. Ihr genügt euch ſelbſt zu ſehr, um viel nach ihr zu fragen; eure Bedürfniſſe, eure Wünſche, euer Streben und Trachten hat mit dem, was in ihren Augen Werth beſitzt, nur wenig gemein. Was ſie euch bietet, vermag nicht, euch zu ergötzen, und gar zu werthlos dünkt euch der Lohn, den ſie verheißt, um euch für das Empfangen deſſelben abzumühen. Darum, weil Gleiches nur bei Gleichem ſich gefällt, verläßt ſie euch

auch an ihrem Theile und wählt ſich Solche zu Günſtlingen, die williger, als ihr, nach den Forderungen, die ſie zu Geſetzen ſtempelt, ſich bequemen. Dieſen giebt ſie Güter; euch Lob, doch immer unſicheres, immer getheiltes. So kämpft ihr unaufhörlich mit dem trägen, bleiernen Schickſal, mit dem ungeſtüm fordernden Leben, und findet eures Muthes, eures Selbſtvertrauens ungeachtet, daß ihr der ſchwächere Theil ſeyd, und Sieg in dieſem Kampfe unmöglich iſt. Endlich ermüdet, kraftlos, oft an euch ſelbſt verzagend, ſucht und findet ihr nicht ſelten früher, als euer Loos es zu wollen ſchien, den Ort der Ruhe, der allem Zwieſpalt zwiſchen euch und der Welt ein Ende macht. —

Noch dünkten uns die Sitze, auf denen wir ruhten, bequem und ergötzlich, da dachten wir des mehr und mehr ſich nähernden Tages und der Nothwendigkeit, zu rechter Zeit in der Schule zu erſcheinen. Wir brachen auf, und kamen, als eben die Sonne aufgeſtiegen war, in unſern Wohnungen an. Zum Schlafen war die Zeit vorüber; Jeder hatte noch mit den Vorbereitungen, die dem Erſcheinen und Leben am Tage vorausgehen müſſen, zu thun, und als dies kaum geſchehen war, rief uns die Glocke in den trauten Kreis, den unſre Mitſchüler mit ihrem und unſerm Lehrer, dem braven Gedicke ſchon geſchloſſen hatten.

Unter dem Lächeln und den bedeutungsvollen Blicken der Erstern nahmen wir unsre Plätze ein, aber dieser Tag schien nicht einer von denen zu seyn, denen wir einen bedeutenden Fortschritt in unserm Wissen verdanken würden. Die Natur machte ihre Bedürfnisse bald geltend; unsere Gedanken verloren sich, und wir entschliefen. Aber Gedicke gehörte zu den Lehrern nicht, die über Dinge solcher Art gleichgültig hinwegzusehen hätten, oder vor denen es leicht gewesen wäre, sich zu verbergen. Bald Verdacht schöpfend, daß hier etwas Besonderes zum Grunde liegen müsse, wendete er sich diesmal hauptsächlich an uns, und als sein Vermuthen sich zur Ueberzeugung gesteigert hatte, brach er aus, und forderte mit dem ernsten Tone, den seine Schüler nicht leicht zu überhören pflegten, Rechenschaft. Da wir selbst zögerten, trat Einer unserer Mitschüler auf und gab ihm bescheiden und bittend von unserm nächtlichen Abenteuer Kunde. Gedicke, ein Mann von festem Willen, von ernstem Sinne, heilsamer und besonnener Strenge zwar nicht abgeneigt, aber doch edel und menschlich fühlend, theilnehmend an menschlichen Bedürfnissen, nachsichtig bei menschlichen Schwächen, nahm die Mittheilung sogleich von der Seite auf, von der sie genommen werden mußte. Nicht unbedingt billigend, nicht scheltend und den Ernst, der sich in seiner Miene festsetzen wollte, durch eignes, schütterndes Lachen bald verscheuchend, gab er uns nur die Weisung, unsere

Wanderungen doch künftig in einer Art zu unternehmen, zu welcher kein beſonnener Mann den Kopf zu ſchütteln für nöthig erachten möchte.

Ich halte es für geradezu unmöglich, daß es ſcheinen könne, als habe ich beabſichtigt, durch meine kleinen Nachrichten auch nur den leiſeſten Strahl nachtheiligen und entſtellenden Lichts auf das vortreffliche Gemälde des Wetzel'ſchen Charakters zu werfen. Unbilligkeit nur und Thorheit könnte ſich zu einer Anſicht dieſer Art hinneigen. Wie man den Staatsmann aus ſeinen politiſchen Verträgen, den Dichter aus ſeinen Geſängen kennen lernt, ſo erkennt man den Menſchen allein aus ſeinen ſtillen Gewohnheiten, aus ſeinen dem Auge der Menge verborgenen Zügen und Handlungen. Nur eine unnütze Vorſicht kann darnach ſtreben, aus der Darſtellung eines menſchlichen Weſens auch die unſchuldigſte Schwäche, oder vielmehr Eigenthümlichkeit, zu entfernen. Der Gewinn eines ſolchen Bemühens iſt kein beneidender: es iſt der Mangel an Reiz und Lebendigkeit, der eine Schilderung um die Aufmerkſamkeit und Theilnahme bringt, die in der Abſicht des Darſtellers nothwendig liegen mußte. Die genaueſte Aehnlichkeit hat in dieſem Punkte das Aeußere einer menſchlichen Erſcheinung mit dem Innern. Gefühl, Haltung, Kleidung wird nur dann beachtet, wenn es durch Abweichendes aus der Reihe des Gewöhnlichen hervortritt. Ueber das Letztere, wie genau es allen Zer-

derungen des Gebrauchs und ſelbſt der edleren Weltſitte entſpreche, gleitet dennoch der Blick flüchtig und leicht dahin. Daß aber zu dem, von dem Alltäglichen Verſchiedenen, was man an Wetzel vielleicht hier und da finden mochte, ſich ſehr Edles geſellte, dazu möge auch ein Belag folgen.

Die Einwohner Bautzens zeichneten ſich damals — wie es jetzt wohl nicht anders ſeyn wird — durch ungemeine Wohlthätigkeit gegen die Schüler des Gymnaſiums aus. Eine große Zahl derſelben empfing wöchentliche und monatliche Unterſtützungen, die für Manchen faſt hinreichend zur Lebenserhaltung waren, und für die zur Univerſität Abgehenden wurden wahrhaft beträchtliche Beiträge bei dem Direktor eingeſendet. Für Wetzel namentlich, den Armuth und Würdigkeit der Wohlthätigkeit gleich dringend empfahl, waren bei ſeinem Abgange von der Schule mehr als hundert Thaler eingekommen. Dieſe Summe ſchien ihm zu beträchtlich, als daß er ſie für ſich allein behalten könnte. Er erklärte deshalb, daß er ſie dann nur annehmen würde, wenn ihm erlaubt wäre, ſie mit einem andern armen Schüler, der ſich aus der Fremde dort eingefunden hatte, zu theilen. Dies war ſein ernſter Wille, und kaum konnte er durch das Zureden aller ſeiner Freunde und durch die entſchiedene Weigerung deſſen, den er, ſelbſt dürftig, der Sorge für einige Zeit zu entladen gedachte, bewogen werden, das Ganze, was für ihn beſtimmt war, zu behalten. Man wird gern

zugeſtehen, daß nur ein ſehr edler Menſch ſo denken konnte.

Ich ſehe es für einen der größten Verluſte an, die mir das Schickſal auflegen konnte, daß ich durch den weiten Abſtand unſres gegenſeitigen Aufenthalts und allerlei ſtörende Lebensverhältniſſe ſpäter veranlaßt wurde, den nähern Umgang mit Wetzel zu unterbrechen. Einmal nur ſah ich ihn noch in Leipzig und verweilte mehrere Tage bei ihm. Ich fand da an ihm wieder das anſpruchloſe, das freundliche, immer nachgebende, immer gelaſſene, gutmüthige und heitere Weſen, das ſeinen Charakter im Privatleben ſo anziehend und liebenswürdig erſcheinen ließ. Als ich ernſtlich darauf dachte, meinen Umgang mit ihm durch perſönliches Zuſammentreffen zu erneuern, entriß ihn mir und ſeinen Freunden der Tod. Jetzt vermag ich nun nichts, als ein treues, liebendes Andenken ihm zu bewahren, das bis an das Ende meines Daſeyns ihm geweiht ſeyn wird.

Berlin. Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen.

Bericht über
Gubitz'
„Volks-Kalender für 1854."

Mit hundertundzwanzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung nach Zeichnungen von G. Bartsch, Holbein, Hermann Weiß ꝛc.

Preis: 12½ Sgr.

Daß der vollständige und ausführliche Kalender mit seinen bezüglichen Bildern und dazu gegebener Erläuterung den Anfang macht, Alles, was ihm sonst, je nach Veränderungen, welche aus dem neuen Jahre hervorgehen, beigesellt ist (Astronomisches, alter Kalender, Festtage der Juden, Jahrmärkte, Genealogie ꝛc.), versteht sich von selbst. Dabei ist aber nicht Weniges, was andere Kalender nicht haben, und außerdem sind die Nebenräume mit dem Mannigfachsten ausgestattet. Zuerst werden wir Begleiter auf der „Erdenreise des Jahres 1853" und die neuen zwölf Monatsbildchen erhalten da in sinniger Weise ihre Erklärung. Diese „Erdenreise" hat schon in sehr vielen gesellschaftlichen Kreisen die gemüthvollste Fröhlichkeit erweckt und wird sie Jedem erwecken. Neben derselben findet sich noch an herzigem und belustigendem Beiwerk: Sinnblüthe. Wohlthätiger Trost. Eulenspiegel als Schüler. Altdeutsche Reime vom Studenten. Persischer Spruch. Die Prise. Bracht' es! Morgenländischer Spruch. Rath des Selbstsüchtigen. Wetter-Beobachtungen. Vom Geiz. Zum Merkbuch. Für Arbeitscheue. Weite Aussicht. Reimsprüche. Auf Einen kommt's nicht an! Einer dümmer als der Andere. Naive Frage. Was man liebt. Wahres Christenthum. Vom rechten Willen. Die herbstliche Färbung der Blätter. Nochmals Reimsprüche. Es ist doch die Frage!! Zuruf. Vom Glauben. Aus einem Kaufmannsbriefe an einen Leiher. Die Vorzeit

nutzt nicht. Zu beherzigen! Wahrheit. Nochmals zum Merkbuch. Schluß-Mahnung. Im Ganzen vierzig nutzbare und drollige Andeutungen. — Nun schließt sich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“

das auf dem Titel in Bild und Spruch auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinweiset und mit seinen hundert und sieben bildlichen Darstellungen aus allen Bereichen des Lebens und Wissens deren Zahl im Ganzen auf einhundertundzwanzig steigert. Der schriftliche Inhalt bekundet seine Reichhaltigkeit schon durch die Gattungen und Titel:

Wissenschaftliches.

Der Mondwechsel. Von Fr. Paole.
Die Farbestoffe. Von L. Heros.
Die Gebläse. Von L. Heros.
Im Walde. Von L. Heros.
Im Felde. Von L. Heros.
(Beides Letztere in Fortsetzungen seit 1846.)

Betrachtungen auf dem Lande und Meere.

Ein Blick aus Deutschland bis nach Amerika.
Von C. Nienitz.
Der Maelstrom an der Küste Norwegens.
Gretna-Green. Von Fr. Paole.
Der Chimborazo.
Das Rennthier. Von C. Nienitz.

Geschichtliches und Lebensschilderungen.

Deutsches Ereigniß. Oesterreich und Preußen im Bunde.
Die Dänenkönigin Margarethe. Von F. W. Gubitz.
Sanct Hubertus. Von F. W. Gubitz.
K. H. Graun. Von Fr. Paole.
Immanuel Kant. Von Anton Gubitz.
G. C. Lichtenberg. Von Anton Gubitz.
Peter Vischer. Von Anton Gubitz.
Unerhörtes vom Doctor Johannes Faust.

Sinnig-Ernstes.

Goldenes Lebens-ABC. Von F. W. Gubitz.
Die Wohlthat. Von K. Bern.
Gott kehrt ein bei den Seinen. Von F. W. Gubitz.

„Ein wunderlicher Mann.“ Von C. Nienitz.
Märchen vom steinalten Mütterlein. Von Fr. Mihm.
Schuldig oder nicht schuldig? Von G. Braun.
Der arme Fischer und der Landeshauptmann. Von Fr. Bertram.
Eines Räubers letzte That. Von Fr. Bertram.
Der Wächterruf. Von F. W. Gubitz.
Zwölf goldene Worte Schiller's.

Humoristische Streifzüge.

Die Sage vom Rauchteufel in Holland. Von A. Saminer.
Heimische und fremde Vögel. Von —r.
Der Schuh-Absatz. Altdeutsche Hechelschrift.
Aus dem Lande der Stiehaufs. Von —r.
„Petit“ und „Wacker“. Von A. M.
Kindes-Betrachtungen. IV — VII. Von A. v. Müller.
(I — III. im Jahrgange für 1853.)
Der böse Nachbar wird umgebracht. Von F. W. Gubitz.

Diesem Inhalt, den wir in seiner eben so kernhaften als heiteren Gediegenheit kennen, noch Worte der Empfehlung anzufügen, ist gewiß unnöthig. Wir sind überzeugt, daß dieser zwanzigste Jahrgang unseres „Volks-Kalender“ auf lange Zeit Alt und Jung erfreut, daß man immer wieder danach greift und ihn höher schätzen lernt, als das Wenige, wofür er Jedem zum Eigenthum wird.

Berlin, im Dezember 1853.

Vereins-Buchhandlung.

Nun ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marguerite.

Roman von Dr. Christian Birch.

Drei Theile. 3½ Thlr.

Ein geist- und phantasiereiches, gewiß allgemeine Theilnahme erweckendes Werk, das neuere Begebnisse in beiden Welten, Amerika und Europa, mit ausgezeichneten Landes-Schilderungen verbindet. Nicht viele Gaben unserer Literatur können sich dieser an Werth gleichstellen! — wie bereits sämmtliche Beurtheilungen anerkannt haben.

Jesuiten und Jesuitereien.

Wirkliche Begebenheiten und geschichtliche Thatsachen nebst Gründen der Erfahrung.

Preis: 1 Thlr.

Ein inhaltreiches und inhaltmächtiges Buch, das jedem Beobachter der Zeit eben so wichtig als unterhaltend seyn wird, indem es, nächst den bedeutsamsten geschichtlichen Hinweisungen, die gesammelten Stimmen der geistreichsten Männer aller gebildeten Völker über die Jesuiten aneinander reiht. Hier kommt der Spruch in Anwendung: „Wollt Ihr die Gegenwart verstehen, müßt prüfend Ihr zur Vorzeit gehen!" — und daß es geschehe, ist bei den sehr bedenklichen Kämpfen in unsern Tagen eine Nothwendigkeit, die jeder Denkende sich zur Pflicht machen sollte. — Wir wenden zugleich die Aufmerksamkeit hin zu dem Aufsatz: „Jesuitische Bemerkungen" im zwölften Bändchen von Gubitz' „Volks-Gesellschafter".

Goethe in Briefen und Gesprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Supplement zu den Werken des Dichters.

Preis: 1½ Thlr.

Schiller in Briefen und Gesprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Schiller's über Werke und Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst, des Lebens und der Menschenseele.

Supplement zu den Werken des Dichters.

Beide Sammlungen sind das Beste, was sich den Werken Goethe's und Schiller's anschließen läßt, weil sie uns die Gaben der großen Dichter erläutern und dazu dienen, ihr Innerstes vor uns zu entfalten.

Die Klage.

Schlußgesang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Gestalt. Herausgegeben von F. H. von der Hagen. Mit Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung nach Zeichnungen von Holbein.

Preis: 15 Sgr.

Der Nibelungen Klage.

Zum ersten Male in neuhochdeutschen Reimen. Zur Ausgabe des „Nibelungenlied" mit einem Vorwort von F. H. von der Hagen. Mit denselben Holzschnitten.

Preis: 12 Sgr.

Durch diesen Schlußgesang ist das bedeutsamste Heldengedicht deutscher Vorzeit vervollständigt, und beide Ausgaben, die altdeutsche sowohl wie die neudeutsche, schließen sich in Form und Ausstattung am Innigsten an die in unserem Verlage erschienenen werth- und schmuckvollen Ausgaben des „Nibelungenlied", deren jede 1 Thlr. 10 Sgr. kostet.

Geschichte der christlichen Feste.

Entwickelung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung, übersichtlich dargestellt von Dr. J. G. Müller.

Preis: 12 Sgr.

Inhalt: Von den wöchentlichen Festen. (Sonntag. Sonnabend. Mittwoch. Freitag.) Von den jährlichen Festtagen. (Ostern. Cyklus des Osterfestes. Osterwoche. Palmsonntag. Grüner Donnerstag. Charfreitag. Sonnabend. Ostersonntag.) Pfingstfest. (Himmelfahrt. Das eigentliche Pfingsten.) Weihnachtsfest. (Adventszeit.) Die Epiphanien. Neujahrsfeier. Marienfeste. Feste der Märtyrer, Heiligen und Apostel. Petrus und Paulus. Petri Stuhlfeier. Fest aller Heiligen. Engelsfeste.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Ergänzungsband für den 15. und 16. Jahrgang.

Preis: 2 Thlr.

Von dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" sind die Jahrgänge 1836 und 1837 gänzlich vergriffen; deshalb geben wir diesen Ergänzungsband, welcher enthält: Der Glöckner von Notre-Dame. Von Ch. Birch-Pfeiffer. Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten. Von L. Angely.

Mulier taceat in ecclesia, oder: Die kluge Königin. Von E. Raupach. Hinko. Von Ch. Birch-Pfeiffer. Endlich hat er es doch gut gemacht. Von Albini. Von Sieben die Häßlichste. Von L. Angely.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Zweiunddreißigster Jahrgang, für 1853.

Preis: 1¾ Thlr.

Inhalt: Das Forsthaus. Schauspiel in vier Akten von Ch. Birch-Pfeiffer. — Die selige Frau. Schwank in einem Akt von F. W. Gubitz. — Der Kegelspieler. Märchen in fünf Akten von E. Raupach. — Die Ruinen. Lustspiel in drei Akten von F. A. Steeger. — Herz und Weltehre. Schauspiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Die neue Schauspieler-Truppe. Fastnachts-Posse von F. W. Gubitz.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Dreiunddreißigster Jahrgang, für 1854.

Preis: 1¾ Thlr.

Inhalt: Wie man Häuser baut. Zeitgemälde in vier Akten. Von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Großes Unglück! Lustspiel in einem Akt von J. E. Kleebus. — Saat und Frucht. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel von E. Raupach. — Margaretha. Schauspiel in einem Akt von Anton Gubitz. — Rizzio. Trauerspiel in fünf Akten von R. Graf Redbinder. — Der Kaiser und die Müllerin. Historisches Lustspiel in einem Aufzuge. Von F. W. Gubitz.

Als bedeutendste Sammlung deutscher Bühnenwerke anerkannt, spricht auch diesmal der Inhalt für sich selber!

Robinson und dessen Kolonie.

Das Vollständigste über Robinson's Abenteuer, Schicksale und Erfolge.

Dritte Auflage. 5 Sgr.

Daß dieses Büchlein trotz der umfangreichen Robinson-Literatur bereits die dritte Auflage erlebte, ist seine beste Empfehlung.

Aus der Geschichte
und dem
Familienleben.

Wahre Begebenheiten in Erzählungen von A. Sartorius. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die gefahrvolle Vermählung. — Der Page. — Die neue Cassandra. — Die Emancipirte. — Johanna. — Zwei Sylvester-Tage.

Diese sechs Erzählungen sind reich an Stoff und sinniger Unterhaltung. Daß sie auf wahre Begebenheiten sich gründen, ist noch ein Vorzug, obwohl nicht ihr bedeutendster: er wird überwogen von der anziehenden Schilderung. Wir dürfen demnach die geistige Gabe, deren Verf. durch die Erzählungen: „Die Belagerung von Breslau" und „Die Lotto-Spieler" (in Gubitz' „Volks-Gesellschafter" Bändchen XI und XII) sich bereits viele Freunde erworben hat, mit Recht der Lesewelt empfehlen.

Schriften von Daniel Leßmann.

Luise von Halling. In Briefen aus Süd-Spanien. Zwei Bände. Preis: 2 Thlr. 7½ Sgr. — Mastino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr. — Die Schlittenfahrt. Erzählung. Preis: 1 Thlr. — Die Heidenmühle. Ein Roman. (Das letzte seiner Werke.) Zwei Theile. Preis: 3 Thlr. — Nachlaß. Drei Bände. Preis: 5 Thlr.

Leßmann gehört zu den bedeutendsten Romandichtern Deutschlands. Er ist einer von den Wenigen, welche sich ohne die gefärbte und darum färbende Brille der Tendenz der Wirklichkeit des Lebens hinzugeben, sie mit rein sittlicher Wahrheit zu durchleuchten verstehen. In festem, sicher durchgeführtem Plan bei reichem Wechsel der Begebenheiten bewegen sich Leßmann's Romane wie absichtslos durch eine aus der Natur der Menschen und Verhältnisse ungezwungen erwachsende Entwickelung. Seine Charaktere sind tief im Grunde ihres Seelenlebens ergriffen und durch alle Wendungen der auf sie eindringenden Umstände meisterhaft geschildert. „Luise von Halling", „die Schlittenfahrt",

„die Heidenmühle" bilden eine Dreizahl von Musterschöpfungen auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung. Im „Nachlaß" entfaltet sich des Verfassers vielseitiges poetisches Talent auch in der Novelle, im Drama u. s. w.; den Geist echt historischer Auffassung und die Kraft historisch lebensvoller Darstellung athmet sein „Mastino della Scala" gleich einigen kleineren Geschichtsbildern im „Nachlaß." Die klassische Form seiner Prosa bewährt sich hier wie dort. Alles in Allem verdient er es, ein Liebling des deutschen Volkes zu seyn.

Die Mennoniten.

Wahre Begebenheit erzählt von A. v. Möller.
Verf. von „Mir ist's nicht um's Geld, sondern um's Worthalten" und „Der Schatzgräber".
(Siehe: „Neue Volks-Bücher. Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von C. Nienitz.")
Preis: 15 Sgr.

Diese auf Wirklichkeit gegründete Erzählung, deren Abdruck früher Hindernisse fand, wird jetzt um so mehr Theilnahme erregen, da die Verhältnisse der Mennoniten zu dem Staatsverbande eben wieder zur Besprechung kommen sollen. Aber auch an sich haben die in dem Werkchen berührten geschichtlichen Ereignisse, die uns an eine durch Noth und Elend, Muth und Aufopferung errungene herrliche Siegeszeit der Deutschen, so wie an die edle Menschenliebe Friedrich Wilhelm des Dritten erinnern, einen mächtigen Reiz, so daß ein tiefer Eindruck bei keinem Leser ausbleiben kann und wird.

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Von Clemens Brentano. Mit Darstellung der Schlußscene. Zweite Auflage. 10 Sgr.

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung von Clemens Brentano. Zweite Auflage. 10 Sgr.

Beide Erzählungen gehören zu dem Besten, was Brentano geschrieben; die erstere ist eine der schönsten Perlen im Schatze der deutschen Literatur.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**